Staatliche Bibliothek
Regensburg
Med. 1911 (2

Dr. Joseph Frank's,

öffentlichen Lehrers der Pathologie und ihrer Darstellung am Krankenbette auf der Kaiserl. Russischen Universität zu Wilna; wirklichen Mitgliedes der, die Hospicien in Litthauen dirigirenden Commission, und des Collegiums der Ärzte in Venedig; correspondirenden Mitgliedes der Gesellschaft der Georgiofili in Florenz, der Wissenschaften und Künste in Strasburg, der medizinischen und Galvanischen Gesellschaft in Paris, der k. Gesellschaft der Ärzte in London, der Sydenhamischen in Halle, u. s. w.,

C

Reise

nach

Paris, London,

und einem grossen Theile des übrigen

Englands und Schottlands

in

Beziehung

auf

Spitäler, *Versorgungshäuser*, übrige *Armen-Institute*, *Medizinische Lehranstalten*, und *Gefängnisse*.

Zweiter Theil.

Wien,

in der Camesinaischen Buchhandlung.

1805.

G/71/500

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Sr. Excellenz

dem

Hochgebohrnen Herrn Grafen

Thaddaeus Czacki,

Geheimrathe Sr. Majestät des Kaisers und Selbstherrschers aller Reussen, Ritter mehrerer Orden, Mitgliede verschiedener gelehrter Gesellschaften u. s. w.

Euere Excellenz!

Den ersten Band dieser Reisebeschreibung habe ich in Österreich einem Manne gewidmet, der für alles, was das menschliche Elend vermindern kann, das höchste Gefühl hat, und diesem Gefühle gemäss zu handeln gewohnt ist. Mit gleichem Rechte widme ich in diesem Lande Euerer Excellenz den zweiten Theil des nemlichen Werkes. Ihr ganzes Bestreben geht dahin, in den weitschichtigen Provinzen, *Vollhynien*, *Podolien* und *Kiew*, in welchen Ihnen über das wissenschaftliche Fach die Aufsicht anvertraut ist, die Verbreitung einer soliden, auf Religion, Moral, Tugend und reelle Glückseligkeit gegründeten Aufklärung zu erzielen. Sie sind im Begriffe, die nützlichsten Wohlthätigkeit-Anstalten zu gründen. Ihnen kann demnach ein Werk, das

die besten Beispiele dieser Art zur allgemeinen Nachahmung aufzustellen suchet, nicht gleichgültig seyn. Nach wenigen Jahren werden Reisende Ihre Anstalten bewundern und beschreiben.

Ich bin mit der grössten Verehrung

Euerer Excellenz

Wilna den $\frac{24}{12}$ten März 1805.

gehorsamster Diener,
Joseph Frank.

London.

Königliche Gesellschaft der Humanität.

Ist es mir gelungen, den ersten Theil dieses Werkes durch die Beschreibung einiger Anstalten, welche die Errettung des *moralischen* Lebens zum Zwecke haben, wie z. B. mit jener des Magdalenen-Spitals, der Philantropischen Gesellschaft u. s. w., auf eine, für meine gütigen Leser nicht gleichgültige Weise zu schliessen; so hoffe ich den zweiten Theil desselben mit einem nicht minder wichtigen Gegenstande anzufangen; nemlich mit der Beschreibung eines Instituts, welches unmittelbar die Errettung des *physischen* Lebens zur Absicht hat. Dieses Institut wurde im Jahre 1774 durch Dr. *Cogan* und Dr. *Hawes* gestiftet. Als Veranlassung diente eine, durch Dr. *Cogan* unternommene Übersetzung ins Englische der *Denkwürdigkeiten der Amsterdamer Gesellschaft zur Errettung der Ertrun-*

kenen, sammt einer Aufforderung an das Londner Publikum, ein solches Beispiel nachzuahmen. Er berief sich auf das, was in dieser Hinsicht bereits im Jahre 1768 von dem Gesundheits-Magistrate in *Mailand*, *Venedig*, und später in *Hamburg* geleistet wurde. Dr. *Cogan*'s Bemühungen waren, wie aus dem bereits gesagten erhellet, nicht fruchtlos. Im Gegentheile, die durch dessen Aufforderung entstandene Gesellschaft hat sich nicht allein die Errettung der Ertrunkenen, Erfrornen, Erstickten und vom Blitze Gerührten zum Zwecke aufgestellt; sondern sie hat auch gesucht allen Umständen vorzubeugen, welche Menschen in die erwähnten Lagen zu stürzen vermögen. So beschäftigt sie sich nun vorzüglich mit der Bestimmung der Mittel, Unglückliche, welche Schiffbruch leiden, zu retten. Möge der Erfolg dieser Beschäftigungen eben so glücklich seyn, wie er es bisher in in den übrigen Gegenständen war. Die Gesellschaft der Humanität hat nemlich seit der Epoche ihrer Entstehung bis in das Jahr 1803 2798 wirkliche Scheintodte gerettet! —

Die Beschreibung der Mittel, deren man sich zu solchem Entzwecke bediente, gehört platterdings nicht zum Zwecke dieses Werkes. Wir besitzen so viele klassische Bücher über diesen Gegenstand, dass ich ohne Bedenken meine Leser dahin verweisen kann.

Die Gesellschaft der Humanität hat sieben Rettungshäuser in und um *London* errichtet. In denselben wurden im Jahre 1801 allein fünfzehn Weiber, dreizehn Männer und acht Kinder von dem Wasser - Grabe errettet. Es sind zugleich viele Ärzte und Wundärzte in den verschiedenen Bezirken dieser Hauptstadt von der k. Gesellschaft der Humanität mit *Nothkästen* versehen worden, um den Verunglückten alsogleich zu Hilfe eilen zu können. Derselben Bemühungen werden durch silberne und goldene Denkmünzen belohnet. Die hiezu erforderlichen Auslagen, so wie überhaupt die Ausgaben der ganzen Gesellschaft, werden durch eine Subskription bestritten. Diejenigen, welche an dieser Subskription Antheil nehmen, versammeln sich zweimal des Jahres, und wählen einen *Ausschuss*, der alle zwei Monathe eine Sitzung hält. Die Gesellschaft hat ferner zwei grosse und merkwürdige Tage zu feiern; nemlich der Tag, wo die *jährliche Predigt (annual sermon)* gehalten wird, und jenen, wo das *jährliche Fest (anniversary Festival)* Platz findet. Ich hatte das Vergnügen beiden beizuwohnen, und diess durch die Güte des Dr. *Hawes*, welcher mir Eintrittsbillete dazu verschaffte.

Sonntag den 24ten April 1803 versammelte sich eine ungeheure Menge Menschen in der *St. James's* Kirche. Die Augen aller Anwesenden waren auf einen etwas erhöhten Platz, der sich in der Mitte der Kirche befand, gerichtet. Auf demselben stan-

den über dreissig reinlich gekleidete Personen von verschiedenem Alter und Geschlechte. Diess waren die in dem gegenwärtigen Jahre durch die Gesellschaft der Humanität geretteten Individuen. Jedes unter ihnen hatte eine mit Pracht eingebundene Bibel unter dem Arme, mit der Aufschrift: *Geschenk von der k. Gesellschaft der Humanität.* Der Predigt giengen einige, derselben analoge Lieder voraus, in welche alle Anwesenden einstimmten. *Lord Bischof von Gloucester* betrat die Kanzel. Er erschien dabei nicht allein als grosser Redner, sondern verrieth auch die tiefesten Einsichten in das Fach der Physiologie. Man kann die Phänomene, welche den Scheintod begleiten, nicht treffender schildern, als er es that! — In dem Schlusse der Predigt sprach der *Lord Bischof* von dem Erfolge, welcher die Bemühungen der k. Gesellschaft der Humanität bis auf den heutigen Tag gekrönt hatte. Hierauf wandte er sich zu den gegenwärtigen Geretteten, und hielt ihnen eine sehr treffende und rührende Anrede. Diese machte eine solche Wirkung, dass zwei davon ohnmächtig wurden. Ich bemerkte besonders einen Jüngling, der, von heftigen Zuckungen befallen, zu Boden sank. Die Umstehenden versicherten mich, er habe sich selbst tödten wollen; seie aber durch ein Mitglied der k. Gesellschaft der Humanität davon abgehalten worden.

Als der Prediger die Kanzel verlassen hatte, wurden abermal einige Lieder angestimmt; darauf ent-

fernten sich alle Anwesenden. Beim Verlassen der Kirche gab Jeder ansehnliche Beiträge zur Unterstützung des Instituts. — Diese Feierlichkeit hat tiefen Eindruck auf mich gemacht; ich dachte nicht, dass mir eine noch rührendere Scene bevorstände. Diese fand den folgenden Mittwoch, als den 27ten April 1803 statt. Ich spreche von dem *jährlichen Feste*. Es wurde in der Londner Taverne durch ein Mittagmal gefeiert. Über 200 Personen nahmen Theil daran. Man war sehr heiter bei Tische, sang das *God save the King*, und trank die gewöhnlichen Gesundheiten. Auf einmal ertönte ein Trauermarsch aus der Oper: *König Saul* von *Händl;* — es eröffneten sich die Thüren; es erschien eine Fahne mit der Aufschrift: *Wir preisen Gott und danken Ihnen!* — und ihr folgten in Ordnung alle diejenigen Individuen, welche durch die Bemühungen der Gesellschaft in dem verflossenen Jahre vom Tode gerettet worden waren. Ein Frauenzimmer, das von ausgezeichneter Geburt zu seyn schien, machte den Anfang. Sie wurde durch zwei Mitglieder der Gesellschaft geführet. Nachher kamen mehrere Kinder in Begleitung ihrer Ältern, und endlich erschienen verschiedene Jünglinge und Mädchen — alle mit ihren zum Geschenke erhaltenen Bibeln unter den Armen. Der Zug gieng zweimal um den Tisch herum. Gott, — welche Scene! die Geretteten, die Erretter, und alle übrigen Anwesende waren von gleichen Gefühlen durchdrungen. Jedermann liess den Thränen freien Lauf

und diess war wahrlich eine grosse Wohlthat. Kaum hatte sich der Zug entfernt, so trat eine allgemeine tiefe Stille ein. Nach einigen Minuten wurde dieselbe durch eine sehr rührende Rede des Präsidenten der Gesellschaft, Grafen *Stamford*, unterbrochen. Ihr folgte eine zweite Rede vom *Lord Bischof von Gloucester.* Man kann sich den Inhalt dieser beiden Reden leicht vorstellen. Kaum waren sie geendiget, als die Thüre von neuem aufgieng, und eine bejahrte Frau von mehreren Mitgliedern der Gesellschaft im Triumphe eingeführt, und vor den Stuhl des Präsidenten gebracht wurde. Diese Frau war Madame *Newby*, Hebamme des Gebährhauses der Stadt London, von welcher ich schon viel rühmliches in dem ersten Theile dieses Werkes gesagt habe. Der Präsident redete Madame *Newby* an, und erklärte: dass, da sie seit mehreren Jahren eine grosse Anzahl scheintod gebohrner Kinder durch ihren Fleiss zum Leben gebracht habe, die k. Gesellschaft der Humanität ihr eine goldene Medaille zugestehe. Diese Medaille wurde der tiefgerührten Frau an die Brust geheftet. Ein Mitglied der Gesellschaft dankte in ihrem Namen. Endlich hielt Dr. *Hawes* eine Schlussrede, worauf sich die Gesellschaft trennte. Nie werde ich diesen Tag vergessen. Er war ganz gemacht, um sich mit dem menschlichen Geschlechte auszusöhnen!

Asylum zur Unterstützung und zum Unterrichte taubstummer Kinder armer Ältern.

(Grange-road, Bermondsey.)

Dieses Institut enthält gegen vierzig Kinder beiderlei Geschlechtes. Sie werden durch den Ertrag einer Subskription verköstiget und unterrichtet. Einige wenige Pensionärs, die sich in dem Institute befinden, machen eine Ausnahme, indem sie einen ansehnlichen Geldbeitrag liefern. Das Alter der Taubstummen ist für ihre Aufnahme auf neun bis vierzehn Jahre festgesetzt. Die Knaben werden zu Künsten oder zu Handwerken, die Mädchen aber zum Dienste auferzogen. Sie lesen, schreiben und rechnen sehr fertig, und einige sind sogar in der Geographie bewandert. Dabei sprechen sie alle auf eine sehr verständliche Weise. Herr *Watson*, der Lehrer der Taubstummen, hat dabei die Beobachtung gemacht, dass seine Zöglinge weit leichter und geschwinder auswendig lernen, wenn sie die Wörter, die man ihnen zu diesem Endzwecke aufgiebt, *laut* aussprechen, als wenn sie dieselben blos in Gedanken wiederhohlen. Die Taubstummen dieses Instituts haben ferner die Fertigkeit, die Sprechenden durch die Bewegungen des Mundes zu verstehen. Diess muss bei den Engländern besonders schwer fallen, da sie im Sprechen den Mund sehr wenig öffnen. Ich kann nicht aufhören von diesem Institute zu reden, ohne

die allda herrschende Ordnung, und die gute Aufnahme, welche mir Herr *Watson* angedeihen liess, öffentlich zu rühmen.

Schule für arme Blinde.
(St. George's Fields.)

Eine kleine, höchst zweckmässige Anstalt, welche ohne allen Schein von Anmassung, und blos auf den wirklichen Nutzen angelegt ist. Sie wurde im Jahre 1800 von einer Gesellschaft wohlthätiger Menschen durch Subskription errichtet. Ein sehr niedliches Haus wurde zu diesem Endzwecke gebauet, und auf das Beste eingerichtet. Die Blinden werden in dieses Institut blos aufgenommen, damit sie so viel lernen, als sie nachher brauchen, um auf eine angemessene Art ihr Brod verdienen zu können. Sie überlassen daher das, in Paris übliche Lesen und Schreiben den Sehenden; und geben sich besonders mit dem Flechten der Körbe und Stricke ab. Die Weiber beschäftigen sich mit Spinnen; einige darunter nähen sogar. Ein Mädchen fädelte zu diesem Endzwecke eine Nadel mit den Lippen mit ausserordentlicher Geschwindigkeit in meiner Gegenwart ein.

Zu den Gegenständen, welche man die Blinden hier noch lehrt, gehört der *Kirchengesang*, den sie nach Noten erlernen. Die Noten werden in gewisse Löcher gesteckt, die sich auf fünf erha-

benen Linien und in den dazwischen liegenden Furchen befinden. Die Takte sind durch querliegende Stangen von Messing angezeigt. Wie der Werth einer jeden Note angegeben wird, konnte ich nicht erfahren, da der Musik-Meister nicht zugegen war.

In dem Augenblicke, in welchem ich das Blinden-Institut besuchte, befanden sich drei und zwanzig Knaben und zwölf Mädchen darin. Über die Hälfte unter ihnen hatte das Gesicht durch die Pocken verlohren. Ich sahe ein Kind, das nicht allein blind, sondern zugleich auch taubstumm war.

Das Blinden-Institut war die erste Anstalt, die ich in England, ohne den Vorstehern eine Empfehlung mitzubringen, besuchte. Dessen ungeachtet wurde ich von Herrn und Madame *Hill* auf die zuvorkommendste Weise aufgenommen. Sie haben auch gewiss alle Ursache, die vortreffliche Anstalt, welche sie leiten, Jedermann ohne Hinterhalt zu zeigen.

Armenschulen.

Jede Pfarre dieser Hauptstadt hat eine eigene Schule für die zu ihr gehörigen Kinder der Armen. Es wird allda in der Religion und Moral, so wie im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht ertheilt. Einmal des Jahres begeben sich die Kinder aller dieser Pfarrschulen in die St. Paul's Kirche,

um eine Predigt anzuhören. Ich genoss dieses grossen Schauspieles den 26. Mai 1803. Unter der ungeheuren Kuppel dieser weltkündig prächtigen Kirche war ein Amphitheater errichtet. Auf dieser unermesslichen Bühne befanden sich sechs tausend rein gekleidete Kinder. Diese stimmten vor und nach der Predigt die gewöhnlichen Psalmen *all' unissono* an. Niemals hat eine Musik eine so grosse Wirkung auf mich gemacht, als dieser sechstausend-stimmige Einklang! — Bald wurde indessen diese Wirkung durch eine ernsthafte Betrachtung verdrängt; nemlich durch die Betrachtung, dass durch die Einrichtung dieser Pfarrschulen unzählbare Individuen, welche sonst der Unwissenheit Preiss gegeben werden und zum allgemeinen Schaden aufwachsen würden, zu nützlichen Staatsbürgern erzogen werden.

Christus - Spital.

(Newgate Street.)

Diese Anstalt trägt blos den Namen eines *Spitals*, denn eigentlich ist sie ein Erziehungshaus für Waisen und andere arme Kinder. Sie gehört daher auch nur des Namens halber zu dem Zwecke des gegenwärtigen Werkes.

Es befinden sich im Christus - Spitale über sechshundert Zöglinge, welche meistens männlichen Geschlechtes sind. Sie werden im siebenten Jahre

aufgenommen, und in dem fünfzehnten entlassen. Diejenigen unter den Zöglingen, welche sich *besonders* durch Liebe zu den Wissenschaften ausgezeichnet haben, werden auf Universitäten geschickt, wo sie sich dann gewöhnlich der Theologie widmen, die übrigen gehen zum Handel über; daher lernen sie auch vorzüglich Lesen, Schreiben, Arithmetik und Sprachen. Die Zöglinge haben eine sonderbare Kleidung; nemlich einen langen blauen Rock, der bis zum Boden reicht, und lange gelbe Beinkleider. Sie erhalten nur viermal die Woche Fleisch. Die Schlafzimmer, die Hörsäle und der Speisesaal sind sehr geräumig und reinlich gehalten. Das Gebäude selbst aber ist unregelmässig. Die erkrankten Kinder liegen in besondern Infirmerien. Ihre Anzahl belief sich auf siebzehn.

Christus-Spital ist eine königliche Stiftung, welche sich unmittelbar unter der Aufsicht des *Lord Mairs* befindet. Derselben Einkünfte sollen sich auf 30,000 Pfund Sterling belaufen. Davon sollen aber noch gegen dreihundert siebzig Kinder in einem ähnlichen Erziehungshause in *Hertford* verpflegt werden.

Arbeitshäuser.

Wer mit den Grundsätzen einverstanden ist, die ich im ersten Theile dieses Werkes in Hinsicht der Verwaltung des Armenwesens aufge-

stellt habe, dieser wird gleich bei dem ersten Blicke das Fehlerhafte der Anstalten wahrnehmen, die ich zu beschreiben beginne. Die Einrichtung der Arbeitshäuser in London ist nemlich so beschaffen, dass ihr alle Fehler zu Theil werden, die nur immer eine zweckwidrige Austheilung von Allmosen nach sich ziehen kann.

Jede Pfarre dieser Hauptstadt hat *ein* Arbeitshaus, dessen Unterhalt sie bestreitet. An dasselbe wenden sich nun alle dürftigen Pfarrkinder, um Arbeit, oder wenn sie dazu unfähig sind, um Unterkunft zu finden. So sieht man manchmal über tausend Individuen von jedem Alter, in solchen Arbeitshäusern versammelt, die sich allda mit verschiedenen Arbeiten beschäftigen, oder sich wohl auch dem Müssiggange Preis geben. Es ist daher kein Wunder, wenn man unter den Bewohnern solcher Anstalten, wie sich Herr *Towsend* *) ausdrücket, manchmal in einer Person Tobak, Brantwein, Lumpen, Ungeziefer und Insolenz vereiniget findet. Eben so leicht ist es zu begreifen, dass an einem Orte, wo so viele Menschen der niedrigsten Klasse des Volkes einer Hauptstadt versammelt sind, wo die Geschlechter nicht gehörig getrennt werden, und die Kinder unter den Erwachsenen sich befinden, für die Sittlichkeit nicht

*) Dissertation on the poor Laws.

sehr gesorgt seyn könne. Die Jugend ist dabei am meisten zu bedauern. Wer sollte es glauben! — sie ist nicht allein dem Sittenverluste, sondern selbst einer Art von Sklavenhandel ausgesetzt. Ja! — Sklavenhandel treiben die Arbeitshäuser mit den ihnen anvertrauten Kindern, — und diess in dem freiesten Lande der Welt. So sehr sich nemlich die Gesetze in das Mittel gelegt haben, so waren sie bisher nicht im Stande zu verhindern, dass die Kinder aus den Arbeitshäusern *Londons* schaarenweise in die Fabriken von *Manchester*, *Birmingham* u. s. w. getrieben werden, und dass sie allda verlassen, vergessen, unbekannt und ohne allen Schutz sich den ungesundesten Arbeiten widmen, und in der schlechten Gesellschaft, zu der sie stossen, an Leib und Seele verdorben werden müssen. Es ist daher auch kein Wunder, wenn der grösste Theil der Freudenmädchen, welche die Strassen Londons bevölkern, aus Dirnen besteht, die aus den Fabriken von *Manchester* oder *Birmingham* entlaufen sind. — Diess sind die schönen Früchte dieser Arbeitshäuser, welche dem Staate jährlich mehrere Millionen Pfund Sterling kosten! — Aber nicht genug: die Arbeitshäuser dieser Art erstrecken ihren schädlichen Einfluss noch weiter. Der gemeine Mann nemlich, sicher, an denselben eine Stütze im Falle der Noth zu finden, denkt gar nicht an die Zukunft, und lebt, wie man zu sagen pflegt, vollkommen in den Tag hinein. Anstatt die paar Pfennige, welche

ihm von seinem täglichen Gewinn übrig bleiben, für eine Krankheit oder andere dringende Umstände aufzusparen, trägt er sie lieber in die Bierschenke; — anstatt sich nur dann zu verheirathen, wenn wenigstens einige Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, dass er im Stand seyn möge, seine Familie zu ernähren, wählet er sich unbesorgt bei dem ersten Triebe ein Weib u. s. w.

Nach einer solchen allgemeinen Beschreibung der Arbeitshäuser Londons würde es meinen Lesern allerdings nicht angenehm oder nützlich seyn können, eine ausführliche Darstellung der Arbeitshäuser ins besondere zu erhalten. Ich werde deshalb auch darauf Verzicht thun, und blos von einem einzigen Arbeitshause Meldung machen.

Arbeitshaus der Pfarre *Mary-le-bone.*

(*Paddington new road.*)

Der Grund zu diesem Arbeitshause wurde im Jahr 1775 gelegt. Es hat einen sehr beträchtlichen Umfang. Dessen Bevölkerung beläuft sich aber auch auf mehr dann tausend Individuen. Im verflossenen Jahre kostete der Unterhalt dieses Arbeitshauses zwei und vierzig tausend Pfund Sterling. Hinzu müssen jedoch die Auslagen gerechnet werden, welche die Unterstützung mehrerer Armen in ihren eigenen Wohnungen, besonders in Hinsicht auf Arzneien, verursacht haben.

Diejenigen Individuen, welche in dem Arbeitshause erkranken, werden in ein eigenes, zu demselben gehörendes Spital gebracht. Dasselbe hat für zwei hundert Kranke Platz, und ist sehr zweckmässig eingerichtet. Die Krankheiten werden abgesondert, je nachdem sie zu der Klasse der Fieber, der Suchten oder der venerischen Übel gehören. Die Bettstellen sind von Eisen, und die Betten selbst sehr wohl eingerichtet.

Dr. *Rowley* ist Arzt an dieser Anstalt. Er hat vieles geschrieben, und ist vor mehreren Jahren durch Deutschland, Frankreich und Italien gereiset. Von Dr. *Rowley*'s Behandlungsweise kann ich keine genaue Nachricht geben, da ich nur einmal Gelegenheit hatte, ihn am Krankenbette handeln zu sehen. Dessen Umgang ist sehr angenehm und befriedigend.

Dr. *Hooper* vertritt die Stelle eines residirenden Arztes an dem Arbeitshause von *Mary-le bone*. Dessen Name ist durch verschiedene schriftstellerische Arbeiten vortheilhaft bekannt. Unter andern hat Dr. *Hooper* eine *medizinische Encyclopedie*, und ein Werk über die *Eingeweidewürmer* herausgegeben. Anatomie ist dessen Lieblingsfach. *Walther*'s, *Soemering*'s, *Scarpa*'s und *Loder*'s Werke sind ihm eben so gut bekannt, als wenn sie in England erschienen wären. Dr. *Hooper* besitzt ferner ein eigenes *anatomisches* und *pathologisches*

Cabinet, welches ich mit vielem Vergnügen gesehen habe. Die von ihm verfertigten Präparate des Gehörorgans habe ich nicht schöner aus *Scarpa*'s Händen kommen sehen. Unter den pathologischen Präparaten zogen eine mit scirrhösen Drüsen von beträchtlicher Grösse bedeckte harte Hirnhaut, dann eine sehr glücklich eingespritzte *Pseudomembrana*, welche ebenfalls der *duramater* anklebte, vorzüglich meine Aufmerksamkeit auf sich. Dr. *Hooper* lässt die wichtigsten Stücke aus seinem Cabinete abzeichnen, und in Kupfer stechen, um sie mit der Zeit bekannt zu machen. Von einem Manne von solchen Fähigkeiten lässt sich nur etwas ausgezeichnetes erwarten. Ich werde in der Folge noch Gelegenheit haben, Dr. *Hooper*'s Gefälligkeit und Artigkeit anzurühmen.

Gesellschaft zur Verbesserung des Armenwesens.

Es lässt sich leicht erwarten, dass eine so solid aufgeklärte Nation, wie die Englische, die fehlerhafte Einrichtung ihrer eigenen Arbeitshäuser und der damit verbundenen Armenversorgung von selbst einsehe. Diess ist auch wirklich der Fall. Um dem allgemeinen Übel doch wenigstens in etwas zu steuern, hat sich daher eine Gesellschaft gebildet, welche besonders dort auszuhelfen sucht, wo die öffentliche Hilfe nicht hinreicht, oder zweckwidrig angewendet wird. Die Gesellschaft

zur Verbesserung des Armenwesens hat daher auch vorzüglich auf zwei Gegenstände Rücksicht genommen, nemlich auf die Verbesserung der Wohnungen armer Leute, und auf die Versorgung ihrer Kinder. Diess sind auch gewiss die besten Mittel, um die Armen abzuhalten, bei den Arbeitshäusern Hilfe zu suchen, und ihre Kinder allda dem Verderben Preis zu geben.

Militär - Spitäler überhaupt.

Wenn ich mich auf die von allen Seiten erhaltenen Nachrichten verlassen kann, so ist die Medizinalverfassung der Britischen Armee weit unter dem Grade von Vollkommenheit, den sie bei den meisten übrigen Europäischen Mächten erhalten hat. Zuverlässig ist es, dass bisher kein allgemeines System in dieser Hinsicht ergriffen worden. Jedes Regiment hat sich daher diejenige Medizinalverfassung gegeben, welche dem Obersten desselben am zweckmässigsten geschienen hat. Hierzu kommt noch der Umstand, dass in ganz Britannien keine einzige Anstalt besteht, wo junge Ärzte und Wundärzte sich zum Militärdienste bilden könnten. Nicht dass ich der Meinung wäre, jeder Staat müsse zu diesem Endzwecke *eine eigene*, *und von dem Civil - Unterrichte getrennte Schule* errichten, wie diess z. B. in der Österreichischen Monarchie Platz findet, sondern

weil ich glaube, dass diejenigen jungen Leute, die sich dem so wenig einträglichen medizinisch-chirurgischen Militärdienste zu widmen gedenken, alle mögliche Aufmunterung und Unterstützung verdienen. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit die in der Preussischen Monarchie bestehende Einrichtung des Unterrichtes für Militär-Ärzte und Wundärzte als ein Muster anzuführen. Die Zöglinge geniessen in *Berlin* keines besondern Unterrichtes, sondern sie besuchen die medizinisch-chirurgischen Vorlesungen, welche von den Mitgliedern des medizinischen Collegiums für *civil* Ärzte und Wundärzte ohnehin gegeben werden. Um die Zöglinge jedoch frühe an Ordnung und militärische Disciplin zu gewöhnen, und um ihre Verpflegung so wenig als möglich kostspielig zu machen, bewohnen sie unter gehöriger Aufsicht und Leitung ein und dasselbe Haus. Bevor die Zöglinge der *Pépinière* (so heisst nemlich diese Anstalt) zu den Studien der Heilkunde gelassen werden, ist Sorge getragen, dass sie vorher einigermassen gebildet und vorbereitet werden. Wie sollte es denn auch möglich seyn, rohe, in allen Zweigen der Hilfs- und Vorbereitungs-Wissenschaften unwissende Leute gerade zum Studium der Heilkunde zu führen? Damit endlich die Zöglinge der *Pépinière* nicht blos theoretischen Unterricht erhalten, geniessen sie die Gelegenheit, sich in dem Krankenhause, *Charité* genannt, sowohl im Fache der medizinischen, als in jenem der chirurgischen

Praxis zu bilden. Die Preussischen Armeen erhalten auf diese Art gebildete und erfahrne Heilkünstler, deren sich in gleichem Verhältnisse gewiss wenige andere Kriegsheere rühmen können. Es wäre ungerecht von mir, den Namen dés Mannes zu verschweigen, dem nach *Theden* die Preussische Monarchie die gegenwärtige, vortreffliche Einrichtung des medizinisch-chirurgischen Studiums für die Militär-Ärzte und Wundärzte, zu verdanken hat, und welcher mit einem Eifer ohne gleichen für das Beste der von ihm errichteten *Pépinière* arbeitet. Indem ich Herrn General-Chirurgum *Georke* nenne, ergreife ich zugleich die Gelegenheit, diesem in jeder Hinsicht verehrungswürdigen Manne meinen öffentlichen Dank für die viele Mühe, welche er sich gegeben hat, mir jede Stunde meines unvergesslichen Aufenthalts in *Berlin* lehrreich und angenehm zu machen, abzustatten.

John Hunter hatte sich alle Mühe gegeben, das ihm anvertraute Gesundheits-Wesen der Britischen Armeen auf einen bessern Fuss zu bringen. Ihm hat man auch in dieser Hinsicht sehr vieles zu verdanken. Da nemlich *John Hunter* nicht allein dem meisten jungen Wundärzten *Londons* Unterricht gab, sondern auch mehrere unter ihnen selbst an das Krankenbett führte, so war es ihm leicht, die fähigsten unter seinen Schülern zu kennen, und sie zum Armeedienste zu befördern. Da-

bei hatte er immer die Rücksicht, die Anfänger der Leitung solcher Männer anzuvertrauen, die hinlängliche Kenntnisse im Fache der Arzneikunde hatten, und daher im Stande waren, ihre Untergebenen zu belehren.

Nach *John Hunter*'s Tode wurde eine neue Ordnung der Dinge eingeführt. Vermög dieser darf kein Wundarzt das Amt eines Arztes in der Armee versehen, wenn er nicht auf einer der beiden Universitäten Englands das Doctor-Diplom erhalten hat, und wenn er nicht dem Collegio der Ärzte in London assozirt ist. Diese Verordnung dürfte gut scheinen, wenn man nicht wüsste, dass auf jenen Universitäten, d. i. in *Oxford* und *Cambridge* beinahe keine Gelegenheit, Arzneikunde zu lernen, seie, und dass, um die wenige Gelegenheit zu benützen, welche allda existirt, ein so grosser Aufwand von Zeit und Geld erfordert würde, welcher alle, nicht sehr vermögliche, Studierende ausschliesst. Und doch muss man erwarten, dass sich blos wenig Beglückte dem gefahrvollen, unbequemen und uneinträglichen medizinischen Militärdienste widmen werden.

Zu allen dem kommt noch der Umstand, dass der Oberste Feldarzt der Englischen Armeen nie selbst im Felde war, und daher nicht praktisch in dem Fache, welchem er vorsteht, unterrichtet ist.

Da in der Britischen Armee jedes Regiment, um so zu sagen, seine eigene Medizinalverfassung hat, so lässt sich leicht voraussehen, dass dieser nemliche Fall auch in Hinsicht der Spitäler Platz finden werde. Wirklich ist man auch in England den besondern *Regiments - Spitälern* treu geblieben, deren Existenz sehr precair ist; indem sie nach Umständen bald da, bald dort hin verlegt werden. Ich werde daher blos *ein* eigentliches Militär-Spital beschreiben, welches sowohl wegen seiner Grösse, als wegen seiner vortrefflichen Einrichtung sehr merkwürdig ist, nemlich das

Königliche Artillerie - Spital in Woolwich.

Ich werde der Beschreibung dieses Spitals einige Nachrichten vorausschicken, die mir nicht ohne alles Interesse zu seyn scheinen.

Das Städtchen *Woolwich* ist sieben englische Meilen von *London* entfernt. Dessen Lage, am Fusse einer Anhöhe und an dem Ufer der Themse, ist sehr schön. *Woolwich* selbst ist wegen des sich allda befindlichen *Artillerie-Dépot*'s für die Armee und Marine merkwürdig. Es gehen täglich und zu allen Stunden öffentliche Wägen von verschiedenen Theilen der Stadt *London* nach *Woolwich* ab. Ich benützte einen derselben den 18. Mai 1803, und begab mich zu Dr. *Rollo*, Arzt an dem Artillerie - Spitale. Er war von meiner An-

kunft vorher unterrichtet, und hatte die Güte gehabt, sich auf diesen ganzen Tag von Geschäften frei zu machen. Nachdem dieser Arzt mir eine allgemeine Idee der Anstalt, die ich besehen wollte, gegeben hatte, begaben wir uns zu derselben. Die Lage des Spitals fiel mir zuerst auf. Dieses liegt nemlich in einer gesunden, erhabenen Gegend, und geniesst einer sehr schönen Aussicht. Dieser letzte Umstand ist vorzüglich für Wiedergenesende erwünschlich; denn welche Wonne ist es nicht, nach einer gefährlichen langen Krankheit den Anblick der Naturschönheiten wieder zu geniessen! Etwas geht indessen diesem Spitale doch ab, — ich meine die gehörige Menge von Wasser. Hieran ist wahrscheinlich dessen erhabene Lage Schuld; indem es sechzig Fuss höher, als die Themse während der Fluth, liegt.

Das Gebäude selbst besteht aus einem *Corps de logis*, und zwei sich gegenüber stehenden Flügeln. Jenes dienet zur Wohnung für wirkliche Kranke. In einem Flügel befinden sich die Wiedergenesenden, und in dem andern wohnen die Wundärzte.

Das Spital ist drei Stock hoch. Jeder Stock ist durch zwei Gänge, wovon der eine der Länge, der andere der Breite nach gehen, durchkreutzet. Seitwärts an jedem Gange befinden sich die Krankenzimmer. Jeder Stock enthält deren zwölf. Acht

derselben sind gross, und können bis sechs Kranke enthalten. Die übrigen vier kleinern Zimmer sind für einzelne Kranke bestimmt. Zu ebener Erde befinden sich die Küche, die Waschstube, die Wohnung der Krankenwärter, und selbst einige Reserv-Krankensäle. Der Bau der Flügel dieses Gebäudes gleicht vollkommen jenem des *Corps de logis*.

Die Bettstellen sind hier durchgehends von Eisen. Da die Wiedergenesenden ihre Bette nicht den ganzen Tag brauchen, und da sie hingegen in ihren Wohnzimmern mehr Platz nöthig haben, um sich bewegen zu können; so sind ihre Bettstellen so eingerichtet, dass die untere Hälfte derselben aufgeschlagen, und rückwärts gegen die Wand gelegt werden kann. Jedes Bett sowohl der Kranken als der Reconvalescenten ist blos mit einem Strohsacke versehen. Das Stroh wird öfters gewechselt, und das gebrauchte verbrannt. Die Fenster und Thüren sind mit Ventilatoren versehen. Da aber diese Ventilatoren des Winters blos *kalte Luft* herbeiführen würden, und es wegen Holzersparniss, und damit sich die Kranken nicht erkälten, zu wünschen ist, dass die erneuerte Luft *warm* zuströme; so hat man zu diesem Endzwecke folgende einfache und nicht kostspielige Verfügung getroffen: In der, wie gesagt, zu ebener Erde sich befindenden Küche sind einige grosse Röhren angebracht, welche durch das Feuer gehen, welches

zum Kochen ohnehin nöthig ist. Diese Röhren gehen von der Küche in den ersten Stock, und eröffnen sich allda in die Gänge, welche auf diese Art mit warmer frischer Luft versehen werden, die sie dann beim Eröffnen der Thüren der Krankenzimmer zukommen lassen: Aber nicht genug, die Krankenzimmer werden selbst unmittelbar mit warmer frischer Luft versehen. Diess wird auf folgende Weise bewirkt: Eine Röhre leitet die äussere Luft hinter den Kamin, welcher sich in jedem Krankenzimmer befindet, und öffnet sich sodann an den Seiten desselben. Auf diese Art wird die Luft, während ihres Laufes hinter den Kamin, dermassen erwärmet, dass man kaum die Hand vor der Öffnung halten kann, welche an der Seite des Kamins angebracht ist.

Jeder Stock hat zwei mit Wasser versehene Retiraden, wohin sich alle diejenigen Patienten begeben, welche die hiezu erforderliche Bewegung machen können. Den übrigen wird der Nachtstuhl oder die Leibschüssel, so oft es nöthig ist, gebracht, und, nachdem man sie gebraucht hat, alsogleich wieder entfernt.

Hinter dem Spitale befindet sich ein Ort, wo die Kranken Bewegung machen können. Man hatte sogar gedacht, allda gymnastische Spiele anzubringen; allein die Furcht, hiedurch zu Unordnungen An-

lass zu geben, hat die Ausführung dieses Gedanken verhindert.

In einiger Entfernung von dem Krankenhause befindet sich das *Leichenhaus*, d. h. der Ort, wo die Leichen so lange aufbewahrt werden, bis die Leblosigkeit des Körpers ausser allen Zweifel gesetzt ist. An dieses Leichenhaus gränzet die *Secierstube*. Dr. *Rollo* hat es sich zum Gesetze gemacht, alle Leichen zu eröffnen. Neben der Secierstube befindet sich ein Ort, wo die Wäsche, die Bettdecken u. dgl., welche von Patienten gebraucht wurden, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, durchräuchert werden. Dieser Ort kann hermetisch verschlossen werden. Sobald nemlich die Wäsche darin ist, welche man durchräuchern will, so wird ein eiserner Topf, der ein Gemenge von einem Theile Salpeter und zwei Theilen Schwefel enthält, dahin gebracht, und eine brennende Kohle hineingeworfen. Hierauf entfernt man sich schnell, und lässt die Durchräucherung vier und zwanzig Stunden hindurch sich selbsten über.

Das Spital hat ferner eine *Baadeanstalt*, welche die Gelegenheit darbiethet, kalte, warme und Dunstbäder gebrauchen zu lassen. In einem eigenen dazu bestimmten Zimmer ist auch ein elektrischer Apparat vorhanden.

So wie ein Artillerist erkranket, und es dem Wundarzte, welcher ihn untersuchet, wahrscheinlich vorkommt, die Krankheit dürfte über vier und zwanzig Stunden dauern; so muss er in das Spital aufgenommen werden. Bevor der neu aufgenommene Kranke in das ihm angewiesene Bett gebracht werden kann, muss er zuerst vom Kopfe an bis zu den Füssen mit frischer Wäsche und Spitalkleidung versehen werden. Noch ehe man ihm diese anleget, wird er, besonders wenn die Krankheit ansteckend ist, und es die Umstände des Übels erlauben, am ganzen Körper gewaschen. Die Hemden, Nachtmützen und Leintücher werden, wenn es nicht öfters nöthig ist, zweimal die Woche gewechselt. Eben so oft müssen die Patienten rasirt und gekämmt werden.

Die Krankheiten kommen nicht unbedingt zusammen, sondern man theilt sie nach ihrer Natur in die verschiedenen Zimmer ab. Die Hauptabtheilungen sind: Für äussere Übel, Fieber, chronische Brustkrankheiten, andere langwierige Übel, venerische Krankheiten und Krätze. Patienten mit komplizirten Beinbrüchen legt Dr. *Rollo* immer einzeln. Er will nemlich bemerkt haben, dass die komplizirten Beinbrüche in Spitälern darum so oft übel ausgehen, weil die Kranken meistens von bösartigen Fiebern ergriffen werden, wenn sie mit den übrigen Patienten Gemeinschaft haben.

Um die Gemeinschaft zwischen den Fieber-Patienten und den nicht fieberhaften übrigen Kranken zu verhindern, ja selbst um alle Communication zwischen den Personen, welche jene und diese bedienen, abzuschneiden, ist eine eigene Schildwache aufgestellt. In den Zimmern, welche für fieberhafte Kranke bestimmt sind, wird ganz besonders auf die Reinlichkeit gesehen. Nebstdem werden die Räucherungen mit oxygenirter Salzsäure, sowohl in den Krankenzimmern selbst, als in den dazu führenden Gängen, vorgenommen. Hr. *Cruikshank*, Chemist und Apotheker an dem Artillerie-Spitale, hat zu diesem Endzwecke folgende Methode vorgeschlagen:

Nimm Pulverisirten Braunstein, zwei Theile.
Küchensalz, vier Theile.
Concentrirte Schwefelsäure, drei Theile.
Wasser, einen Theil.

Mit dieser Mischung werden verschiedene Töpfe gefüllt, so, dass sich der angenehme Geruch der oxygenirten Salzsäure im ganzen Zimmer verbreitet, ohne dass man von den Dünsten incommodirt wird.

Die Anzahl der Kranken beläuft sich überhaupt auf hundert zehn bis auf hundert sechzig Köpfe. Ihre Kost ist gut. Morgens und Abends erhalten sie bei der ganzen Portion, Thee oder

Habermehl - Suppe. Mittags giebt man ihnen zwölf Unzen Fleisch mit Erdäpfeln oder mit einem andern Gemüse, dann zehn Unzen Brod, ein Pfund Fleischbrühe, und eine halbe Mass Bier. Wein wird nur im Nothfalle und als Arznei verschrieben.

Die Ärzte oder vielmehr die Wundärzte, welche an diesem vortrefflichen Spitale angestellt sind, haben aus ihren eigenen Mitteln eine *medizinisch - chirurgische Bibliothek*, welche bereits auf sechs hundert Bände angewachsen ist, errichtet. Zugleich besorgen sie aus eigenem Triebe, dass alle merkwürdigen Gegenstände, welche sich bei den Leichenöffnungen darbiethen, in einem dazu bestimmten *pathologischen Cabinete* aufgestellt werden.

Nachdem ich einige Stunden mit der Besichtigung des Artillerie - Spitales zugebracht hatte, führte mich Dr. *Rollo* in *Woolwich* herum, um mir alles zu zeigen, was auf das Artilleriewesen Bezug hat. Schade, dass ich zu zerstreuet war, um alle Gegenstände, die sich mir darbothen, und welche ein Fremder so selten zu sehen bekommt, wie sie es verdienten, beobachten zu können. Von einer Seite gieng mir nemlich das viele Merkwürdige im Kopfe herum, das ich im Spitale gesehen hatte, von der andern wollte ich Dr. *Rollo's* Gesellschaft so viel als möglich zu benutzen suchen. Meine Hauptabsicht gieng dahin, meinen Begleiter

auf diejenigen Gegenstände zu leiten, in deren Bearbeitung er sich als Schriftsteller so vortheilhaft ausgezeichnet hatte, und mir auf diese Art, ich möchte sagen, eine neue mündliche Edition seiner Werke zu verschaffen.

Das Gespräch fiel dem zu Folge vorzüglich auf den *Diabetes* oder die Harnruhr. Dr. *Rollo* hat bekanntlich ein klassisches Buch über diese sonderbare Krankheit herausgegeben. Seit der Bekanntmachung der zweiten Auflage desselben sind dem Verfasser noch mehrere Fälle vorgekommen, welche zur Bestätigung seiner Lehre dienen. Es soll sich nemlich immer mehr und mehr bestätigen, dass eine *streng animalische Kost*, und die vollkommenste Enthaltung von allen *Vegetabilien*, wenn sie auch die Krankheit nicht heilen, doch sicher den Zuckergehalt des Urins ansehnlich vermindern, oder wohl auch gar verschwinden machen.

Die krankhafte Veränderung des Harnes bei dem Diabetes führte uns auf die Betrachtung der krankhaften Veränderung, welche der Urin bei andern Krankheiten erleidet. Wir stimmten in die Klage ein, dass so wenige chemische Analisen in dieser Hinsicht vorgenommen werden, und dass überhaupt die Beschauung des Urins von so vielen Ärzten vernachlässiget wird. Der Einfluss der Mode auf die Heilkunde entgieng uns bei dieser Gelegenheit nicht. Ehemals wollte man nemlich

aus dem Urin allein die Krankheiten erkennen; itzt, weil Marktschreier und Afterärzte ihr Spiel damit getrieben hatten, bekümmert man sich öfters nicht um eine genauere Untersuchung dieser wichtigen Flüssigkeit. Dr. *Rollo* wünschte vorzüglich, dass man auf die Modifikationen Obacht geben möchte, welche der Harn unter dem Gebrauche verschiedener Arzneimittel leidet. Er hat die Beobachtung gemacht, dass wenn ein Kranker einige Tage hindurch eine beträchtliche Dose von Salpeter oder von oxygenirter, salzsauren Potasche zu sich nimmt, dessen Harn diese nemlichen Salze reichlich enthalte. Diess soll indessen dann nicht geschehen, wenn der Kranke, nachdem er jene Salze eingenommen hat, verdünnte Schwefelsäure nachtrinkt. Unter dem Gebrauche der *Angustura*-Rinde hat Dr. *Rollo* beobachtet, dass sich der Urin schwarz färbe. Ich theilte ihm eine ähnliche Erfahrung mit. Als ich nemlich eine Gattung Chinarinde gegen intermittirende Fieber versuchte, welche die Spanier *China Guaiana* nennen, beobachtete ich, dass der Harn dieser meiner Kranken stets eine *grüne* Farbe annahm.

Da Dr. *Rollo* seinem Werke über den *Diabetes* zugleich einige Bemerkungen über die *Wirkung der Salpetersäure in venerischen Krankheiten* hinzugefügt hat, so gieng unser Gespräch natürlicher Weise auch zu diesem letzten Gegenstande über. Dr. *Rollo* stimmt nun damit überein, dass es nicht

möglich seie, eine venerische Krankheit blos durch Salpetersäure zu heilen. Er glaubt aber, dass die Salpetersäure abwechselnd mit Quecksilber gegeben bewirke, dass eine weit geringere Menge dieses letzteren Mittels hinreiche, um die Heilung der *lues* zu erreichen. Über diese Behauptung wage ich nicht zu entscheiden; hingegen stimme ich darin mit Dr. *Rollo* überein, dass die Salpetersäure unter folgenden Umständen ein passendes Mittel in der Behandlung venerischer Kranken seie: wo nemlich die Kranken schon viele Quecksilberpräparate ohne den erwünschten Erfolg genommen haben, wo ihre Leibesbeschaffenheit sehr zerrüttet ist, und eine scorbutische Anlage bemerket wird. Hier, sage ich, leistet die Salpetersäure manchmal erwünschte Dienste, d. h. sie bessert die Constitution des Kranken dermassen, dass viele krankhafte Zufälle verschwinden, und dass man die zur Vollendung der Heilung noch erforderliche Menge Quecksilber ohne Schaden beibringen kann. Wir stimmten ferner in der Beobachtung überein, dass die Salpetersäure, wenn sie auch bis zu einer halben Unze des Tages gegeben wird, die Esslust dennoch nicht allein nicht zerrütte, sondern eher vermehre, und dass die Ausleerung des Harns unter ihrem Gebrauche meistens sehr befördert werde.

Dr. *Rollo* theilte mir endlich ein Schreiben mit, das er vor kurzem von seinem Freunde Dr. *Scott* aus Ostindien erhalten hatte. Dieser versicherte

in demselben, dass er die Salpetersäure nicht allein mit grossem Nutzen statt des Quecksilbers in der Lues gebrauche, sondern dass er sie auch bei Leberkrankheiten dem Mercurius mit glücklichem Erfolge substituire. Eben so empfahl Dr. *Scott* den Gebrauch von lauen, mit Salpetersäure geschwängerten Bädern bei chronischen Ausschlägen der Haut. Dr. *Rollo* sagte mir bei dieser Gelegenheit, dass er schon lange die Krätze durch das Waschen mit diluirter Schwefelsäure mit Nutzen behandle.

Diese ernsthaften Gespräche bekamen endlich bei einem gut Englischen Mittagsmahle eine andere Richtung. Dr. *Wittmann*, meines Wirthes Freund, machte uns besonders durch mehrere Erzählungen aus dem glorreichen Feldzuge der Engländer in Egypten, den er als Arzt mitgemacht hatte, viel Vergnügen. Überhaupt wäre mir an diesem Tage nichts zu wünschen übrig geblieben, wenn ich das Vergnügen hätte haben können, die Bekanntschaft des Herrn *Cruikshank* zu machen. Dieser grosse Chemiker hatte sich aber zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit auf einige Zeit von *Woolwich* entfernt.

Königliches Invaliden-Haus in Chelsea.

Chelsea ist ein kleines Dorf, welches ungefähr zwei Englische Meilen von Westminster ent-

fernt liegt. Das dort bestehende Invaliden-Haus ist sehr schön und regelmässig gebauet. Vor demselben befinden sich zwei grosse, mit Bäumen umgebene Wiesen; rückwärts liegt ein schöner Garten, hinter welchem die Themse läuft. Man hat diesen Fluss benutzt, und durch zwei Kanäle den Garten und das daran gränzende Invaliden-Haus mit Wasser versehen.

Als man unter König *Karl dem zweiten* den Grund zu dieser Versorgungsanstalt legte, bestand die ganze Britische Armee aus fünfzig tausend Mann; nun zählet sie allein drei und dreissig tausend Invaliden. Es ist folglich leicht zu begreifen, dass die Anstalt in *Chelsea* nicht für alle diese Leute Platz haben könne. Sie ist auch wirklich nur im Stande, fünf hundert Invaliden aufzunehmen. Nach *Chelsea* kommen nemlich blos diejenigen Invaliden, welche sehr gebrechlich und ganz verlassen sind. Der Regel nach werden zwanzig Jahre Dienst erfordert, um als Invalid angesehen zu werden.

Die Invaliden sind in der Versorgungsanstalt zu *Chelsea* sehr gut gekleidet. In Hinsicht der Kost soll es nicht eben so gut bestellt seyn. Doch fand ich das Brod sehr gut. Die Zimmer, worin die Invaliden schlafen und wohnen, sind beträchtlich gross, so, dass sie beinahe alle sechzig Mann enthalten können. Jeder Invalide hat

seine Wohnung und sein Bett in einer Gattung von Verschlag aufgeschlagen, wodurch freilich dem freien Durchzuge der Luft ein Hinderniss gesetzt werden muss. Indessen ersetzt die grosse Reinlichkeit wieder alles, was von dieser Seite verlohren geht.

Die kranken Invaliden werden von den gesunden abgesondert. Der berühmte Dr. *Moseley* behandelt sie als Arzt, und Hr. *Keat* als Wundarzt. Dr. *Moseley* hatte die Güte, mir das ganze Invaliden-Haus auf das genaueste zu zeigen. Ich hatte es vorher schon in Augenschein genommen, da Herr Oberst *Mathiews* mir die Gefälligkeit erwiesen hatte, mich darin herumzuführen. Diesen beiden Männern verdanke ich einige der angenehmsten Tage, die ich in *London* zugebracht habe. Dr. *Moseley* hat mir besonders manchen Weg zu meiner Belehrung gebahnt. Es ist sehr natürlich, dass die Krankheiten heisser Himmelsstriche einen Hauptgegenstand unseres Gespräches ausmachten, da Dr. *Moseley* über diesen Gegenstand ein klassisches Werk geschrieben hat. Besonders sind wir ihm Dank schuldig, dass er darin das Vorurtheil bekämpft hat, in heissen Himmelsstrichen könne selten oder nie Ader gelassen werden. Dr. *Moseley* versicherte abermals mündlich, dass dieses grundfalsch seie, indem er sehr oft während der grössten Hitze in *Jamaika* diese Operation mit dem glücklichsten Erfolge vorgenommen habe. —

Ich kann nicht aufhören, von Dr. *Moseley* zu sprechen, ohne eines würdigen Mannes Erwähnung zu machen, den ich bei ihm kennen gelernt habe. Herr *Ross*, ein sehr reicher Particulier aus Schottland, hat mich kaum zufälliger Weise bey Dr. *Moseley* kennen gelernt, als er mir schon die angenehmsten Anerbiethungen machte, die man nur einem Fremden machen kann. Er setzte mich nicht allein mit mehreren Menschen in Verbindung, die mir nachher sehr nützlich waren, sondern forderte von mir, dass ich einige Zeit bei seiner Familie im nördlichen Schottland auf dem Schlosse *Montrose* zubringen sollte, von welcher gütigen Einladung ich leider keinen Gebrauch machen konnte.

Königliches Spital der Invaliden-Seeleute in Greenwich.

Der Ort *Greenwich* liegt fünf Englische Meilen von *London* entfernt, und dicht an der Themse. Dieser Fluss ist von der Londner Brücke an bis *Greenwich* so sehr mit Schiffen bedeckt, dass die Mastbäume derselben, im strengen Sinne des Wortes, einen fünf Meilen langen Wald bilden.

Der wahrhaft königliche Pallast, welcher den See-Invaliden zum Wohnorte dienet, liegt am Ufer der Themse. Ja er liegt dermassen nahe an diesem Flusse, dass man von dem Pallaste aus das Geräusch der Segel der vorbeifahrenden Schiffe

höret. Wenn ich die Wirkung abrechne, welche der Rheinfall bei Schaffhausen auf mich gemacht hat, so kann ich sagen, dass mich noch nichts so sehr frapirte, als dieses nicht zu beschreibende Schauspiel. Nirgends haben auch Natur und Kunst ihre Meisterstücke so vollkommen vereiniget, als sie es hier thaten. Während dem man nemlich von der vordern Seite des Pallastes aus die fruchtbare Ebene bemerkt, durch welche sich die Themse schlängelt, so sieht man rückwärts desselben einen majestätischen Park, der sich auf eine Anhöhe erstrecket, auf deren Gipfel das berühmte *königliche Observatorium von Greenwich* gebaut ist.

Der Pallast selbst besteht aus vier prächtigen Gebäuden, wovon zwei das *corps de logis*, und die übrigen die Flügel bilden. Zwischen letztern findet ein Platz statt, dessen Breite zwei hundert drei und siebenzig Fuss beträgt, und der eigentlich die Terasse bildet, an welcher die Themse vorbeifliesset. Mitten auf jenem Platze steht die Statue des Königs *Georg des Zweiten.*

Jedes der vier Gebäude, welche zusammen den Pallast der See-Invaliden ausmachen, hat seinen eigenen Namen. — *King Charles Building* enthält fünfzehn Säle, in welchen für drei hundert ein und dreissig Betten Raum ist. *King Williams Building* hat eilf Säle mit fünf hundert neun und fünfzig Betten. *Queen Anna's Building* besteht

aus vier und zwanzig Sälen, und kann vier hundert sieben und dreissig Betten enthalten. *Queen Mary's Building* zählt dreizehn Säle und hundert zwanzig Betten.

Die Säle sind geräumig und gut gelüftet, obwohl jeder Invalide einen Verschlag bewohnt, welcher einer Kajüte gleicht. Das innere beinahe jeder Kajüte ist nach Willkühr des Bewohners mit Bildnissen berühmter Admiräle oder mit Kupferstichen, welche Seeschlachten vorstellen, und hie und da auch mit einigen Karrikaturen ausgeschmücket.

Die Anzahl der hier befindlichen See-Invaliden belief sich, als ich diese Anstalt besuchte, auf zwei tausend vier hundert und zehn. Rechnet man aber die Dienstleute und Beamte dazu, so kann man die Bevölkerung dieses Gebäudes auf drei tausend Personen schätzen.

Jeder Invalide bekommt alle zwei Jahre ein Kleid von blauem Tuche, einen Hut, drei Paar Hosen von gesponnener Wolle, drei Paar Schuhe und vier Hemden.

Die Kost besteht aus sechzehn Unzen Brod und zwei Mass Bier täglich; Sonntags und Dinstags erhalten die Invaliden nebstbei ein Pfund Schöpsenfleisch; Montags, Donnerstags und Sonnabends ein Pfund Kalbfleisch, und Mittwoche und

Freitags eine Bohnensuppe sammt Käse und Butter.

Die Offiziere erhalten nebstdem wöchentlich dritthalb Schillinge, die Unteroffiziere anderthalb Schillinge, und die Gemeinen einen Schilling.

Nicht alle Invaliden der Britischen Marine befinden sich in *Greenwich* selbst. Über drei tausend werden nemlich als Pensionairs *(out-pensioners)* ausser der Anstalt mit sieben Pfund Sterling des Jahres erhalten. Das Alter giebt keinen Anspruch auf Invaliden-Versorgung, da die königliche Marine blos die Verwundeten oder zu Krüppel gewordenen Seeleute zu besorgen übernommen hat. Die Admiralität entscheidet über die Aufnahme der Supplikanten.

In einiger Entfernung von dem Invaliden-Pallaste liegt das dazu gehörende Krankenhaus. Wie nemlich ein Invalide erkranket, so wird er sogleich von den übrigen abgesondert, und in das Spital transferirt. Dieses enthält zwei hundert sechs und fünfzig Betten, die in vier und sechzig Zimmer vertheilt sind. Jedes Zimmer hat folglich vier Betten. Die äussern Krankheiten werden von den innern abgesondert. Reinlichkeit und Ordnung sind bewunderungswerth. Dr. *Robinson* ist Arzt dieses Instituts. Er hat bereits ein hohes Alter erreicht, und brachte einen grossen Theil sei-

nes Lebens auf der See zu. Wie gern müssen sich die alten Seeleute von einem solchen Manne behandeln lassen! — Ich mache Dr. *Robinson*'s Bekanntschaft durch einen Brief, den ich *Sir Walter Farquhar* zu verdanken hatte. Jener gute Mann war äusserst höflich, und bemühte sich nicht wenig, um mir alles genau zu zeigen. Auf die Frage, — ob man irgend eine besondere Krankheit unter den See-Invaliden bemerke? — antwortete Dr. *Robinson:* Nein. Die meisten haben des Winters die, alten Leuten eigenen, Brustkrankheiten. Doch bemerkt man, vielleicht mehr als anderswo, eine grosse Menge Leistenbrüche.

Mit der Krankenbedienung verhält es sich folgender Massen: Sie wird durch Witwen von Seeleuten, welche über fünf und vierzig Jahre alt seyn müssen, besorgt. Diese Weiber dienen überhaupt in der ganzen Anstalt. Ihre Zahl beläuft sich auf hundert neun und vierzig. Auf vier Krankenzimmer rechnet man *eine* Wärterinn, und *eine* Gehülfinn. Sie werden wie die Invaliden selbst verpfleget, und erhalten von acht bis sechzehn Pfund Sterling jährliche Besoldung.

Aber nicht allein für See-Invaliden und ihre Witwen, sondern auch für die Kinder der Seeleute ist gesorgt. Es ist letzteren ein eigenes ansehnliches Gebäude angewiesen, wo sie zum Seedienste erzogen werden. Die Anzahl dieser Kinder be-

läuft sich auf hundert und siebenzig. Sie lernen Lesen und Schreiben, und werden vorzüglich in den Grundsätzen der Mathematik und Nautik unterrichtet. Mitten in ihrem Hause befindet sich ein grosser Platz, wo die Jungen herumlaufen können. Auch ist ihr Aussehen sehr gut. Besonders haben mir die Schlafzimmer in dieser Anstalt gefallen. Die Betten hängen in doppelten Reihen an Pfeilern, die so, wie sie es in den Ställen zu seyn pflegen, gestellt sind.

Diejenigen unter den Zöglingen, welche sich besonders gut verwenden, erhalten bei einer öffentlichen jährlichen Prüfung Prämien. Diese bestehen in Land- oder Seecharten, in mathematischen Instrumenten u. s. w. — Nachdem die Knaben drei Jahre in dem Institute gelernet haben, kommen sie auf sieben Jahre zum Seedienste; dann sind sie ihre eigene Herren.

Königliches Institut von Britannien.

(Albermale street, Piccadilly.)

Mit den bisher angeführten Gegenständen hätte ich nun die Beschreibung der Spitäler und übrigen Wohlthätigkeits-Anstalten *Londons* geendiget. Es bliebe mir daher noch übrig, von den medizinischen Lehranstalten, von den naturhistorischen, anatomischen und pathologischen Cabineten, von den Gelehrten-Gesellschaften, von den

Gefängnissen und einigen wenigen andern Gegenständen zu sprechen, um diese Hauptstadt verlassen, und zu der Beschreibung entfernterer Anstalten schreiten zu können. Bevor ich mich jedoch mit den erwähnten Gegenständen abgebe, seie es mir erlaubt, meine Beobachtungen über das *königliche Institut von Britannien* hier anzuführen. Obwohl nemlich dieses Institut nicht strenge zu den Gegenständen gehöret, welche ich mir zu beschreiben vorgenommen habe, so hat es doch für jeden gebildeten Menschen ein solches Interesse, dass ich mir schmeichle, meine Leser werden es gern sehen, wenn ich eine Ausnahme in Hinsicht desselben mache, und ihnen eine kurzgefasste Beschreibung davon sammt einigen von mir darüber gemachten Beobachtungen mittheilen werde.

Das *königliche Institut von Britannien* verdankt seine Entstehung dem Herrn Grafen *Rumford*. Dieser unvergleichliche Freund der Menschen und Wissenschaften entwarf den Plan dazu, und führte ihn zugleich mittelst einer veranstalteten Subskription aus, als er sich im Jahre 1800 einige Zeit hindurch in London aufgehalten hatte. Der Zweck des Institutes ist doppelt: erstens ist es bestimmt, alle gemeinnützliche Entdeckung und Vervollkommungen, welche in dem Gebiethe der Wissenschaften und Künste gemacht werden, geschwind und allgemein unter alle Klassen von Bürgern zu verbreiten, und zweitens die Mittel an die Hand zu

geben, die vorzüglich geeignet sind, um die Wissenschaften zur Vervollkommung der Künste und Manufakturen anwenden zu können.

Herr Graf *Rumford* hatte kaum den Plan zu einem solchen Institute bekannt gemacht, als ich schon eine sehr ansehnliche Menge der ausgezeichnetsten und vornehmsten Einwohner *Londons* zur Ausführung desselben unterschrieben. In sehr kurzer Zeit hatte man nemlich 387 Subskribenten, und durch sie die Summe von 8838 Guineen zusammengebracht. Seine Majestät der *König* geruhten zugleich, sich als *Patron* des Institutes zu erklären; wesswegen es den Beinamen *königliches* erhielt.

Wer fünfzig Guineen für ein und allemal zur Begründung und Unterhaltung des Institutes giebt, wird als *Gouverneur* desselben betrachtet. Dieses Amt bleibt erblich in der Familie. Jeder *Gouverneur* erhält zwei Eintritsbillete, die er nach Gefallen andern mittheilen kann. Wer zehn Guineen unterschreibt, dieser erhält auf Lebenslang ein Eintrittsbillet für seine eigene Person. Die Summe von zwei Guineen verschaft das nemliche Recht auf ein Jahr. Selbst den Damen steht es frei, auf die eine oder die andere Art an dem Institute Theil zu nehmen.

Die Direktoren, d. h. der Ausschuss der Subskribenten der ersten und zweiten Klasse, wählten zur Erbauung des Institutes einen sehr schönen Platz, der sich gerade in demjenigen Theile der Stadt befindet, welcher von der sogenannten schönen Welt am häufigsten besucht wird. Das Haus selbst wurde auf die zweckmässigste Art eingerichtet. Man tritt unmittelbar von der Strasse in das Vestibulum. Von da aus präsentirt sich gleich eine niedliche doppelte Stiege. Diese führet zu dem Orte, in welchem die Vorlesungen gegeben werden. Daher steht auch ober der Stiege mit grossen Buchstaben geschrieben, über welche Materie an jedem Tage gelesen wird. Überhaupt ist der Gebrauch, durch Überschriften auf Stiegen und Thüren die Fremden zurechtzuweisen, allgemein in dem Institute eingeführt, so, dass man nie in die Lage kommt, Jemanden um Bescheid zu fragen, oder irgend einen Aufwärter für die Mühe, einen geführt zu haben, beschenken zu müssen. Das ganze Institut hat folgende Theile:

1) *Ein Conversations-Zimmer.* Hier allein dürfen gesellschaftliche Gespräche Platz finden. Man trift da geographische Charten und alle Bequemlichkeiten zum Schreiben an. Auch kann man sich nach bestimmten Preisen mit Suppen, Thee, Kaffeh und dergleichen bedienen lassen.

2) *Ein Zimmer zum Lesen der Zeitungen.* Das Institut hält neun Londner-Zeitungen, dann die Zeitungen von *Edinburgh*, *Dublin*, so wie mehrere ausländische.

3) *Ein Zimmer zum Lesen der Journale und anderer periodischen Schriften.* Es befinden sich allda fünfzehn Französische, sechs Deutsche, vier Amerikanische und vier und zwanzig Englische; also im Ganzen neun und vierzig periodische Schriften u. d. gl.

4) *Eine Bibliothek.* Diese war zu meiner Zeit noch nicht errichtet. Doch war bereits eine enorme Summe (wenn ich nicht sehr irre, 10,000 Guineen) zu deren Errichtung vorhanden.

5) *Eine Buchdruckerey.* Hier werden die Annalen des Institutes, welche auch jede neue Entdeckung enthalten sollen, gedruckt.

7) *Ein Saal zur Aufstellung der Modelle.* Dieser Ort wird erst in der Folge bereichert werden, alsdann nemlich, wenn das Institut einmal im Stande seyn wird, junge Mechaniker von erfahrnen Meistern belehren zu lassen.

7) *Mehrere Werkstätte* für solche Künste und Handwerke, von denen es sich erwarten lässt, dass sie durch die Anwendung der Mathematik, der

Naturgeschichte und Chemie vervollkommnet werden können.

8) *Eine Küche* mit ökonomischen Öfen, Wasser- und Dampfleitungen. Diese Küche hätte eigentlich zur Vervollkommung der Kochkunst dienen sollen, und wäre daher in England sicher nicht am unrechten Orte gestanden. Man hatte sich selbst vorgenommen, jährlich einige Mittagsmahle zu geben, um über die gemachten Versuche zu urtheilen. Allein, da einige den Schein des Lächerlichen darauf warfen, so wurde dieser an und für sich vortheilhafte Plan nicht ausgeführt.

9) *Ein physikalisches Cabinet.* Es zeichnet sich bisher nicht sowohl durch die Anzahl der Instrumente, als durch die zweckmässige Wahl, Genauigkeit und überaus schöne Ausarbeitung derselben aus.

10) *Ein chemisches Laboratorium.* Dieses ist sehr zweckmässig und einladend eingerichtet. Endlich

11) *ein Amphitheater*, welches ganz einzig in seiner Art ist. Dieses Amphitheater ist so gross, dass es bequem drei hundert Personen enthalten kann; und dessen ungeachtet ist es ganz mit grünem feinem Tuche überzogen. Der Hintergrund ist mit marmorartigen Säulen geziert, was sehr feierlich aussieht. Hinter dem Tische, an

welchem der Lehrer und dessen Assistent sitzen, befindet sich ein Kamin, welcher so eingerichtet ist, dass mehrere chemische Operationen darin vorgenommen werden können, die wegen des Rauches oder üblen Geruches, den sie verbreiten, sonst nicht leicht ausser dem Laboratorium selbst Platz finden könnten. Doch schien es mir, dass der Raum, welcher sich hinter dem Lehrer befindet, zu enge seie. Wenigstens beobachtete ich mehrmal, dass man in Verlegenheit war, für die zur Vorlesung nöthigen Apparate einen Platz zu finden, der den Zuschauern die Aussicht nicht benehme. Sehr merkwürdig und nachahmungswerth ist die Beleuchtung des Saales. Jedermann weiss, wie nöthig es bei verschiedenen physikalischen und chemischen Versuchen ist, dass von dem Orte, an welchem sie gemacht werden, das Tageslicht abgehalten werden könne. In dem Amphitheater, von welchem die Rede ist, kommt dieses von oben. Das gewölbte Fenster, durch welches es herabfällt, kann aber in einem Augenblicke so bedeckt werden, dass das Amphitheater vollkommen finster wird. Mit eben so grosser Geschwindigkeit kann man durch die Entfernung einer Decke den Zutritt des Tageslichtes wieder herstellen. Bei den Abendvorlesungen ist das Amphitheater durch archantische Lampen beleuchtet. Es wäre vielleicht nicht schwer gefallen, auch diese Beleuchtung nach

Willkühr verschwinden zu machen, so wie wir es, bis auf einen gewissen Grad, bei der Beleuchtung unserer Schauspielhäuser sehen.

Sowohl die Beschaffenheit der Zuhörer, als der Gehalt der Vorlesungen harmoniren vollkommen mit der Pracht des Amphitheaters. Man findet nemlich allda die schöne Welt von London versammelt. Beinahe die Hälfte des Auditoriums bestehet aus Damen, unter welchen sich manche befindet, die ganz dazu geeignet seyn dürfte, die Aufmerksamkeit des Zuhörers von dem Vortrage des Lehrers abzuleiten. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, meine Bemerkung über Etwas an den Tag zu legen, was mich öfters unangenehm affizirt hat. Es traf nicht selten zu, dass die Bänke des Amphitheaters ganz besetzt waren, als noch mehrere Damen hereintraten. Sollte man glauben, dass in einer so auserlesenen Gesellschaft manchmal kein einziger Mann war, der seinen Platz einer Dame angebothen hätte!

Die Vorlesungen in dem königlichen Institute werden abwechselnd von 1 bis 2 Uhr Nachmittags *),

*) Die Stunde von 1 bis 2 Uhr, die an mehreren Orten bereits eine Nachmittags-Stunde ist, gehört in *London* zur Mitte des Morgens. Beinahe Niemand speist, wenn man so sagen kann, vor 4 Uhr Nachmittags zu Mittag. Wird man zu einem *Diner* gebethen, so begiebt man sich selten vor halb 6 Uhr an Ort und Stelle.

und Abends von 7 bis 8 Uhr gegeben. Das Institut hat nemlich zwei eigene Professoren im Besoldung, wovon der eine die sogenannte *mathematische*, und der andere die *chemische Physik* vorträgt. Der Lehrer jenes Fachs ist Dr. *Young*, der Lehrer dieses Herr *Davy*.

Dr. *Young* ist ein Mann von mittlerem Alter, und von allgemein anerkannter Gelehrsamkeit. Es giebt unter andern wenige Engländer, die so gut wie er Deutsch sprechen. Dr. *Young*'s Vorlesungen sind sehr interessant und gründlich. Wenn sie keinen allgemeinen Enthusiasmus erwerben, so kommt diess wohl vorzüglich daher, weil die wenigsten Menschen, welche dieselbe besuchen, so viel von der Mathematik verstehen, als doch unumgänglich nöthig ist, um die Gesetze der Mechanik, Optik u. s. w. zu fassen.

Mit vollem Rechte erwecken hingegen Herrn *Davy*'s Vorlesungen den allgemeinen Enthusiasmus. Selten findet man so ausgezeichnete Talente, so einen unermüdeten Eifer, so einen kaltblütigen, unbefangenen Forschungsgeist, so einen feurigen, deutlichen Vortrag, und so ausgebreitete litterarische Kenntnisse in einer Person vereiniget, wie diess bei Hrn. *Davy* der Fall ist. Ich schreibe hier nicht *mein* Urtheil, sondern das Urtheil, welches *ganz Britannien* über Hrn. *Davy* fällt, nieder. Dieses Urtheil muss um so mehr auffallen, wenn ich

sage, dass der Gegenstand desselben sicher nicht über fünf und zwanzig Jahre zählet, und dass er gewiss noch sechs Jahre jünger aussieht, als er wirklich ist. Rechne ich zu allen diesen Eigenschaften und Vortheilen noch den offenen und liebenswürdigen Charakter des Herrn *Davy* hinzu, so kann ich kein Bedenken tragen, zu erklären, dass Herr *Davy* einer der hoffnungsvollesten und interessantesten Menschen ist, die mir je vorgekommen sind. Mit grossem Vergnügen erinnere ich mich an alle seine Vorlesungen, mit dem grössten Vergnügen aber gedenke ich der Vorlesungen, in welchen er über die Anwendung der Chemie auf die lebende Natur und über den Prozess des Athemholens sprach. Hier bewies er nemlich, dass das Stickstoffgas *(azote)* keine leere Rolle bei dem Prozess des Athemholens spiele, sondern zur Unterhaltung und Fortdauer desselben unumgänglich nothwendig seie; — dass ein warmblütiges Thier, welches reines Sauerstoffgas einathmet, weit weniger von demselben verbrauchet, als wenn es dasselbe mit Stickstoffgas gemischt einathmete; dass das *Serum* des Blutes unter einer Glocke, die mit athmosphärischer Luft gefüllt ist, dieselbe *ganz* absorbire u. s. w. Äusserst interessant waren ferner sechs Vorlesungen, welche Herr *Davy* über die Analogie oder Identität der Elektriziät und des Galvanismus hielt. Er liess von beiden Seiten die Versuche sprechen, und bewies dann, nachdem diese beinahe in das Unendliche fortgesetzt waren;

dass der Galvanismus nichts anders, als eine durch chemische Prozesse entwickelte *gewöhnliche* Elektrizität ist. Am merkwürdigsten war mir indessen, endlich einmal Augenzeuge der Erscheinungen zu seyn, welche Herr *Davy* an den Wirkungen des *oxydirten Stickstoffgas* auf den menschlichen Körper entdeckt hat. Als nemlich Dr. *Mitchill*, ein Amerikanischer Arzt, die Meinung bekannt machte: die nächste Ursache der bösartigen Fieber läge in dem oxydirten Stickstoffgase; — war Herr *Davy* der erste, welcher es wagte, Dr. *Mitchill*'s Meinung, indem er das erwähnte Gas selbst einathmete, einem decidiven Versuche zu unterwerfen.

Wie gross war nicht Hrn. *Davy*'s Verwunderung, als er sich durch sein eigenes Gefühl überzeugte, dass das oxydirte Stickstoffgas eine Wirkung hat, welche gerade derjenigen entgegengesetzt ist, die man der Meinung des Dr. *Mitchill* gemäss hätte erwarten sollen! — Die Wirkung des oxydirten Stickstoffgases ist nemlich dermassen erheiternd, dassderjenige, welcher es zur gehörigen Menge einathmet, in eine Gattung glücklicher Extase versetzt wird. Ich sahe diese Wirkungen an Hrn. *Davy* und an mehreren andern Personen. Hier will ich aber nur beschreiben, was ich selbst beim Einathmen des oxydirten Stickstoffgases empfunden habe. Nachdem ich so viel als möglich meine Lungen von Luft entlediget, und meine Nasenlöcher mit den Fingern meiner linken Hand zugehal-

dieses interessanten und liebenswürdigen Mannes verschaft. Dr. *Crichton* hat beinahe ganz Deutschland durchreiset, und spricht unsere Sprache, so wie die Französische, auf das vollkommenste. Dass Dr. *Crichton* sich durch ein vortrefliches Werk über die *Pathologie des Wahnsinnes* als Schriftsteller rühmlichst ausgezeichnet habe, ist allgemein bekannt. Da sich aber dieser Arzt besonders mit der *Behandlung* des Wahnsinnes abgiebt, und eine beträchtliche Praxis hat, so erwartet man auch nicht mit Unrecht einen wichtigen Beitrag zur Therapie desselben. Dr. *Crichton* bearbeitet die Chemie als Lieblingsstudium. Er besitzt ein sehr niedliches Laboratorium in seinem Hause, an welches ein Hörsaal gränzet, in welchem Dr. *Crichton* sowohl über *Chemie*, als über *spezielle Therapie* liest. Dessen Vortrag ist sehr ungezwungen und deutlich. Dr. *Crichton* hat das Glück, mit einer Gattinn zu leben, welche sich nicht allein durch die feinste Erziehung, durch Sprachkenntniss, durch musikalische Talente und grosse Geschicklichkeit im Zeichnen hervorthut, sondern die es zugleich in der Botanik sehr weit gebracht hat.

Dr. *Pearson*, der nemliche, welcher sich mit dem Vaccinations-Geschäfte abgiebt, liest ebenfalls in seiner Wohnung über *Chemie* und *spezielle Therapie*. Er hat einen deutlichen, sehr lebhaften Vortrag. Ich habe das Vergnügen gehabt, eine seiner therapeutischen Vorlesungen anzuhören, in

welcher von den sogenannten *Faulfiebern* die Rede war. Dr. *Pearson* widerlegte sehr schön die Gründe derjenigen, welche diese Fieber von einer wirklichen Fäulniss der Säfte herleiten, und sie daher durch Mittel zu bekämpfen suchen, von welchen sie sich blos einbilden, sie seien mit einer fäulnisswidrigen Kraft begabt. In einer chemischen Vorlesung sprach Dr. *Pearson* von der Reduktion der Metalle. Dessen Art zu experimentiren gefiel mir sehr wohl. Besonders nützlich fand ich, dass er die Apparate, welche zu den vorzunehmenden Versuchen dienen sollten, in Gegenwart der Zuhörer zurecht richtete. Schade, dass man dieses Beispiel wegen des Zeitverlustes, den diese Verfahrungsart mit sich bringt, nicht überall nachahmen kann.

Herr *Wilson* liest über *Anatomie* und *Physiologie*, und zwar in dem nemlichen Amphitheater, in welchem Dr. *William Hunter* gelesen hat. Ich wohnte einer Vorlesung über die schwangere Gebährmutter bei. Bei dieser Gelegenheit hatte ich das Vergnügen, die schönen Präparate *in natura* zu sehen, welche sich in *William Hunter*'s Werken *de utero gravido* abgebildet finden. Es that mir wehe, zu sehen, dass die Zuhörer so übel mit diesen Präparaten umgiengen. Als ich einem unter ihnen meine Verwunderung hierüber zu erkennen gab, sagte er mir: Das *William Hunter'sche Cabinet* kommt ja so bald nach *Glascow*. Hr. *Wilson* lehrt recht gut; schade, dass er aus Mangel der

ten hatte, brachte ich mit der andern Hand eine Blase, die fünf Mass oxydirtes Stickstoffgas enthielt, und mit einem Mundstücke versehen war, an meinen Mund. Der süssliche und liebliche Geschmack des Gas bewog mich bald, dasselbe ohne Widerwillen zu athmen. Kaum hatte ich einige Athemzüge gethan, so wurde es mir, wie man zu sagen pflegt, grün und gelb vor den Augen; ich empfand Schwindel, starkes Ohrensausen, und unter einem beständigen Taumel wurde mir, als wenn sich eine Ohnmacht meiner bemächtigen wollte. Die Gegenwart des Geistes verlohr ich nicht ganz. Indessen entwich mir dennoch eine Idee, von der ich mir fest vorgenommen hatte, sie, wo möglich, während dem Versuche gegenwärtig zu halten. Als die Umstehenden, da sie bemerkten, dass ich sehr blass wurde, und mich kaum aufrecht erhalten konnte, mir die Blase von dem Mund nehmen wollten, erinnere ich mich gar wohl, darüber sehr unwillig geworden zu seyn, und alles versucht zu haben, um mich ihren Bemühungen zu widersetzen. Sie wurden jedoch bald über mich Meister, und entzogen mir die Blase. Da erinnere ich mich sehr gut, dass ich aus vollem Halse zu lachen anfieng; ich getraue mir aber nicht zu bestimmen, ob mein Lachen eine Folge des oxydirten Stickstoffgases, oder der sonderbaren Lage, in welche ich mich im Angesichte mehrerer Menschen versetzt fand, gewesen seie. Dem seie wie es wolle; obwohl ich nemlich nicht durch das oxydirte Stickstoffgas zum

Tanzen gebracht wurde, wie ich diess bei mehreren andern sahe, so habe ich doch beim Einathmen desselben, und besonders gleich darauf eine so angenehme Empfindung gehabt, dass ich mir jedesmal ein Vergnügen daraus mache, mir einen solchen pneumatischen kurzen Rausch zuzuziehen.

Medizinische Lehranstalten.

London hat bekanntlich weder eine Universität, noch irgend eine öffentliche Anstalt, an welcher junge Ärzte und Wundärzte Unterricht schöpfen könnten. Dass dieser Mangel aber hinlänglich durch Privatvorlesungen ersetzt werde, wird zum Theil aus dem, was ich von den Lehranstalten, die mit den *Guys - Thomas - Bartholomäus-* und *Londner - Spitälern* verknüpft sind, im ersten Bande dieses Werkes gesagt habe, und zum Theil aus dem, was ich nun vortragen werde, erhellen. Mehrere der angesehensten Ärzte und Wundärzte geben nemlich in ihren Wohnungen Privatvorlesungen, durch welche den angehenden Heilkünstlern die beste Gelegenheit verschaft wird, die Grundsätze der theoretischen Heilkunde erlernen zu können. Unter diesen Privatlehrern zeichneten sich besonders die Doctoren *Crichton* und *Pearson*, so wie die Herren *Wilson* und *Carpue* aus.

Dr. *Crichton*. Ein Brief meines hochgeschätzten Freundes *Pictet* hat mir die Bekanntschaft

Zeit gezwungen ist, die wichtigsten Gegenstände sehr oberflächlich abzuhandeln.

Herr *Carpue*, Wundarzt, giebt Vorlesungen über *Anatomie*, und übet besonders seine Schüler im Seciren. Bei dieser Gelegenheit muss ich erinnern, dass in allen anatomischen Anstalten, die ich in London gesehen habe, wohl kein Überfluss, aber doch auch kein Mangel an Leichen war. Diess hat man den Todtengräbern zu verdanken, welche desshalb *Wiederauferstehungs-Männer* genannt werden. Da jede Leiche dennoch auf einige Guineen zu stehen kömmt, so suchen die jungen Leute dieselbe auch so viel als möglich zu benützen. Ich habe noch immer gefunden, dass die Anatomie dort am fleissigsten getrieben wird, wo an Cadavern kein Überfluss ist. Hr. *Carpue* hat sich in Hinsicht des *Galvanismus* ausgezeichnet, und ist besonders Hrn. Professor *Aldini* aus *Bologna* beigestanden, als dieser mehrere galvanische Versuche in London machte.

Königliches Veterinair-Collegium.

(St. Pancras.)

Über das Locale dieser Anstalt kann ich beinahe keine Nachricht mittheilen, weil man während meines Aufenthaltes in London an demselben bauete. Desto ausführlicher werde ich von dem ausgezeichneten Manne sprechen, der dieser Ve-

terinair-Anstalt als Direktor und Lehrer vorsteht. Dr. *Coleman* ist nicht allein im Fache der Thierarzneikunde berühmt, sondern er hat sich selbst durch eine Schrift über den Scheintod als ausgezeichneter Physiolog bekannt gemacht. Dessen Werk über den *Huf und Beschlag* ist mehr geschätzt als verbreitet. Wenigstens sagte mir der Verfasser (der solches auf seine Kosten drucken liess) er seie noch nicht für die Summe entschädiget worden, die er zur Verfertigung der Zeichnungen und Kupfertabellen habe auslegen müssen. Dr. *Coleman* hatte die Güte, mir seine Lehre über den Beschlag vorzutragen. Da er *Kamper*'s Abhandlung *über die Schuhe* nicht kannte, so vernahm er mit Vergnügen, dass darin ganz ähnliche Grundsätze herrschten. Dr. *Coleman*'s Beschlagungs-Theorie wird hier von vielen befolgt, wenigstens sahe ich, dass mehrere Werkstätte von Schmieden mit der Aufschrift: *Hier wird nach den neuen Grundsätzen der Veterinair-Schule beschlagen*, — versehen waren. Diese Grundsätze gehen vorzüglich dahin, durch den Beschlag die natürliche, d. h. die *runde*, Gestalt des Hufes beizubehalten, und dessen Wachsthum und Elastizität zu befördern.

Ein Gegenstand, über welchen ich mich sehr lange mit Dr. *Coleman* unterhalten habe, bezog sich auf Thierspitäler. Er überzeugte mich ganz, dass sie nach den nemlichen Grundsätzen eingerichtet werden müssten, die man bei Errichtung der Spi-

täler für Menschen nützlich gefunden hat. So räumte er unter andern den kleinen Thierspitälern vor den grossen den Vorzug ein; so forderte er, dass besonders bei ansteckenden Übeln jedem Pferde ein eigener Stall zukomme, dass das Pferd, besonders, wenn es an Krankheiten der Extremitäten leidet, nicht angebunden werde, sondern dass es frei im Stalle herum gehen könne, dass die Ventilation so eingerichtet seie, damit die Luft sich wohl erneuere, aber nicht unmittelbar auf das kranke Thier falle, dass auf und um dasselbe die grösste Reinlichkeit gepflogen werde, u. s. w. Alle diese Bedingnisse sind jedoch noch nicht in dem Londner Thierspitale erfüllt. Sie sind es aber in der vortrefflichen *Veterinair - Anstalt von Berlin*, die gewiss jeder andern in Europa den Rang streitig machen kann. Da mein Freund, Hr. Professor *Rudolphi*, diese Anstalt bereits ausführlich und getreu beschrieben hat, so will ich nur im allgemeinen sagen, dass sie alle Bedingnisse erfüllet, die man nur bei einer Anstalt dieser Art setzen kann. Die Ställe sind nicht zu gross, mehrere sind für einzelne Pferde bestimmt; diese können sich darin frei bewegen; Luft und Licht haben Zutritt; Wasser ist im Überflusse vorhanden; der grosse schöne Garten, in welchem sich das Institut befindet, biethet die Gelegenheit dar, die kranken oder wiedergenesenden Pferde spazieren zu führen; im Winter dienet eine gedeckte Reitschule zu diesem Endzwecke u. s. w. Selbst mit einer Bade-

Anstalt ist das Berliner Thierspital versehen. Die Erfahrung lehrt aber, dass sie wenig oder gar keinen Nutzen stiften kann, indem sich die Pferde nicht baden wollen. Sobald nemlich das Wasser zu einer gewissen Höhe kommt, so fangen diese Thiere an zu schwimmen. So wie für die kranken Pferde, so ist auch für den Unterricht angehender Thierärzte gesorgt. Zwei in der Theorie und Praxis erfahrne Männer, die Herren Professoren *Sick* und *Naumann*, versehen die Lehrämter. Die Anatomie wird in einem grossen Amphitheater vorgetragen. Unter demselben befindet sich die anatomische Präpariranstalt. Der Tisch, an welchem der Professor im Amphitheater lehret, kann in diese Präpariranstalt herabgelassen, allda mit Präparaten, die sich ihrer Grösse halber nicht leicht transportiren lassen, belegt, und dann zum Behuf der Vorlesungen wieder hinauf gebracht werden. Alle wichtigen pathologischen Stücke, die sich bei der Eröffnung der Thiere vorfinden, werden in einem eigenen, bereits sehr beträchtlichen Cabinete aufbewahrt, und gelegentlich bei den Vorlesungen benutzet. Das einzige, was ich an der Berliner Veterinair-Anstalt auszusetzen habe, ist, dass sie nicht mit den übrigen medizinischen Lehranstalten in Verbindung steht, und von dem Oberstallamte, von dem sich nicht leicht eine wissenschaftliche Tendenz erwarten lässt, abhänget. Ich verlasse Berlin, — was ich immer mit schwerem Herzen thue, — und begebe mich in die Londner

Veterinair-Anstalt zurück, um einige Gespräche über mehrere wichtige Gegenstände anzuführen, die zwischen Dr. *Coleman* und mir Platz gefunden haben.

Das erste betraf den Ursprung der *Kuhpocken*. Es ist bekannt, dass derselbe nun nicht mehr von der Kuh, sondern von dem Pferde, und zwar von einer gewissen Krankheit dieses Thieres, die man *Mauke* (Grise) nennet, hergeleitet wird. Dr. *Jenner* hatte schon lange diesen Verdacht gehabt, derselbe wurde aber erst vor einigen Jahren durch Dr. *Loy* in England und durch Dr. *Sacco* in Italien scheinbar begründet. Dr. *Coleman*, welcher auf Ansuchen des Dr. *Jenner*'s mehrere Versuche über diesen Gegenstand vorgenommen hat, ist ganz anderer Meinung, und behauptet: die Mauken der Pferde ständen in keiner Verbindung mit den Kuhpocken. Mit dieser nemlichen Meinung stimmen alle Veterinair - Ärzte, die ich auf meiner Reise zu sprechen die Gelegenheit gehabt habe, unter andern auch der berühmte Professor *Wollstein* in *Altona*, überein. Dr. *Coleman* stützet seine Meinung auf folgende Gründe: Die Mauken selbst sind von Pferde zu Pferde nicht ansteckend. Aller Mühe ungeachtet war es nie möglich, dieselben von den Pferden auf die Kuh oder auf die Menschen zu übertragen. Bei letzteren fügte es sich zwar manchmal, dass die Maukenmaterie an der Stelle, wo man sie einimpfte, ein Geschwür er-

zeugte, welches Geschwür aber auf keine Weise mit den Kuhpocken Ähnlichkeit hatte, oder vor den Menschenblattern zu schützen im Stande war. Dr. *Loy*'s Versuche beweisen nach *Coleman* nichts, weil die Krankheit, welche er unter dem Namen *Mauke* beschreibt, diesem Veterinair-Arzte eben so fremd, als der Name des Dr. *Loy* selbst ist. So weit Dr. *Coleman*. Indessen versicherte mich Dr. *Malfatti* in Wien, dass er sich bei Dr. *Sacco* in Mailand durch die unter seinen Augen angestellten Versuche überzeugt habe, dass der Ursprung der Kuhpocken von den Mauken der Pferde herzuleiten seie.

Der *Scheintod* wurde sodann der Gegenstand unseres Gespräches, und diess sowohl in pathologischer als therapeutischer Hinsicht. Wir kamen bald auf den Artikel *Vitalität des Blutes*. Ich erzählte Dr. *Coleman*, dass ich immer der Meinung des Herrn Professors *Blumenbach* in Göttingen gegen *John Hunter* gewesen seie, bis mich die Versuche des Hrn. *Circaud* in Paris von dem Gegentheile überzeugt hätten. Ich habe nemlich bereits erinnert, dass Hr. *Circaud* die frisch geronnene Lymphe des Blutes durch den galvanischen Reiz zu Zusammenziehungen bringe, die so deutlich sind, als man sie nur in einem Muskel bemerken kann. Dr. *Coleman* wusste die Wichtigkeit dieser Versuche zu schätzen, erklärte mir aber, dass er nach vielen über diesen Gegenstand vorgenommenen

Versuchen gar keines ferneren Beweises bedürfe, um an die Vitalität des Blutes zu glauben. Ich bath Dr. *Coleman*, dass er sich näher erklären möchte. Hierauf theilte er mir unter andern eine Beobachtung mit, von der ich mich nicht erinnere, sie je gehört oder gelesen zu haben, und die ich für sehr wichtig halte. Dr. *Coleman* machte nemlich die Bemerkung, dass bei mehreren Krankheiten, bei welchen die Reizbarkeit der Muskularfasern vermindert oder vertilgt ist, auch das Blut seine Gerinnbarkeit mehr oder weniger verliere; ein Umstand, der sich nicht besser erklären lässt, als wenn man diese letzte Erscheinung von der Vertilgung der Reizbarkeit des lymphatischen Theiles des Blutes und von der dadurch aufgehobenen Gerinnbarkeit desselben herleitet. So beobachtet man z. B. bei bösartigen Fiebern, nach dem Bisse der Vipern, nach der Wirkung anderer Gifte u. s. w. sowohl Verlust der Reizbarkeit an der Muskularfaser, als aufgehobene Gerinnbarkeit des Blutes. Das Gegentheil biethen hingegen öfters die sogenannten entzündlichen Krankheiten dar. Hier scheinen nemlich die Reizbarkeit und die Gerinnbarkeit des Blutes grösser zu seyn, wenigstens, wenn man in letzterer Hinsicht der *crusta inflammatoria* oder Speckhaut des Blutes einiges Gewicht beimessen will. Ich bin nicht im Stande, diese Beobachtungen in ihrem ganzen Umfange zu prüfen, und behalte mir daher mein Urtheil vor. Sollte es jedoch wahr seyn, dass die krankheiterzeugenden Reize,

so wie sie auf die Reizbarkeit der Muskeln wirken, auch auf die Reizbarkeit des lymphatischen Theils des Blutes einen ähnlichen Einfluss hätten, so würde hiedurch nicht allein ein Vereinigungspunkt zwischen der Humoral- und Solidisten-Pathologie aufgedeckt, sondern es würde auch ein beträchtlicher Schritt in der Erklärung vieler pathologischer Phönomene, z. B. der Entstehung der Polypen in den Blutgefässen lebender Menschen nach heftigen Leidenschaften, gemacht seyn. Von dieser theoretischen Untersuchung kam unser Gespräch auf einen praktischen Gegenstand, ich meine auf die Frage: *Ob die Aderlässe bei Asphixien indizirt seien oder nicht?* — Ich habe nie glauben können, dass diese Operation als ein so mächtig schwächendes Mittel in einem Zustande könne angewandt werden, in welchem die Schwäche ohnehin so gross ist, dass die dem Leben eigenen Verrichtungen unterdrückt sind. Dr. *Coleman* liess diesen Grund bis auf einen gewissen Grad gelten, fürchtete sich aber, ihn so allgemein auszudehnen, da die Erfahrung dennoch gezeigt hat, dass die Aderlass manchmal mit Nutzen bei Asphixien angewandt worden seie. Um mir jedoch auch ein theoretisches Raisonement entgegen zu stellen, sagte Dr. *Coleman:* Was würden Sie thun, wenn die Harnblase in einen solchen Schwächezustand verfallen wäre, dass sie auf den Urin nicht wirken, und denselben nicht ausleeren könnte? — Ich würde den Katheter anwenden, war meine Antwort. Gut,

erwiederte Dr. *Coleman:* Ist es also nicht möglich, dass bei einer durch Erstickung erzeugten Asphixie das geschwächte Herz und die geschwächten Arterien so mit Blut überladen seyn könnten, dass die Aderlass hier die nemlichen Dienste versehen würde, welche dort der Katheter leistete? —

Mit diesen und ähnlichen Gesprächen brachten wir einen ganzen Morgen zu. Es that mir sehr leid, dass die beträchtliche Entfernung, in welcher ich von dem Veterinair-Collegium wohnte, und die grosse Anzahl von Gegenständen, die meine Aufmerksamkeit theilten, mich verhinderten, den Umgang des Dr. *Coleman* ferner zu benutzen.

Britisches Museum.

(Great Russel Street, Bloomsbury.)

Dieses der Nation zugehörende *Museum* enthält Gegenstände von verschiedener Natur, die man sonst nicht leicht an *einem* Orte zusammen antrifft. Es befindet sich nemlich allda eine *Bibliothek*, die zwölf geräumige Säle einnimmt, und allen denjenigen offen steht, welche sich die geringe Mühe geben, eine Erlaubniss dafür zu begehren. Das Fach der Geschichte ist das stärkste; auch wird die unbedeutende Summe von 300 Pfund Sterling, welche jährlich zum Ankaufe neuer Bücher bestimmt ist, vorzüglich dazu verwendet,

diejenigen Werke anzuschaffen, welche sich auf die Geschichte von England und dessen Besitzungen beziehen. Zu der Bibliothek gehört auch eine sehr reiche Sammlung von *Manuscripten*. Ich sahe das Original der berühmten *Charta magna*, einige Briefe von der Hand *Heinrichs IV.* Königes von Frankreich u. s. w. Das Museum besitzt ferner ein merkwürdiges *Medaillen - Cabinet*, das über 20,000 Medaillen enthält, und dem Museum von *Sir Hans Sloanes* geschenkt wurde. Eben so, dass *Hamilton'sche Cabinet* von Griechischen, Römischen und Etruskischen Antiquitäten. Dann folgen einige Zimmer, welche einen grossen Theil der Seltenheiten enthalten, die Capitain *Cook* von seinen Reisen mitgebracht hat. Endlich ist das britische Museum in Besitz eines ansehnlicheu *Naturalien - Cabinets*.

Hr. *Planta*, *Secrétaire* der k. Gesellschaft der Wissenschaften in London führt die Oberaufsicht über dieses Museum. Ich hatte das Glück von ihm selbst herumgeführt zu werden, und verdanke solches meinemFreunde, dem Herrn Dr. *Domeyer*, Leibarzt bei Sr. k. Hoheit *Prinzen August von England*. Ich hatte Dr. *Domeyer'n* bereits in Pavia unter den Zuhörern meines Vaters kennen gelernt. Mit grossem Interesse erneuerte ich dessen Bekanntschaft in London, wo er mich mit den ausgezeichnetsten Beweisen von Güte und Freundschaft überhäuft hat. Mit Vergnügen sahe ich Dr. *Domeyer'n* an

der Seite einer Gattinn, welche eben so gut geeignet ist, ihm das Leben glücklich zu machen, als den Englischen Frauenzimmern eine vortheilhafte Idee der Talente unserer Deutschen Damen zu geben. *Madame Domeyer* (gebohrne *Gad*) hat sich nemlich rühmlich als Schriftstellerinn bekannt gemacht. Unter andern habe ich ihre *Briefe über Portugal* und *England* mit vielem Vergnügen gelesen.

Lever's Museum.

(*Blackfairs - Bridge.*)

Sir *Ashton Lever* war ehemals im Besitze dieses Naturalien-Cabinets, das noch wirklich seinen Namen trägt. Nach dessen Tode wurde es durch eine Lotterie veräussert. Das Loos traf Herrn *Parkinson*. Dieses Naturalien - Cabinet zeichnet sich besonders durch eine sehr reiche Sammlung von *Vögeln* aus. Die Menge dieser beläuft sich auf 5000 Stücke, unter welchen 1600 verschiedene Species seyn sollen. Auch die Meerprodukte sind in diesem Cabinete sehr zahlreich. Nebst einer Sammlung von vierfüssigen Thieren, Fischen, Amphibien u. s w. besitzt es einige vom Capitain *Cook* mitgebrachte Seltenheiten. Das *Lever'sche Museum* steht täglich offen. Das Eintritts-Billet kostet einen Schilling. Wahrscheinlich sind viele Gegenstände darin nicht so aufgestellt, wie sie der ernsthafte Naturforscher zu sehen wünschet, um eine grössere Menge von Menschen herbei zu locken.

So sitzen z. B. mehrere Affen um einen Tisch, und haben Spielkarten in den Händen; andere machen Toilette, und dergleichen Beweise eines üblen Geschmackes.

John Hunter's Cabinet.

(Leicester Square.)

Nach dem Tode des unsterblichen *John Hunter's* wurde dieses Cabinet bekanntlich von dem Parlament erkauft, und dem Collegium der Wundärzte in London geschenkt. Es enthält 17,000 Präparate, welche vorzüglich auf Naturgeschichte und vergleichende Anatomie Bezug haben. Doch sind auch gegen 2000 pathologische Präparate vorhanden.

Es hält einem Fremden ziemlich schwer, dieses grosse Cabinet zu sehen. Zwar steht dasselbe zwei Tage in der Woche offen; allein da wird blos demjenigen der Zutritt gestattet, welcher durch ein Mitglied des Collegiums der Wundärzte in London eingeführt wird. Da nun beinahe alle Mitglieder dieses Collegiums mit Berufsgeschäften überhäuft sind, so lässt sich leicht voraussehen, dass sie sich unmöglich diesem Geschäfte so oft unterziehen können, als es ein wissbegieriger fremder Arzt wohl wünschen muss. Ohne die Güte des Dr. *Baillie's*, der mich ganz besonders dem Aufseher dieses Cabinetes Hrn. *Cliff* anempfohlen hat, wäre es mir

vielleicht gar nicht gelungen, meinen Wunsch befriediget zu sehen. Hiezu tritt noch der Mangel eines gedruckten Cataloges, der im Stande wäre, den Fremdling zu leiten. Diesem Mangel soll zwar abgeholfen werden; allein, wer wird wohl im Stande seyn, den Catalog dieses Cabinets im Geiste eines *John Hunters* zu verfertigen? Es scheint dieser grosse Mann müsse die Unsterblichkeit seines Namens mit der Sterblichkeit seines Körpers verwechselt haben, da er so wenig auf die Brauchbarkeit seines Cabinetes nach seinem Tode gedacht hat. Dessen ungeachtet ist es leicht zu begreifen, unser welchem Gesichtspunkte *John Hunter* seine Sammlung veranstaltete. Jeder in dem Cabinete aufgestellte Gegenstand umfasst nemlich das ganze Reich der lebenden Natur, folglich Thiere und Pflanzen. Manchmal sind die Präparate so gereihet, dass man von den unvollkommensten Stuffen der organischen Wesen zu den vollkommnern, von diesen zu den vollkommensten übergeht; manchmal findet ein entgegengesetzter Gang statt, je nachdem das Einfache oder das Zusammengesetzte mehr Licht auf das Folgende werfen kann. In Hinsicht der pathologischen *Präparate* könnte ich manches anführen, wenn ich glauben dürfte, dass hier der rechte Ort dazu wäre. Sehr merkwürdig schien mir eine Reihe von Präparaten, welche die stuffenweise Bildung der *Pseudomembranen* aus der coagulablen Lymphe an den meisten Organen unseres Körpers darstellen. Unter andern

sah ich einen Fall, wo nach einer Entzündung der Zunge, welche durch den Gebrauch des Quek-silbers entstanden war, dieses Organ mit dem Zahnfleisch durch eine Pseudomembran verbunden wurde. Dieser Ausgang der *Glossitis* ist, so viel ich weiss, nie in Betrachtung gezogen worden. Dass ich dem doppelten Uterus, oder besser, den zwei Gebährmüttern, wovon die eine geschwängert war, und die andere nicht, meine besondere Aufmerksamkeit geschenkt habe, versteht sich wohl von selbst. Es wird Jedermann freuen, zu hören, dass das *John Hunter'sche* Cabinet noch immer vermehrt wird. Diess gilt besonders von pathologischen Präparaten. So lieferte vor kurzem Hr. *Home* einen interessanten Beitrag für die Krankheiten der Harnröhre.

Dr. William Hunter's Cabinet.
(Great Windmill-Street.)

Dieses Cabinet ist vielleicht für den praktischen Arzt wichtiger als das vorige, weil es mehr der menschlichen Anatomie und der Pathologie gewidmet ist. Es ist indessen nicht möglich, dasselbe zu besehen, ohne zu bedauern, dass man es auf eine so schändliche Art zu Grunde gehen lässt. Der Staub verzehrt einen Theil der trocknen Präparate, und den nassen mangelt es sehr oft an dem zu ihrer Erhaltung nöthigen Weingeiste. Die Universität *Glascow*, welche das William Hunter'sche

Cabinet nächstens erhalten soll, wird über dessen erbärmlichen Zustand erschrecken. Indessen erhält sie nebst diesem anatomisch-pathologischen Cabinete eine ansehnliche Sammlung von Mineralien, Conchylien, und eine auserlesene Bibliothek.

Unter den pathologischen Präparaten, die nur hier besonders wichtig schienen, zeichnen sich aus: 1^{tens} Der Kopf eines epileptischen Weibes. Sie fiel während dem Anfalle in das Kaminfeuer, und schlug sich ein Stück Hirnschale aus. Von diesem Augenblicke an hatte sie keinen Anfall von Epilepsie mehr. Nach zwei Jahren starb sie an einem Fieber. 2^{tens} Eine fürchterliche scrophulöse Caries des Seitenbeines. Die darunter liegende Portion Hirn war ganz zerstöret. Dessen ungeachtet gieng der Kranke acht Tage vor seinem Tode mit allen Sinnen begabt zu einem Friseur, um sich die Haare kräuseln zu lassen. 3^{tens} Ein weibliches Becken, dessen *Crista ossis ilei* eingebogen war, weil man der Frau in ihrer Jugend wegen krummen Rückgrades eine zweckwidrige Maschine angelegt hatte. Die Unglückliche starb in den Geburtsnöthen. Man hatte den Kaiserschnitt an ihr vorgenommen.

An das *William Hunter'sche* Cabinet gränzet eine ähnliche Sammlung, welche Dr. *Baillie* zugehört. Ich habe an derselben besonders die schönen Einspritzungen der lymphatischen Gefässe be-

wundert. Unter den pathologischen Präparaten sahe ich einen Fall, wo die Harnblase bei einem Manne gänzlich mangelte, und die Uretheren sich von aussen in eine Höhle öffneten, die in der Schamgegend Platz fand, was auch meinem Vater einigemal vorgekommen ist. Dr. *Baillie* selbst war mir indessen noch interessanter als dessen Sammlung. Er ist ein Schottländer. Obwohl er beim ersten Anblicke etwas trocken scheint, so findet man ihn doch späterhin sehr artig im Umgange. Dr. *Baillie*'s berühmtes Werk — *morbid anatomy*, kostete ihn tausend Pfund Sterling. Jedes Exemplar kommt in London auf acht Pfund. Dr. *Baillie* bereuet es, dieses Werk nicht Lateinisch geschrieben zu haben. Ich tröstete ihn damit, dass er am Hrn. Professor *Soemering* einen Übersetzer gefunden habe, welcher durch die lehrreichsten Noten den Werth des Original-Werkes sehr erhöhet hat. Freilich nahm ich hierbei blos auf Deutschland Rücksicht.

Cruschank's Cabinet.

Der berühmte *Cruschank* hinterliess bei seinem im 55ten Jahre erfolgten Tode ein sehr ausgezeichnetes *anatomisch-pathologisches* Cabinet, welches das Eigenthum seines Schwiegersohnes Hrn. *Thomas* wurde. Meines Erachtens hätte es in bessere Hände kommen können. Hr. *Thomas*, ein dem Ansehen nach etwas flüchtiger junger Mann, scheint

keinen besondern Werth auf dasselbe zu legen, und noch weniger den Fremden die Gelegenheit zu verschaffen, es sehen zu können. Ich wandte mich daher an Dr. *Hooper*, dem ich so vieles zu verdanken hatte, und der in einiger Verbindung mit Hrn. *Thomas* stand. Er rieth mir, gleich mit ihm nach Hrn. *Thomas* Hause zu gehen, wo er sich von dem Assistenten das Cabinet aufsperren liess. So geschahe es. Dr. *Hooper*, welcher ein sehr guter Freund von *Cruschank* gewesen ist, kannte die meisten Präparate, und war also ganz im Stande, meine Wissbegierde zu befriedigen.

Fürs erste muss ich sagen, dass sich dieses Cabinet in der besten Ordnung befindet. Die Sinneswerkzeuge sind in demselben besonders vollkommen dargestellt. Nicht minder schön sind die Einspritzungen, sowohl der Blut- als lymphatischen Gefässe. Sehr zahlreich ist die Sammlung der Köpfe verschiedener Nationen, nach Hrn. *Blumenbachs* Ansichten dargestellt. Unter den pathologischen Präparaten zeichnen sich folgende besonders aus: 1tens Ein *Hydrocephalus*. Das Kind war acht Monate alt, als es anfieng zu erkranken. Es starb im sechzehnten Monate. Das Wachsen der Haare und das Zahnen hatten den gehörigen Gang. Der Umfang des Kopfes belief sich auf 52 Zoll. In dem Kopfe selbst waren 27 Pinten (beiläufig 27 Pfund) Wasser enthalten. 2tens Ein Körper, wo alle Eingeweide eine entgegengesetzte

Lage haben. — 3tens *Zwei*, freilich nicht äusserst seltene, *Nieren, deren Substanz ganz verzehret ist*, so, dass blos die äussere Haut derselben übrig blieb. Dieses Präparat ist ganz demjenigen ähnlich, welches ich in das *pathologische Cabinet von Wien* gegeben habe; jedoch ist jenes bei weiten nicht so gross. In letztern Präparate gleichen nemlich die Überbleibsel der Nieren dem Blinddarme, und die daran hängenden Uretheren sind bis zur Weite des Grimmdarmes ausgedehnet. Der Kranke hatte einen beträchtlich eiterartigen Harnfluss erlitten, und starb an der Abzehrung. Die Absönderung des Urins, welche nachher so stark war, dass man die Krankheit für einen *Diabetes lacteus* hätte halten können, verminderte sich blos vierzehn Tage vor dem Tode, und wurde nie vollkommen unterdrückt. Und diess geschahe bei verzehrten Nieren!

Da ich von mehreren der ausgezeichnetsten anatomisch-pathologischen Cabineten Europens gesprochen habe, so kann ich nicht unterlassen, von einer Anstalt dieser Art Meldung zu machen, welche mich mehr als alle übrigen in Erstaunen setzte, und mich als praktischen Arzt auch mehr als alle übrigen interessirte. Ich spreche von dem *Walter'schen Cabinete* in *Berlin*. Dasselbe war so eben von *Seiner Majestät dem Könige von Preussen* um 100,000 Thaler gekauft worden, wie ich mich mich in London aufhielt. Als die englischen Zei-

tungen diese Nachricht brachten, ertönte das Lob des grossmüthigen *Monarchen* in dem Munde aller Liebhaber der Wissenschaften. Obwohl meine Stimme bei dieser Gelegenheit nicht müssig blieb, so konnte ich dennoch nicht *so* sprechen, als ich es später im Stande gewesen wäre, nachdem ich nemlich einige Zeit in *Berlin* zugebracht, und mich selbst überzeuget hatte, wie sehr allda die Wissenschaften geschätzt und befördert werden. Ich glaube nicht, dass irgend eine Stadt in der Welt existirt, wo die Bildung des menschlichen Geistes so allgemein verbreitet ist, als in *Berlin;* ich glaube nicht, dass eine andere Stadt so viele ausgezeichnete Männer in jedem wissenschaftlichen Fache aufzuweisen hat, als *Berlin;* ich glaube nicht, dass irgendwo ein besserer Ton unter den Gelehrten, so wie unter allen Klassen von Menschen, mit denen ich das Vergnügen hatte umzugehen, herrsche, als in *Berlin.* Aber wie komme ich auf Lebende zu sprechen, wo ich von Überresten der Todten reden soll? Ja vierzig Jahre wohnte der grosse Anatom *Walter* unter Todten, um das unvergleichliche Cabinet zu errichten, und vor der Welt in dem Lichte zu erscheinen, in welchem ihn jeder Unbefangene wahrnehmen muss. Und dennoch scheint es beinahe unmöglich, dass *ein* Mensch ein solches Wunderwerk vollbringen konnte. Wie glücklich ist nicht Deutschland, einen Ort zu haben, wo die tiefsten Geheimnisse der Natur so enthüllet, und zum allgemeinen Nutzen dastehen.

Denn nicht allein sind gesammte Präparate in diesem königlichen Cabinete so aufgestellt, dass sie von allen Seiten unter dem lehrreichsten Lichte erscheinen, sondern es sind selbst einige junge Ärzte und Wundärzte *dazu bestimmt*, den Fremden alle mögliche Auskunft über die vorhandenen Gegenstände zu geben. Was mir vorzüglich in diesem Cabinete gefallen hat, ist, dass die Präparate nicht in Kästen, sondern auf erhöhten Tischen stehen. Auf diese Art kann das Präparat von allen Seiten betrachtet werden, welches in einem Kasten nie der Fall syen würde. Nebstdem ist besonders darauf gesehen, dass der Weingeist so klar als möglich seie; das nemliche versteht sich von den Gläsern.

Gelehrte Gesellschaften.

Königliche Gesellschaft der Wissenschaften. Aus der nemlichen Ursache, aus welcher ich in dem ersten Bande dieses Werkes unter dem Artikel *Paris* von dem dortigen *National-Institute* sprach, spreche ich hier von der *königlichen-Gesellschaft der Wissenschaften in London.* Obwohl nemlich diese Institute nicht zu dem eigentlichen Zwecke des gegenwärtigen Werkes gehören, so haben sie dennoch zu viel Interesse, als dass sie füglich mit Stillschweigen übergangen werden könnten.

Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften hält den Winter und Frühling hindurch wöchentlich einmal eine Sitzung. Jedes Mitglied kann zwei Fremde einführen; doch müssen derselben Namen vorher eingeschrieben, und dem Präsidenten der Gesellschaft vorgelegt werden. Während der Sitzung werden meistentheils Abhandlungen vorgelesen, welche dann in den *Transaktionen* der Gesellschaft erscheinen. Mit der Heilkunde giebt sich die Gesellschaft nicht ab. Daher fallen derselben mehrere Abhandlungen, welche von Deutschen Ärzten zugeschickt werden, zur Last. Das nemliche gilt von Werken medizinischen Inhalts, mit denen die Gesellschaft sowohl, als ihr Präsident, *Sir Joseph Banks*, so oft belästiget werden. So wurde z. B. während meines Aufenthalts in London ein Deutsches Büchlein unter dem Titel, *Die Natur*, an *Sir Joseph Banks* geschickt. Als er es eröffnete, fiel ihm alsogleich die Zueignung in die Augen. Sie lautete beiläufig so: *Den zwei grössten Männern und Beschützern der Wissenschaften, dem ersten Consul der Französischen Republik, Bonaparte, und dem Präsidenten der k. Gesellschaft in London, Mylord Bank's. Chevalier Banks* fragte mich, was ich zu dieser sonderbaren Zueignung sagte? Nichts, als dass es mir unangenehm wäre, dass sich mancher unter meinen Landesleuten so sehr blamirte. *Sir Joseph* antwortete hierauf: Es giebt überall Narren.

Die Mitglieder der k. Gesellschaft versammeln sich wöchentlich *einmal* in der *Crown and Ancher Tavern*, und speisen unter sich zu Mittag. Fremde können an diesen äusserst interessanten *Diners* Antheil nehmen, wenn sie dem Präsidenten bekannt sind, und von einem Mitgliede eingeführt werden. Die Person zahlt eine halbe Guinee.

Nebst dieser Gelegenheit, um mit den Gelehrten Londons umgehen zu können, hat man auch das Vergnügen, sie die ganze Woche hindurch, vorzüglich aber Sonntags Abends, bei *Sir Joseph Banks* vereiniget zu finden. Es ist hierzu blos erforderlich, dass der Fremde von einem auswärtigen oder einheimischen Freunde dem Hrn. *Chevalier* empfohlen oder vorgestellt werde. Ich hatte unter andern eine Empfehlung vom Hrn. Grafen von *Rumford* an ihn, für welche ich hier öffentlich danke. Überhaupt würde es undankbar von mir seyn, wenn ich verschweigen wollte, dass ich eben den Empfehlungen dieses weltberühmten Mannes sowohl in Frankreich als in England sehr viel schuldig bin. Besonders fand ich an dessen Freunde, *Sir Charles Blagden*, einem der Sécretaire der k. Gesellschaft in London, viele Unterstützung.

Nicht allein die Vortheile einer auserlesenen Gesellschaft geniesst man in dem Hause des Hrn. *Chevalier Banks*, sondern dieser zuvorkommende

Gelehrte erlaubt auch den Genuss seiner Bibliothek und seines Herbariums. Ich habe letzteres besonders in Hinsicht auf einige seltene Medizinalpflanzen benützet, z. B. um folgende Species von *Cinchona* zu sehen, nemlich: C. *Officinalis*, C. *Pubescens*, C. *Macrocarpa*, C. *Caribea*, C. *Corymbosa*, C. *Floribunda*, C. *Brachycarpa*, C. *Angustifolia* und noch eine unbekannte Gattung. Auch sahe ich die *Quasia amara* und die *Quasia simaruba*; beide waren im Weingeiste aufbewahret u. s. w.

Chevalier Banks hat nebst seinem Bibliothekair, Hrn. *Tryander*, noch einen wackern Deutschen jungen Mann, welcher sowohl über die Bibliothek als über das Herbarium die Aufsicht mitführt. Hr. *König*, so nennt er sich, nimmt sich besonders seiner Landesleute an, und ist ganz an Ort und Stelle, um denselben die erspriesslichsten Dienste erweisen zu können.

Linnéische Gesellschaft. Sie hält ihre Sitzungen nur ein oder zweimal des Monates. Wer ein Mitglied derselben werden will, muss nebst dem Besitze der scientifischen Eigenschaften auch 32 Pfund Sterling erlegen können. Dafür erhält er aber die Akten der Gesellschaft, welche sonst auf keine andere Weise zu haben sind, indem man nur so viele Exemplare drucken lässt, als Mitglieder sind. Die Anzahl der ausserordentlichen Mitglieder ist seit kurzem auf 50 oder 60 bestimmt worden.

Da aber deren mehrere waren, so ist beschlossen worden, so lange keine neuen ausserordentlichen Mitglieder zu ernennen, bis die bestimmte Anzahl nicht abgehen würde. Dr. *Smith* ist Präsident dieser Gesellschaft. Ich wohnte einer ihrer Sitzungen bei, wo eine Abhandlung über das Herbarium von Linné vorgelesen wurde.

Königliche medizinische Gesellschaft. Diese Gesellschaft hält wöchentlich *eine* Sitzung unter dem Präsidium des Dr. *James Sims.* Mehrere der vorzüglichsten Ärzte Londons nehmen daran Antheil. Der Ton, welcher allda eingeführt ist, ist sehr gut. Die herrschenden Krankheiten bilden gewöhnlich den Hauptgegenstand des Gespräches. Da während meines Aufenthaltes in London die *Crippe* herrschte, so waren die Sitzungen besonders interessant. Die Gesellschaft nahm sich damals vor, etwas vollständiges über diese epidemische Krankheit bekannt zu machen. Desshalb schrieb sie auch an alle ihre Correspondenten im In- und Auslande, um Nachrichten einzuziehen. Da eine so ausgebreitete Correspondenz sehr grosse Auslagen verursachen musste, so suchte die Gesellschaft um die Postfreiheit an, welche ihr auch in Hinsicht des obgedachten Gegenstandes bewilliget wurde. An dem Orte, wo die Sitzungen gehalten werden, befindet sich zugleich eine ansehnliche Bibliothek, welche den Mitgliedern offen steht. Der Präsident der Gesellschaft ist ein sehr

höflicher, feiner Mann. Er hat einen grossen Theil von Europa bereist, und erwiedert den Fremden gern die Höflichkeiten, welche er selbst in dem Auslande genossen hat.

Hrn. *Heaviside's* Gesellschaft. Hr. *Heaviside* ist einer der angesehensten Wundärzte in London. Alle Wochen giebt er *einen* Abend Thee in seinem Hause, wo sich eine grosse Menge Ärzte und Wundärzte versammeln. Diese Gesellschaft ist besonders lebhaft, da der Herr von dem Hause ein sehr freundlicher zuvorkommender Mann ist. Diejenigen Gäste, welche sich nicht mit gesellschaftlichen Gesprächen unterhalten wollen, finden bei ihm viele medizinisch-chirurgische Journale, und alle neuen Werke, welche in diesen Fächern in England herauskommen. Nebst diesem biethet aber Hr. *Heaviside* seinen Gästen noch eine weit seltenere Gelegenheit, sich nützlich zu unterhalten, dar, nemlich, eine sehr ansehnliche Sammlung anatomisch-pathologischer Präparate. Ja, die Gesellschaft versammelt sich an demselben Orte, an welchem diese Präparate, nicht ohne besondern Luxus, aufgestellt sind. Hr. *Heaviside* hat einige junge Ärzte an der Seite, denen er das Cabinet zu zeigen überträgt. Ich habe mehrere Stunden dieser interessanten Sammlung gewidmet. Der pathologische Theil derselben zog mich besonders an. Vorzüglich reich fand ich das Fach der Gebährmutterkrankheiten. Hr. *Heaviside* besitzt ein Exem-

plar, wo der Uterus von Geburt aus ganz fehlet. Auch von den Ovariis sind kaum einige Spuren zu sehen. Unter andern erzählte mir dieser erfahrne Wundarzt, dass er den Fall gehabt habe, wo ein grosser Polyp den Gebährmuttermund ganz eingeschlossen hatte, und wo nichts desto weniger die Unterbindung mit dem besten Erfolge unternommen wurde. Hrn. *Heaviside's* Sammlungen von Krankheiten des Herzens und der grössern Blutgefässe ist ebenfalls sehr merkwürdig und vollständig. Ich hätte gern diese Sammlung öfters benützt, wenn nicht ein Umstand eingetreten wäre, welcher mich auf einige Zeit davon abgehalten hat. Da die Zeitungen diesen Umstand bekannt gemacht haben, und derselbe keinesweges die Ehre des Hrn. *Heaviside* verletzet, so führe ich ihn hier um desto eher an, als er dazu dienet, die Gesetze und Gebräuche Englands immer mehr durch ein merkwürdiges Beispiel an den Tag zu legen.

Der Obrist *Montgomery* und der Capitain *Macnamara* geriethen wegen eines Hundes in einen Wortwechsel, der zu einem Zweikampfe Anlass gab. Capitain *Macnamara*, der Herausgeforderte, wurde zuerst schwer verwundet, tödtete aber nachher seinen Gegner. Da es nun in England gebräuchlich ist, dass die beiden Streitenden ihre Wundärzte in die Nachbarschaft bestellen, um im Falle der Noth gleich ihre Hülfe erhalten zu können, so fügte es sich, dass Capitain *Macnamara*

Hrn. *Heaviside* zu diesem Dienste gebethen hatte. Hr. *Heaviside*, anstatt sich in der Entfernung aufzuhalten, und der Sache den Schein zu geben, als wäre es ein blosser Zufall, der ihn in die Nachbarschaft der Streitenden geführt hätte, trat so nahe, als sonst nur die Secundanten zu treten pflegen. Da nun der Erfolg des Duelles, und die Umstände, welche denselben begleiten, kein Geheimniss bleiben konnte, so war es leicht vorauszusehen, dass Hr. *Heaviside* Verdriesslichkeiten haben dürfte. So war es in der That. Hr. *Heaviside* wurde alsogleich in das Gefängniss *Newgate* gebracht, und sehr ernsthaft in den Prozess des Capitain's *Macnamara* verflochten. Als ich ihm, dem Hr. *Heaviside*, einen Besuch in dem Gefängnisse abstattete, war er über meine Attention sehr gerührt, und klagte mir besonders, dass der Prozess auf einen Freitag entschieden werden sollte; indem dieser Tag einzig und allein für die Entscheidung solcher Prozesse bestimmt wäre, welche *puncto homicidii* geführt werden. Die üble Lage, in welcher sich die Gesundheitsumstände des Capitains *Macnamara* befanden, verzögerten die Entscheidung des Prozesses auf lange Zeit; — endlich kam aber der mit Angst erwartete Tag. Eine ungeheure Menge Volkes versammelte sich an dem Orte, wo dieser wichtige Prozess entschieden werden sollte. Capitain *Macnamara* sahe sehr blass und kränklich aus, als er vor den Richterstuhl gebracht wurde. Er bath alsogleich um die Erlaubniss, sich setzen,

und seine Vertheidigung dem *Jury* vorlesen zu dürfen. Der *Jury* bestand, da Capitain *Macnamara* ein Seeofficier war, aus zwölf Seeofficieren. Capitain *Macnamara*'s Vertheidigung schien durch den berühmten Advokaten Hrn. *Erskin* verfasst zu seyn. Der Gefangene schilderte zuerst seinen unbescholtenen Lebenswandel, die Dienste, die er seinem Vaterlande geleistet hatte, und den Verlauf der letzten unglücklichen Affaire. Er setzte hinzu, dass er wohl einsehe, gesetzwidrig gehandelt zu haben, und strafbar zu seyn; dass er aber nicht wüsste, wie er anders hätte handeln können, um seine Ehre zu retten, als die ihm gemachte Herausforderung des Obristen *Montgomery* anzunehmen; dass er keinen Werth auf sein Leben lege, wenn es die in jedem Staate nöthige Ordnung fordere, und dass er nur in so fern sein Leben zu erhalten wünsche, um es bei dem so eben ausgebrochenen Kriege vor dem Feinde zu verlieren, oder den begangenen Fehler durch eine nützliche That wieder gut zu machen. Diese Anrede hatte den tiefsten Eindruck auf alle Anwesende verursachet, als auf einmal einige Mitglieder der Admiralität als Zeugen die Tribune bestiegen, und mit dem wärmsten Antheil den edlen Charakter und den Muth des Capitain's schilderten. Es wurde von mehreren Seeschlachten Meldung gemacht, wo sich der Gefangene vorzüglich ausgezeichnet hätte. — Nachdem die Zeugen lange gesprochen hatten, reassumirte der Richter den Prozess, und legte ihn ganz klar dem Ur-

theile des *Jury* dar. Der *Jury* besprach sich einige Minuten zusammen. Wie sehr war die Erwartung der Anwesenden nicht gespannt! Wie theilten sich nicht die Blicke zwischen dem *Jury* und dem Gefangenen! Wie klopfte nicht eines Jeden Herz, — als der *Jury* auf einmal ausrief: — *Nicht schuldig!* Die Freunde umarmten den Freigesprochenen, und begleiteten ihn mit Jubel nach Hause. Durch die Lossprechung des Capitain's *Macnamara* wurde auch Hr. *Heaviside* auf freien Fuss gesetzt. Bei dessen nächster Theegesellschaft hatte sich eine ungeheure Menge Menschen eingefunden. Hr. *Heaviside* hatte aber einen unversehenen Ruf auf das Land vorgegeben, um nicht deren unzählige Glückswünsche erwiedern zu müssen.

Dr. *Gartshor*'s *Gesellschaft.* Dr. *Gartshore*, ein liebenswürdiger Greis, hat sich durch mehrere Abhandlungen, unter andern durch eine über das bösartige *Erysipelas*, welches Neugebohrnen zuzustossen pflegt, berühmt gemacht. Er hat an der Einrichtung der meisten medizinischen Anstalten in London mittelbar oder unmittelbar Theil genommen, und zur Versorgung vieler Ärzte und Wundärzte beigetragen. Daher wird Dr. *Gartshore* auch allgemein eben so geliebt als geschätzet. Da, wo die k. Gesellschaft der Wissenschaften keine Sitzungen hält, und folglich auch keine Versammlung bei *Sir Joseph Banks* Platz findet, giebt Dr. *Gartshore* zum Ersatz wöchentlich einmal Theegesell-

schaft, wo man öfters mit interessanten Menschen umzugehen Gelegenheit hat.

Hrn. *Pepys chemische Conversation.* Herr *Pepys*, ein Chemiker und Freund des Quäkers, Hrn. *Allen*, giebt wöchentlich einmal Theegesellschaft, wo man die Zeit mit dem Lesen chemischer Journale, und mit der Wiederhohlung wichtiger, besonders neuer chemischer oder physischer Versuche sehr angenehm und lehrreich zubringt. Ich habe nie mit mehr Genauigkeit und Eleganz experimentiren gesehen, als durch Hrn. *Pepys*. Wenige chemische Laboratorien sind auch mit so vollkommenen Instrumenten versehen, als jenes dieses Privatmannes. Schade, dass das Locale nicht erlaubt, mehrere Menschen an dieser äusserst interessanten Conversation Theil nehmen zu lassen!

Edinburgher Club. Es befinden sich in London mehrere Ärzte, welche auf der hohen Schule in *Edinburgh* ihre Studien zurückgelegt, und allda die Doctors-Würde erhalten haben. Diese Ärzte versammeln sich des Monats einmal, und bringen den Abend unter sich zu. Ein *Souper* beschliesst die Gesellschaft. *Edinburgh*, wie es zu seiner Zeit war, wie es gegenwärtig ist, und wie es werden wird, bleibt beinahe durchgehends der Gegenstand des Gespräches. Es war mir sehr interessant, diese Unterredung anzuhören, da ich mich auf meine Reise nach *Edinburgh* vorbereitete, und auf diese

Art manchen Umstand erfuhr, der mir sonst wahrscheinlich nie zu Gehör gekommen seyn würde. Sehr schmeichelhaft war es mir endlich, in diesen Club eingeführt werden zu können, indem diess nicht anders einem Fremden gestattet werden kann, als wenn *alle* Mitglieder in die Aufnahme desselben ohne Ausnahme einwilligen. Die Doctoren *Marcet* und *Yelloly* haben die Güte gehabt, mich allda vorzustellen.

Gefängnisse.

Mein Aufenthalt in London gieng schon zu Ende, und noch hatte ich keine rechte Gelegenheit gefunden, die Gefängnisse dieser Hauptstadt auf die Art, wie ich es wünschte, sehen zu können. Seine Excellenz der Österreichische Bothschafter am Englischen Hofe, Hr. Graf *Starhemberg*, erwies mir nebst vielen andern Gnaden auch die, das Englische Gouvernement um die Erlaubniss zur Besuchung der Kerker in London für mich bitten zu wollen; als sich mir eine andere mit weniger Umständen und mehr Belehrung verbundene Gelegenheit darboth. Ich speiste bei Dr. *Lettsom*. Das Gespräch kam auf die Gegenstände, die mir noch in London zu sehen übrig blieben. Ich machte Erwähnung der Gefängnisse, und des Mittels, durch welches ich hoffte, sie dennoch bald zu sehen zu bekommen. Da wandte sich alsogleich einer der Gäste an mich, und both sich an, mir alle

Gefängnisse der Hauptstadt zu zeigen, und damit ich keine Zeit verliere, gleich den folgenden Tag den Anfang damit zu machen. Dr. *Lettsom* erwiederte hierauf, dass ich keinen bessern Begleiter haben könnte, als Hrn. *Nield*, der in ganz Britannien für den Vater der Gefangenen, und für einen würdigen Nachfolger des Menschenfreundes *Howard* angesehen würde. Ich konnte das Ende des Mittagmahls kaum erwarten, um mich Hrn. *Nield* zu nähern, und von ihm einen kleinen Vorgeschmack desjenigen zu bekommen, was mir Morgen zu sehen bevorstünde. Kaum waren wir daher vom Tische aufgestanden, als ich mich mit Hrn. *Nield*, der sehr bereitwillig war, meine Wünsche zu befriedigen, in ein benachbartes Zimmer entfernte, wo er mir vorsagte: ich werde in Hinsicht auf Gefängnisse viel Schönes, mit unter aber auch manches Schlechtes sehen; die Hauptstadt müsse in dieser Hinsicht mehreren Provinzialstädten nachstehen; besonders seie das Schicksal derjenigen zu bedauern, welche wegen kleiner Schulden in den Gefängnissen sitzen. Als Hr. *Nield* diese Worte aussprach, erhielt sein Gespräch doppelte Lebhaftigkeit. "Die Gesetze Englands, erwiederte er, sind sehr menschlich in Hinsicht derjenigen, welche Schulden im Grossen machen. Können diese Leute nemlich beweisen, dass sie durch Unglücksfälle in Schulden verfallen sind, so steht ihnen der Weg eines Bankerots offen, nach welcher sie ihre alte Laufbahn wieder betreten, und ihren Kredit

wieder herstellen können; hingegen aber der arme Handwerker, der Taglöhner und der Seemann, die so oft durch Krankheit oder andere Zufälle in die Lage kommen, Schulden zu machen, um nur leben zu können, diese armen Menschen werden manchmal, wenn sie in die Hände eines hartherzigen Gläubigers fallen, wegen *eines einzigen Schillings* Jahre lang in die Gefängnisse gesperrt. Wie hart ihre, oft zahlreiche Familie mit gestraft werde, lässt sich leicht von selbst begreifen. Die Gesetze Englands sind daher in Hinsicht der kleinern Schuldner, unmenschlich, und bedürfen einer baldigen Reform. Indessen hat sich schon im Jahre 1772 ein *Gesellschaft* gebildet, bei welcher ich das Amt des Schatzmeisters zu führen die Ehre habe, die keinen andern Zweck hat, als *denjenigen zu Hülfe zu kommen, welche sich wegen kleiner Schulden in den Gefängnissen befinden.* Die Veranlassung zur Bildung dieser Gesellschaft war eine Predigt des hochwürdigen Herrn *Pimlico.* Dieser verehrungswürdige Geistliche hatte eine Gelegenheit benutzt, um das Schicksal derjenigen zu schildern, die sich kleiner Schulden halber in den Gefängnissen befinden. Nach der Predigt wurde für die Befreiung einiger unter ihnen gesammelt. Der Antheil der in der Kirche gegenwärtigen Personen war so gross, dass 81 Pfund Sterling und ein Schilling gleich eingiengen, und hundert Pfund Sterling von einem Unbekannten nachgetragen wurden. Als sich eine *eigene Gesellschaft* zum Endzwecke

bildete, Leute, welche wegen kleiner Schulden im Gefängnisse sind, zu befreien, erhielt dieselbe so ausgezeichnete Unterstützungen, dass sie vom Anfange des Maimonates im Jahre 1773, d. i. fünfzehn Monate nach ihrer Errichtung, 2922 Pfund Sterling, 11 Schillinge und 10 Pfennige eingenommen, und dadurch 986 Personen befreit hat, wo noch ein Rest von 29 Pfund, 12 Schillinge und 6 Pfennige geblieben ist. Den auf diese Weise beschriebenen Individuen gehörten 566 Ehefrauen und 2389 Männer zu. Im ganzen hat also die Gesellschaft 3941 Seelen eine Wohlthat erwiesen. Gegenwärtig beläuft sich derselben jährliches Einkommen auf beiläufig 1800 Pfund, womit gegen 600 Schuldner befreiet werden. Alle Schuldner, welche an den Wohlthaten der Gesellschaft Antheil nehmen wollen, haben nichts weiter zu thun, als sich eine gedruckte Supplik geben zu lassen, (die sie in jedem Gefängnisse erhalten können) die leeren Rubriken derselben vollzufüllen, und sie an das *Bureau* der Gesellschaft zu übersenden. Diese Supplik muss den Namen, das Alter, die Wohnung, das Gewerb des Schuldners, die Gattung der Schuld, die Ursache, warum er sie nicht tilgen kann, den Namen des Gläubigers und des Tribunals, bei welchen die Anklage Platz gefunden hat, enthalten. Auch muss der Schuldner bestätigen, dass er nicht schon einmal vorher von der Gesellschaft losgekauft worden seie." So weit Hrn. *Nield*'s Erklärung. Um mich jedoch vollkom-

men mit dem Institute, von welchem bisher die Rede war, bekannt zu machen, verehrte er mir sein Werk über diesen Gegenstand. *) Eines unterliess indessen Hr. *Nield* mir zu erzählen, ich meine eine Anekdote, welche ihm grosse Ehre macht und die wenigstens ich nicht mit Stillschweigen übergehen könnte. Im Februar 1801 stattete die ganze Gesellschaft dem Hrn. *Nield* ihre Danksagung für die viele Mühe, welche er sich im Verlaufe des verflossenen Jahres gegeben hatte, ab. Bald darauf erhielt er durch die sogenannte Pfennigpost eine Banknote von 1000 Pfund Sterling. Diese war in ein weisses Papier unter der Gestalt eines Briefes eingewickelt; die Aufschrift war: *an Hrn. Nield.* — Hr. *Nield* wollte diese Banknote nicht für sein Eigenthum ansehen, und überschickte sie daher der Gesellschaft. Die Gesellschaft untersuchte die Sache, und erklärte Hrn. *Nield* für den Eigenthümer jener Banknote. Dieser bestand nichts desto weniger auf seinem ersten Vorsatze, wesswegen das Geschenk der Gesellschaft zufiel.

Das erste Gefängniss, das ich mit Hrn. *Nield* besuchte, war:

*) An Account of the visa, progresses, and presant state of the society for the discharge and relief of persons imprisoned for small debts throughout England and Wales. By *James Nield*, Esq. treasurer. London 1802.

Newgate.

Es ist für die Grafschaft *Middlesex* bestimmt, und enthält gegen 700, ja manchmal gegen 800 Gefangene. Unter diesen befinden sich beiläufig 200 Schuldner; die übrigen sind alle wegen Missethaten angeklagt, oder bereits verurtheilt. Obwohl das Locale sehr gross scheint, so reicht es dennoch bei weitem nicht hin, um so viele Gefangene gehörig zu beherbergen. Besonders enge ist der Theil des Gefängnisses, welcher für die Schuldner bestimmt ist. Es sind ihnen blos 16 Zimmer angewiesen, wovon 14 den Männern und 2 den Weibern zugehören. Dabei aber hat jedes Geschlecht noch einen kleinen Hof, wo sich die Gefangenen unter Tags aufhalten, und mit Ballspiele u. dgl. unterhalten können. Diese Höfe sind reichlich mit Wasser versehen. Die Zimmer und Höfe für die Missethäter sind grösser und geräumiger. Indessen sind jedoch die Weiber übler daran, als die Männer. Bette erhalten die Gefangenen keine, wenn sie sich nicht selbst welche verschaffen. Mit der Kleidung steht es ebenfalls sehr schlecht. Viele Gefangene sind blos mit Lumpen bedeckt. Die Kost besteht täglich in zwei Leib Weitzenbrod, wovon ein jeder 10 Unzen wiegt, dann in anderthalb Pfund Erdäpfel. Durch das Allmosen, welches eingeht, erhalten die ärmeren Gefangenen, besonders die weiblichen, einigemal die Woche etwas Fleisch. Sie können auch arbeiten, wenn

sie die hiezu nöthigen Geräthschaften haben. Wenn die Missethäter erkranken, so kommen sie in eigene Infirmerien, deren zwei vorhanden sind, eine nemlich für Männer, die andere für Weiber. Erkranken hingegen die Schuldner, so müssen sie entweder in die Infirmerien der Missethäter gebracht werden, oder sie müssen ihren gesunden Mitbrüdern zur Last fallen. Doch könnte mit wenigen Auslagen auch für die kranken Schuldner gesorgt werden. — Die Anzahl der Kranken belief sich an dem Tage, wo ich *Newgate* besuchte, nicht höher als auf vier Personen. Hr. *William Box*, der Wundarzt dieses Gefängnisses, versicherte mich, dass das Kerkerfieber sehr selten allda herrsche. Hr. *Nield* glaubt, diess müsse der besondern Sorgfalt des Kerkermeisters, Hrn. *Kirby*, zugeschrieben werden, indem das Gefängniss so bestellt wäre, dass es eher scheinen sollte, man habe es darauf angelegt, dergleichen Fieber zu erzeugen, als ihre Entstehung zu verhindern. Diess letzte Urtheil des Hrn. *Nield* schien mir ein wenig hart. Ich hatte nemlich noch kein anderes Englisches Gefängniss gesehen, und in Vergleich mit den Französischen und Deutschen Gefängnissen musste mir *Newgate* gut scheinen. Was mich in *Newgate* heftig affizirt hat, war, dass ich mich auf einmal in einem Hofe befand, wo mich gegen zwanzig Personen umgaben, die zum Theil bereits schon zum Tode verdammt waren, und zum Theil das Todesurtheil erwarteten. Nur der Gedanke, dass

wir Sterbliche, ja alle, mehr oder weniger, in diesem Falle sind, nur dieser Gedanke konnte mir die nöthige Fassung geben. Ich lief indessen Gefahr, sie abermals zu verlieren, als ich in die zum Gefängnisse gehörende Kapelle trat. In der Mitte dieser befindet sich nemlich ein durch schwarzes Holz gebildetes Quadrat. In diesem Quadrate steht ein Tisch, welcher einen Sarg trägt. Um diesen herum müssen sich nun die zum Tode Verurtheilten setzen, und ihre eigene Leichenpredigt anhören. Gott! — das ist hart, — unmenschlich! — Unter den Gefangenen sahe ich Hrn. *Astley*, welcher damals der Gegenstand der allgemeinen Neugierde war. Dieser Mann hatte der Londner-Bank viele Jahre sehr treu gedienet, so, dass dieselbe ein unbegränztes Zutrauen auf ihn setzte. Auf einmal fiel der Verdacht auf ihn, 400,000 Pfund Sterling entwendet zu haben. Dieser Verdacht bestättigte sich auch nachher in so weit, als Hr. *Astley* dieses Geld genommen zu haben angab, um mit dem Interresse desselben einen Privathandel zu treiben. Die Physiognomien zweier Menschen, wovon der eine auf den König geschossen, und der andere seine Geliebte ermordet hatte, fielen mir besonders dadurch auf, dass sie die grösste Ähnlichkeit mit den Gesichtszügen, die man sonst bei Wahnsinnigen bemerkt, hatten. Diese nemliche Bemerkung habe ich öfters bei grossen Verbrechern gemacht. Manche Verbrecher sind auch der Art, dass ein Anfall von Wahnsinn vorausge-

setzt werden muss, um sich zu erklären, wie sie von einem Menschen begangen werden können. — Ich habe schon etwas zum Lobe des Kerkermeisters, Hrn. *Kirby*, gesagt; hier muss ich noch hinzu setzen, dass dieser Mann von den Gefangenen, wie ein Vater geliebt wird, und dass er die ungetheilte Achtung von ganz London besitzt. Überhaupt muss man sich unter einem Englischen Kerkermeister keine grimmige, mit Schlüsseln beladene, besoffene Figur denken. Ein Kerkermeister allda ist eine angesehene, gut besoldete Magistrats-Person. Hr. *Kirby* hat z. B. 450 Pfund Sterling jährlichen Gehaltes.

Giltspur Street Compter.

Dieses Gefängniss befindet sich ganz nahe bei *Newgate*, und dienet ebenfalls für Schuldner und Missethäter. Es enthielt 54 von erstern, und 15 von letztern, nebst mehreren Vagabunden. Die ganze Bevölkerung dieses Gefängnisses mag sich daher bis auf 100 Personen erstrecken. Es ist gleichfalls mit Höfen versehen, wo die Gefangenen den Tag hindurch frische Luft schöpfen können. Schade, dass die Schuldnerinnen, wegen Mangel an Raum, diese Wohlthat entbehren müssen! — Die Kost ist wie in *Newgate* bestellt. Doch erhalten die Gefangenen nebst Brod und Erdäpfeln eine Portion Reiss. Auch sind hier die Schuldner etwas besser gehalten, als die Missethäter. We-

nigstens haben jene mehr Freiheit, und leben in Gesellschaft, während dem diese in einzelne Zellen eingesperrt sind. Die Schuldner sind ferner, so viel als es sich thun lässt, nach ihrem Stande in verschiedene Zimmer eingetheilt. Die armen Gefangenen erhalten von den Kirchen und von wohlthätigen Menschen Unterstützung, sowohl an Geld als an Viktualien und Kleidungsstücken. Ein Ausschuss von vier der ältern Gefangenen präsidirt unter gehöriger Aufsicht bei der Austheilung dieses Almosens. Die Gefangenen, welche im Stande sind, sich Materialien zum Arbeiten zu verschaffen, können dieselben verarbeiten. Das Gefängniss von *Giltspur*-Strasse kann vier Zimmer zum Spitale bestimmen. Es besitzt auch eine Badeanstalt. Überhaupt ist es reichlich mit Wasser versehen. Da der Kerkermeister nicht zu Hause war, als wir dieses Gefängniss besuchten, so machte ein gefangener Schuldner die *honneurs de la maison.*

Fleet - Prison.

(Grafschaft Middlesex.)

Das gegenwärtige Gefängniss dienet blos für Schuldner. Die Anzahl derselben beläuft sich gewöhnlich auf 230. Jedoch sind nicht alle Gefangene in dem Gefängnisse selbst, sondern 75 derselben wohnen ausserhalb desselben. Diejenigen Schuldner nemlich, welche ihren Gläubigern eine hinlängliche Caution stellen, und dem Aufseher der

Gefangenen ein Präsent machen, erhalten die Erlaubniss, ausser dem Gefängnisse innerhalb eines bestimmten Bezirkes, *the rules* genannt, zu wohnen. Das Gefängniss selbst ist vierstöckig, und hat die Gestalt eines Klosters. Die Zellen für die Gefangenen öffnen sich nemlich in enge und finstere Gallerien. Die Anzahl jener beläuft sich auf 125. Die meisten Zellen haben ihre Kamine. Nebstdem bemerkt man in *Fleet prison* eine Kapelle, eine allgemeine Küche, ein Kaffehhaus, vier Bier- und Weinkeller, eine Infirmerie, mehrere Kerker für unbändige Gefangene, und einen grossen Platz, wo die Bewohner dieses Hauses Bewegung machen, und sich unterhalten können. Die Reinlichkeit ist in diesem Gefängnisse nicht sehr gross. Keiner von den Gefangenen erhält Verpflegung. Sie müssen sich daher selbst verköstigen, oder sie müssen von ihren Gläubigern unterhalten werden. Ein Gefangener jedoch, der einen Eid ablegt, dass er nicht 5 Pfund Sterling in seinem ganzen Vermögen habe, und dass er für sich unmöglich leben könne, erhält einen Antheil des Almosens, welches dem Gefängnisse von mehreren Seiten zuströmt. Die übrigen Gefangenen können sich durch ihr Geld alle möglichen Bequemlichkeiten nach einer festgesetzten Taxe verschaffen. Wer z. B. nur ein eigenes Bett haben will, muss wöchentlich dritthalb Schillinge Miethe dafür bezahlen. Wenn zwei Gefangene an *einem* Bette Antheil nehmen wollen, so zahlt ein jeder unter ihnen ein und ein Viertel Schilling die

Woche. Ein eigenes Zimmer soll wöchentlich auf dreizehn Schillinge zu stehen kommen. Überhaupt habe ich gefunden, dass die Gefangenen sich allgemein über die schlechte Verfassung dieses Gefängnisses beklagten. Einer unter ihnen überreichte mir sogar eine gedruckte Klage, die mehrere Artikel enthielt, welche, wenn sie gegründet waren, allerdings nicht zur Ehre der Verfassung dieses Gefängnisses gereichen würden.

Kings Bench.

Borough of Southwark.

Kings Bench sieht mehr einer kleinen Stadt, als einem Gefängnisse ähnlich. Beym Eingange tritt man in einen schönen Hof, in welchem sich drei ansehnliche Häuser befinden, wovon eines dem Director des Gefängnisses, *Marschall* genannt, zugehört, und das andere von dem Secretär bewohnt wird. Das dritte vermiethet man an reiche und angesehene Gefangene. Von da kommt man in ein Gebäude, welches mehrere schöne Appartements enthält, die gewöhnlich um fünf Guineen die Woche vermiethet werden. Es befinden sich allda zwei Arreststuben, in welche man diejenigen Gefangenen bringt, welche bereits zu entfliehen versucht haben. Hinter diesem Gebäude ist abermals ein Hof, in welchem man ein eisernes, mit einer Thüre versehenes Gitter erblickt, welche Thüre den Eingang in das allgemeine Gefängniss gewährt.

Nahe daran befindet sich die Wohnung des Thürhüters, ober welcher auch ein Zimmer ist, das wöchentlich für eine Guinée vermiethet wird. So wie man rechts in das Innere des Gefängnisses tritt, sieht man ein Gebäude, *State-house* genannt, das acht schöne Zimmer hat, von welchen ein jedes wöchentlich um dritthalb Schillinge verlassen wird. Diesem Gebäude gegenüber ist die Schenke, wo wöchentlich zwischen 12 bis 14 Tonnen Bier geschenkt werden. Dabei befindet sich auch ein sogenanntes Weinzimmer, wo die Gefangenen ihre Freunde zu bewirthen pflegen. Die eigentliche Wohnung der Gefangenen besteht in einem 120 Ruthen *(Yards)* langen Gebäude, welches an jedem seiner Ende einen Flügel, und in der Mitte eine schöne Kapelle hat. Vor diesem Gebäude ist ein geräumiger, mit Brunnen versehener Platz, auf welchem sich die Gefangenen durch mehrere gymnastische Spiele die Zeit zu vertreiben pflegen. Das Gebäude selbst enthält 224 bequeme und grösten-theils vor Feuergefahr gesicherte Zimmer. Hinter demselben wohnet ein *Traiteur*, welcher, mit Inbegriff des Bieres, recht gut für zwei Schillinge den Kopf zu speisen giebt. Er soll jährlich 105 Pfund Sterling Miethe zahlen. Ein Bäcker, dessen Haus an jenes des Traiteurs beinahe gränzet, zahlt jährlich 36 Guineen Zins. Die öffentliche Küche befindet sich gerade dem Traiteur gegenüber. Allda kann jeder Gefangene sein Fleisch vor 1 Uhr *gratis* kochen oder braten lassen; nach dieser Stunde

muss er einige Pfennige dafür bezahlen. In der Nachbarschaft dieser Küche sind mehrere Fleischbänke, der Markt, auf welchem Vegetabilien und dergleichen verkauft werden; auch ein Kaffehhaus, das mit Zeitungen versehen ist, geht nicht ab. Der Verkauf geistiger Getränke ist jedoch im ganzen Gefängnisse strenge verbothen.

Kings Bench enthält gegen 500 Gefangene, gröstentheils Schuldner. Die wenigen übrigen Gefangenen sind Libellisten, oder andere Leute, welche man wegen ähnlicher Verbrechen in Verdacht hat, oder desshalb strafen will. Die Gefangenen erhalten durchaus keine Verpflegung. Die Armen unter ihnen, deren Anzahl selten die Menge von 30 übersteigt, leben, wie in *Fleet prison*, vom Almosen. Wer nemlich in *Kings Bench* tritt, muss beim Eingange etwas in die Kasse geben. Minder wohlhabende Gefangene helfen sich durch verschiedene Arten von Industrie heraus. Sie speculiren besonders auf die neu ankommenden Gefangenen, denen sie ihre Bette und andere Geräthschaften auf einen oder mehrere Tage verleihen, während welchen sie sich so gut als möglich zu behelfen suchen.

Der *Marschall* oder Director des Gefängnisses, eine Magistratsperson, hat die Polizei desselben unter sich. Ehemals war eine gewisse Familie in dem erblichen Besitze des Marschallamtes. Nun aber hat sich der König dieses Recht durch 10,500

Pfund Sterling von jener Familie angekauft. Seine Majestät bestimmen daher itzt die Person, welche das Amt des Marschalls versehen soll. Die damit verknüpfte jährliche Besoldung besteht in 2300 Pfund Sterling. Mit den Accidenzien aber soll das Marschallamt jährlich 7900 Pfund Sterling eintragen.

Die Gefangenen können von Morgens Frühe bis Abends nach 9 Uhr was immer für Besuche erhalten. Nach dieser Zeit geht aber ein Mann mit einer Glocke herum, und ruft: *Fremde, Weiber und Kinder hinaus!* Im Ganzen scheinen hier die Gefangenen vergnügt, und ohne besondere Klagen in Hinsicht der Verfassung des Ortes zu seyn. Es wird manchen unter meinen Lesern interessiren zu erfahren, dass der berühmte Dr. *Brown* einige Zeit in diesem Gefängnisse zugebracht hat. Es ist leicht aus dem bisher Gesagten zu begreifen, wie ihn seine Schüler haben besuchen, und von ihm Unterricht erhalten können.

Endlich muss ich erinnern, dass auch *Kings Bench* wie *Fleet Prison* seine auswärtigen Gefangenen, nemlich solche Leute hat, welche ihren Gläubigern Caution stellen, und ein Gewisses für die Erlaubniss zahlen, innerhalb eines bestimmten Distriktes ausser dem Gefängnisse wohnen zu dürfen. Die Gränzen dieses Distriktes bei *Kings Bench* betragen drei englische Meilen im Umfange.

Marchalsea.

(Southwark.)

Ein Gefängniss für Schuldner der geringsten Klasse. Im Jahre 1801 waren 34 Gefangene mit ihren Weibern und Kindern darin. Die eine Hälfte des Locale ist schon eingestürzt, die andere wird bald nachfolgen. Die Unordnung und Unreinlichkeit sind darin auf das Höchste gestiegen. Wie kann man ein solches Gefängniss in London dulden?

Surry County Gaol.

Das Gefängniss der Grafschaft *Surry* enthält nur 50 Schuldner, und ist vorzüglich für Missethäter bestimmt, deren Anzahl sich auf 150 zu belaufen pflegt. Beide Klassen von Gefangenen sind so wie die Geschlechter vollkommen von einander getrennt. Überhaupt ist diess Gefängniss eines der schönsten in England, folglich in ganz Europa. Es wurde ganz nach *Howard*'s Grundsätzen gebauet und eingerichtet. Ich will einen Versuch wagen, es zu beschreiben. Man bilde sich einen grossen halben Zirkel ein, der vorne durch eine gerade Linie geschlossen ist. Jener stellt die Mauer vor, welche das Gefängniss umgiebt, diese die Mauer, in deren Mitte sich der Eingang zu demselben befindet. In diesem Raume stelle man sich abermals ein Gebäude vor, das ebenfalls eine halbzirkelförmige Gestalt hat, und von vorne durch ein in ge-

rader Linie gezogenes Haus verschlossen ist. In jenem Gebäude halten sich die Gefangenen auf. Dieses Haus dienet dem Aufseher des Kerkers, und überhaupt allen Personen, die für die Bewachung und Bedienung der Gefangenen bestimmt sind, zur Wohnung. Von diesem Orte aus geniesst daher der Aufseher die vollkommenste Aufsicht über das halbzirkelförmige Gebäude, in welchem, wie gesagt wurde, die Gefangenen wohnen. Eben an diesem Gebäude nehmen mehrere Mauern ihren Ursprung, welche gegen das Haus des Aufsehers, doch nicht ganz bis an dasselbe, beinahe wie die Strahlen eines Fächers, gegen den Ort wo sie zusammen treffen, gezogen sind. Zwischen diesen Mauern bilden sich, wie man leicht einsehen kann, beinahe eben so viele eingeschlossene Plätze. Da der untere Theil der Wohnung der Gefangenen aus *Portici* besteht, so grenzt ein jeder dieser Plätze von hinten an dieselben. Die Gefangenen können daher auch bei schlechter Witterung unter den *Portici* die freie Luft geniessen. Bei schönem Wetter steht ihnen ohnehin der ganze Platz frei. Der vordere Theil eines jeden dieser Plätze, derjenige Theil nemlich, welcher der Wohnung des Aufsehers nahe ist, wird durch ein eisernes Gitter, das sich von zwei Seiten eröffnen lässt, verschlossen. Zwischen diesen eisernen Gittern und der Wohnung des Aufsehers ist ein freier Raum, welcher eine Terasse bildet. Diese Terasse sowohl, als die oben geschilderten Plätze sind mit grossen Platten belegt.

Die Zellen der Gefangenen befinden sich in dem halbzirkelförmigen Gebäude theils zu ebener Erde, theils in dem ersten Stocke. Erstere eröffnen sich unter die *Portici.* Jeder Gefangene hat seine eigene, wohl verwahrte Zelle. Der Raum, welcher zwischen der äussern Mauer, welche eigentlich das Gefängniss in der Entfernung blos umgiebt, und zwischen dem Gefängnisse selbst Platz findet, dienet von vorne, wo man nemlich in das Gefängniss eintritt, und zu dem Hause des Aufsehers geht, zu einem *Hofe*, von hinten aber, wo er die Rückseite des Gefängnisses umgiebt, zu einem *Garten.* Auf diese Art ist für die Sicherheit und Gesundheit der Gefangenen gesorgt. Für die Sicherheit, weil sich niemand der eigentlichen Wohnung der Gefangenen nähern kann, und weil, wenn auch ein Gefangener aus seiner Wohnung brechen sollte, er noch die hohe Mauer zu besteigen hätte, was ihm wahrscheinlich bei den Patrollen, die des Nachts beständig um das Gefängniss herumgehen, sehr schwer fallen dürfte. Für die Gesundheit ist gesorgt, weil die äussere Mauer in einer ziemlichen Entfernung von dem Gefängnisse gezogen ist, und folglich den Zutritt der Luft nicht hindert, und weil endlich der Kerkermeister die Vollmacht hat, nach Umständen den Gefangenen den Zutritt in den Garten zu gestatten. Alle diese Umstände, die grosse Ordnung und Reinlichkeit haben gemacht, dass seit der Erbauung dieses Gefängnisses 1798 Niemand unter den Gefangenen entwichen ist, und

dass bis in das Jahr 1802 nur neun Personen, unter einer Anzahl von täglich 200 Gefangenen an Krankheit gestorben sind. Ich sage an Krankheit gestorben, weil sich auf dem obern Theile des Gefängnisses eine *Henkerbühne* befindet, auf welcher mehrere Menschen, als diess wohl in irgend einem andern kultivirten Lande der Fall seyn dürfte, jährlich hingerichtet werden.

Poultry Compter.

(Middlesex.)

Ein altes baufälliges Gefängniss, nahe an dem *Mansionhouse*, welches zwischen den übrigen Häusern steckt, und den Zutritt blos durch einen engen Gang gestattet. Es dienet für Schuldner und Missethäter. Die Anzahl ersterer belief sich auf 34, die Zahl der letztern auf 20. Obwohl man sich Mühe giebt, die Reinlichkeit zu unterhalten, und den Gefangenen frische Luft zu verschaffen, so scheint doch beides durch die Zweckwidrigkeit des Locale gröstentheils verhindert zu werden.

Ludgate.

(Middlesex.)

Dieses Gefängniss dienet blos für Schuldner, die man aus Rücksicht ihres Standes nicht gerne zu den übrigen Gefangenen thut. Es befinden sich nemlich Geistliche, Magistrats-Personen und der-

gleichen da. Ihre Anzahl erstreckt sich nicht über 18 Personen. Ich glaubte dieser Klasse von Gefangenen so viel Achtung schuldig zu seyn, sie mit meinem Besuche zu verschonen; weswegen auch Hr. *Nield* von seinem Vorhaben, mich auch dahin zu begleiten, abstand.

Zuchthaus.
(*Cold Bath fields.*)

Es wurde im Jahr 1794 nach *Howard's* Plan angelegt und eingerichtet. Mehr kann man nicht zum Lobe irgend einer Anstalt dieser Art sagen. — Man kommt an das Thor derselben, ohne dass man ahnden könnte, wohin es führe. Diess ist überhaupt bei allen Gefängnissen Londons der Fall. Nirgends sind sie von aussen durch Soldaten oder andere bewaffnete Menschen bewachet. Das Zuchthaus, von welchem die Rede ist, hat *acht* kleine Höfe. Ein jeder derselben ist reichlich mit Wasser versehen, und schön gepflastert. Die Gestalt dieser Höfe stellt ein längliches Viereck vor. Auf der einen längern Seite desselben befinden sich zwei Staffeln hoch die Zellen für einen Theil der Gefangenen. Diesen gegen über d. h. auf der andern längern Seite des Viereckes sind *Portici* errichtet, unter welchen die Züchtlinge bei schlechter Witterung spazieren gehen, und ihre Arbeiten verrichten können. Diese bestehen in der Verfertigung und Ausbesserung der Schiffseile. Die Weiber wer-

den vorzüglich mit der Zurechtrichtung der dem Hause nöthigen Leinwand, mit dem Waschen derselben u. s. w. beschäftiget. Sie haben zu diesem Endzwecke eine eigene Wasch- und Nähestube. Die Männer müssen die gröbern Hausgeschäfte nebst den ihnen auferlegten Zuchtarbeiten verrichten. Im Winter thun sie letzteres in eigenen, mit Kaminen versehenen Stuben. Obwohl, wie gesagt, bereits in den Höfen mehrere Zellen für die Züchtlinge bestimmt sind, so schlafen doch die meisten im ersten Stocke. Hier befinden sich mehrere Gallerien, an deren beiden Seiten die Zellen zu dem genannten Endzwecke angebracht sind. Die Wände sowohl der Gallerien als der Zellen sind von Backsteinen gebauet, und weiss angestrichen. Die Thüren sind von dickem Holze, mit Eisen beschlagen, und mit schwarzer Farbe überzogen. In den Gallerien bemerkt man von oben und unten Ventilatoren. Da die Züchtlinge sich blos des Nachts in den erwähnten Zellen aufhalten, und da über diess für die Reinlichkeit die grösste Sorge getragen wird, so ist es leicht zu begreifen, dass nicht der mindeste Geruch Platz finden könne. Jeder Züchtling hat seine eigene Zelle, es seie dann, ihre ungewöhnliche Menge zwänge dazu, zwei zusammen zu legen. Diess soll aber äusserst selten der Fall seyn. Doch sahe ich bei einer mittelmässig grossen Anzahl von Züchtlingen, dass zwei bis drei in *eine* Zelle gehörten. Als ich mich um die Ursache davon erkundigte, erfuhr ich, dass man diese Ausnahme in

Hinsicht einiger Personen, die bereits versucht hätten, sich zu tödten, oder die wegen epileptischen Zufällen des Beistandes anderer bedürfen, gemacht habe. Jeder Gefangene liegt auf einer Pritsche, welche mit einem Strohsacke und einer Decke versehen ist. Die Pritsche besteht aus zwei Theilen, und ist so eingerichtet, dass, wenn der Züchtling kalt hat, er den einen Theil derselben mit der darauf liegenden Portion des Strohsackes beinahe über sich schlagen kann, in welchem Falle die Hälfte des Bettes zur Bedeckung dienet. Diess ist gewiss eine eben so sinnreiche als einfache Einrichtung.

Die Züchtlinge, deren Anzahl sich auf 220 beläuft, werden nicht leicht auf längere Zeit als auf zwei Jahre verdammt. Doch giebt es einige Beispiele von siebenjähriger Zuchthausstrafe. Gesammte Züchtlinge müssen bei ihrer Aufnahme eine eigene Kleidung des Hauses anlegen. Sie besteht aus blauem Tuche. Die Männer sind wie Matrosen angezogen. Die Weiber haben einen Rock und einen Küttel. Beide müssen gelbe Strümpfe tragen. Es wird strenge darauf gesehen, dass die Züchtlinge ihren Körper reinlich halten. Diejenigen unter ihnen, welche nur auf wenige Tage in das Zuchthaus kommen, behalten ihre eigene Kleidung bei, wenn selbe rein sind.

Die Nahrung der Züchtlinge besteht täglich in einem Pfunde von recht gutem weissen Brode, und

über den andern Tag in sechs Unzen gekochten Fleisches ohne Knochen. An dem Tage dazwischen erhalten sie die Brühe, welche aus diesem Fleische bereitet wurde. Man setzt gewöhnlich etwas Reis hinzu. Bier wird blos auf Befehl des Arztes gegeben.

Sowohl auf der Seite der Männer als auf jener der Weiber ist ein Krankenzimmer angebracht. Die Bettstätte sind hier von Eisen, und so bequem eingerichtet, als diess in irgend einem andern Spitale der Fall seyn kann. Auf der Weiberseite befindet sich zugleich ein besonderes Zimmer für Gebährende, und die Wohnung für die Hebamme. In dem ganzen Zuchthause traf ich nur drei Patienten an. Die übrigen Züchtlinge sahen frisch und gesund aus.

Wenn ein Züchtling Widerwillen gegen das Arbeiten hat, oder sich sonst übel aufführt, so sperrt man ihn an einem entfernten Orte in eine finstere Zelle ein. Hier bekommt er sein bischen Nahrung; allein sonst hört und sieht er keine menschliche Seele, bis er nicht selbst um Arbeit fleht, oder bis nicht die Zeit seiner Strafe vorüber ist. Die Züchtlinge sollen diesen Strafort über alles fürchten. Wie sehr muss sie nicht dem unmenschlichen Schlagen und Peitschen vorgezogen werden, das noch in unsern Deutschen Zuchthäusern gebräuchlich ist.

Die Kapelle steht in der Mitte dieses Zuchthauses. Oben ist der Platz für Weiber bestimmt. Unten befinden sich die Männer. Letztere sind aber durch mehrere eiserne Gitter getrennt, damit es ihnen nicht etwa einmal einfallen möge, sich in der Kirche zu vereinigen, und eine Aufruhr zu verursachen. Überhaupt hat man in diesem Zuchthause mehr als an andern Orten darauf gesehen, dass sich nicht mehrere Menschen vereinigen können. So sind z. B. in allen Gängen Räder auf Pfählen angebracht, die nur einer Person auf einmal den Durchgang gestatten.

Hrn. *Nield's* zerrüttete Gesundheit hatte ihn verhindert, mich an dem festgesetzten Tage in dieses Zuchthaus zu führen. Er hatte daher die Güte gehabt, mir einen Brief an den Aufseher desselben zu geben. Dieser Mensch hatte eine der fatalsten Physiognomien, die ich in meinem Leben gesehen habe. Der Ruf seiner Menschlichkeit stimmt vollkommen damit überein. Unter andern sagt der Verfasser des *Gemähldes von London*, dessen Darstellungen ich überall so wahr und unpartheiisch gefunden habe, dort, wo er im Vorbeigehen von diesem Zuchthause Meldung macht: *) "Es ist nichts sicherer, als dass der Aufseher eines Gefängnisses, das, *nach einem solchen Plane wie dieser ist*, ange-

*) Pictura of London for 1803, pag. 177.

legt wurde, ein Mann von liberaler Erziehung, von Aufklärung, von unbefleckter Redlichkeit und Menschlichkeit seyn sollte. *Möge der Magistrat von Middlesex seine eigene, und die Ehre seines Vaterlandes zu Rathe ziehen, und diese Wahrheit stets vor Augen haben!*" —

Den Tag, vor welchem ich dieses Zuchthaus besucht hatte, (den 2ten Junius 1803) war auch wirklich der Aufseher desselben vor Gerichte belangt und angeklagt worden: er habe zwei seiner Gefangenen ermordet. Diese schreckliche Anklage wurde jedoch ungegründet befunden, wesshalb der Kläger zu einer Strafe von 700 Pfund Sterling verdammt wurde.

New Prison.

Das sogenannte *neue Gefängniss* befindet sich in der Nachbarschaft von dem eben beschriebenen Zuchthause. Es dienet für 80 bis 90 Gefangene, die im Begriffe sind, prozessirt zu werden *(committed for full trial)*. Ich habe nichts besonderes in diesem Gefängnisse bemerken können.

Bridwell Hospital.

(Bridge-street.)

So heisst ein Zuchthaus für Vagabunden, und Züchtigung unordentlicher Personen, die von dem

Magistrate auf längere oder kürzere Zeit dahin gegeben werden. Da man mit Baureparationen dieses Hauses beschäftiget war, und desshalb die Gefangenen grösstentheils beseitiget hatte, so unterliess ich es zu sehen.

Nachricht
einiger Excursionen um London.

Ich kann die Beschreibung von London nicht endigen, und zu jener der wichtigsten Provinzialstädte von England übergehen, ohne meinen Lesern von einigen Excursionen Nachricht zu geben, die ich in der Nachbarschaft dieser Hauptstadt vorgenommen habe.

Es soll hier nicht die Rede von den Excursionen seyn, die ich aus Vergnügen und der guten Gesellschaft halber nach *Richmond*, *Twikenham*, *Windsor*, *Clapham*, u. s. w. machte, oder denjenigen, die ich, um die bereits beschriebenen Anstalten in *Chelsea*, *Greenwich*, *Woolwich* zu sehen, vorgenommen habe, sondern ich werde blos der Excursionen, die mich nach *Epsom*, *Plaistow* und *Kew* führten, Meldung thun.

Epsom. In diesem kleinen Örtchen, welches 15 Englische Meilen von London liegt, werden

jährlich im Maimonate berühmte Wettrennen gehalten. Ein Schauspiel dieser Art musste natürlicher Weise für jeden Fremden anziehend seyn; mich hätte es jedoch nicht leicht angezogen, wenn ich mir nicht zugleich geschmeichelt hätte, bei dieser Gelegenheit die *Quelle* zu sehen, aus welcher man das berühmte *Epsomer - Salz* erhält. Ich fuhr daher den 27ten Mai 1803 in Gesellschaft des Dr. *Boltmann*'s dahin. Der Weg von London nach Epsom, der durch schöne Gegenden führt, war mit Equipagen aller Art, und mit unzähligen Reitenden bedeckt. Wir hatten ihn in zwei Stunden mit einer Postchaise zurück gelegt. Als ich mich nach vorübergegangenem Wettrennen nach der Quelle umsehen wollte, wusste kein Mensch ein Wort von ihrer Existenz. Nach vielen unnützen Bemühungen wandte ich mich endlich an den Apotheker des Ortes. Dieser merkte wohl bald die Ursache, die mich irre geführt hatte, versicherte mich indessen (was ich leicht vorher hätte wissen können), dass man in *Epsom* kein Salz bereite, dass aber dennoch zwei Meilen weiter eine unbedeutende Quelle existirte, von welcher die Bauern manchmal trinken, um sich ihre Gedärme zu reinigen, und die einen geringen Salz Gehalt habe. Ich erinnerte mich bei dieser Gelegenheit an eine Nachricht, welche mir Dr. *Louis Frank* aus Ägypten mitgetheilt hatte. Als derselbe nemlich an die Stadt *Theben* kam, so sahe er sich überall nach den Feldern um, wo er glaubte, den berühmten Mohn, der unter dem Namen

Opium Thebaicum bekannt ist, angebauet zu finden. Als er sich aber näher nach der Sache erkundigte, erfuhr er, dass in der ganzen Gegend kein Papaver Somniferum gebauet werde, und dass die Ägypter das Opium zu ihrem eigenen Gebrauche aus Asien zögen. Man sieht hieraus, dass die in der *Materia medica* eingeführte Nomenklatur von Seiten der Geographie eine Revision nöthig hat.

Plaistow. Ein kleines Dorf, fünf Meilen von London entfernt. Es befindet sich allda eine Fabrik, welche viele *chemische Producte* in Grossem liefert, wie z. B. verschiedene Quecksilberpräparate, besonders Sublimat, Salpetersäure, Schwefeläther u. dgl. Was mich aber am meisten interessirte, war die *Kampfer-Raffinerie.* Diese Fabrik gehört einer Gesellschaft von *Quäckern*, vorzüglich aber meinen Freunden, den Herren *Howard* und *Allen.* Sie hatten die Güte, mir die Fabrik auf das genaueste zu zeigen; obwohl sie mich von verschiedenen Dingen nicht unterrichten konnten, da dieselben zu den geheimen, der Fabrik eigenen, Kunstgriffen gehören. Hr. *Howard* ist nicht allein ein ausgezeichneter Chemist, sondern zugleich ein vortrefflicher Botaniker.

Kew. Der berühmte königliche Garten in *Kew* ist zu sehr bekannt, als dass es nöthig wäre, eine Beschreibung davon zu geben. Er ist sicher der reichste Garten in Hinsicht auf exotische Gewäch-

se; Schade, dass es an dem gehörigen Raume mangelt. Auch sind nur sieben Personen zur Besorgung dieses Gartens angestellt, und diese sind schlechter besoldet, als in den übrigen, Privatleuten zugehörenden, Gärten. Hr. *Aiton*, der erste Gärtner, hatte die Güte, mich in dem Garten herumzuführen, um mir meinem Verlangen gemäss vorzüglich die exotischen Medizinal-Gewächse zu zeigen. Ich sahe nemlich mehrere Species von *Cinchona*, die *Serpentaria virginiana*, die *Polygala senega*, die *Ferula asa foetida*, den *Laurus camphora* u. s. w.

Hr. *Bauer*, einer der grössten Pflanzenmahler, die je existirt haben, hält sich beinahe das ganze Jahr hindurch in *Kew* auf. Er arbeitet hier besonders für Sir *Joseph Banks*. Ich sahe mehrere Arbeiten dieses geschickten Künstlers, unter andern die Abbildungen aller Species von *Erica*, welche wirklich von ausserordentlicher Genauigkeit und Schönheit sind.

Ich wäre hiemit mit der Beschreibung von London fertig, und glaube nicht, irgend einen wichtigen Gegenstand, der zu meinem Zwecke gehörte, übergangen zu haben. Nie wäre ich im Stande gewesen, eine so ungeheure Menge von Gegenständen, als jene ist, die mir diese Hauptstadt im weiten Felde der Heilwissenschaft darboth, wie ich mir schmeichle, *gründlich* in dem Zeitraume von drei Monaten zu sehen, wenn ich mich nicht ganz dem

Hauptzwecke meiner Reise aufgeopfert, und alles übrige, so sehr es mich auch als Mensch interessiren konnte, als Nebensache betrachtet hätte. Was mir indessen am meisten zur Erreichung meines Zieles geholfen hatte, war die Bereitwilligkeit, mit welcher mir beinahe alle diejenigen an die Hand giengen, die nur im Stande waren, mir in irgend einer Hinsicht nützlich zu seyn. Diese Bereitwilligkeit schränkte sich nicht auf London ein, sondern die Bekannten und Freunde, die mir allda schon so viel Güte erwiesen hatten, begleiteten mich auch mit einer grossen Anzahl Empfehlungs-Briefen in das Innere von England so, wie nach Schottland. Das Verdienst, auch diesen Theil meiner Reise nach Wunsch benützt zu haben, liegt daher auch grösstentheils ausser mir. Ich hoffe, meine Leser werden denselben nicht minder wichtig finden, als den bereits zurückgelegten. Die Provinzialstädte Englands sind nicht, wie es in andern Ländern gewöhnlich der Fall ist, blosse Copieen der Hauptstadt, sondern sie haben viel Originelles, und sind in Manchem jener mit guten Beispielen vorgegangen. Ich habe dieselben in der nemlichen Ordnung besucht, wie ich sie hier anführen werde. Überhaupt glaube ich mich gezwungen zu sehen, den folgenden Theil meiner Reise, da er aus vielen einzelnen Stücken besteht, in nähere Verbindung zu bringen. Konnte ich hiedurch nicht vermeiden, hie und da von heterogenen Materien Gebrauch zu machen, so dürfte mir diess um so eher nachgesehen werden,

als die wiederhohlte isolirte Darstellung so manchen, bisher schon mehrmal berührten medizinischen Gegenstandes am Ende doch trocken ausfallen möchte. Überdiess ist das Innere von Britannien noch nicht so oft beschrieben worden, dass man Gefahr laufen könnte, leicht etwas Alltägliches über die mannigfaltigen Gegenstände, die es darbiethet, zu sagen. Übrigens bin ich meinem Zwecke auf der Reise zu sehr treu geblieben, als dass man befürchten könnte, ich möchte mich in der Beschreibung derselben von ihm entfernen.

Oxford.

Oxford liegt 54 Englische Meilen von London. Ich verliess die Hauptstadt den 5ten Juni 1803 Abends um 6 Uhr, und kam des andern Morgens gegen 4 Uhr Frühe in Oxford an *). Diese

*) Das Reisen mit Extrapost kommt in England ausserordentlich hoch zu stehen. Es ist daher allgemeine Sitte, sich der öffentlichen Wägen zu bedienen. In allen Stunden des Tages gehen von bestimmten Plätzen Londons Gelegenheiten dieser Art nach allen möglichen Punkten des Königreichs, und auf die nemliche Weise strömen sie von da der Hauptstadt wieder zu. Diese Wägen sind entweder blos für Reisende oder für den Transport kleiner Effekten bestimmt; oder sie dienen zugleich der Post zur Übersendung der Briefe. Das Londner Postamt hat nemlich einen Accord mit Fuhrleuten gemacht, welche es auf sich nahmen, die Briefe auf die Minute an den Ort ihrer Bestimmung zu überliefern. Die Fuhrleute haben dabei die Erlaubniss, auch Reisende mitzunehmen. Sie bedienen sich zu diesem Endzwecke gewisser, auf Federn hängender, gedeckter Wagen, die *Mail coaches* genannt werden. Auf der äussern Seite dieser Wagen steht geschrieben, von welchem Orte sie ausgehen, und wohin sie bestimmt sind. Die *Mail coaches* haben ihre eigenen

Stadt gewährt schon in der Ferne einen majestätischen Anblick, den sie zum Theil den unzählbaren Thürmen, die aus ihr empor ragen, verdanket.

Namen wie die Schiffe, Z. B. *Telegraph*, *Royal charlotte*, *der wahre Brite*, u. s. w. In jeder derselben finden nur vier Personen Platz, wovon eine jede beiläufig einen halben Schilling für die Englische Meile zahlet. Nebstdem muss man für die Equipage, wenn ihr Gewicht 12 Pfund übersteigt, extra bezahlen. Zählet man das Trinkgeld hinzu, welches dem Fuhrmanne und der Wache gegeben werden muss, so kann man annehmen, dass eine einzelne Person in der *Mail coach* eben so viel ausgiebt, als ein paar Reisende, welche in Deutschland in einem zweispännigen Wagen mit Extrapost fahren. Freilich trägt die Schnelligkeit, mit welcher man in der *Mail coach* die grösten Entfernungen zurückleget, viel dazu bei, das Reisen auf diese Art wohlfeiler zu machen, als es beim ersten Anblicke scheinet. Die *Mail coach* ist nemlich mit vier starken Pferden bespannt, die sehr oft so beschaffen sind, dass sich in andern Ländern kein Fürst schämen würde, damit zu fahren. Der Kutscher leitet sie von einem erhabenen Sitze aus. Hinter dem Wagen auf der Kiste, welche die Briefe und Effecten der Reisenden enthält, sitzt die *Wache*, nemlich ein wohl bewaffneter Postbedienter, welcher eigentlich das Amt des *Conducteurs* versieht. Sowohl er als der Kutscher haben eine rothe, mit Gold bordirte, prächtige Uniform. Die Wache hat nebstdem ein längliches Horn, aus dem sie einen monotonen Schall hervorbringt, welcher alle übrigen Wagen ohne Ausnahme zum Ausweichen ermahnet, was auch auf das schleunigste vollzogen wird. Die *Mail coach* geht mit einer solchen Schnelligkeit, dass viele Menschen nicht im Stande sind, lange darin zu fahren. Besonders unbequem ist der Zug der Luft, welcher durch das gewaltsame Durchschneiden derselben verursacht wird. Die besten Plätze sind daher in

Aber selbst ihre Lage ist reitzend. Sie gränzt auf der südlichen Seite an eine Kette von Hügeln, von der sie durch den stillen Fluss *Isis* getrennt wird.

der *Mail coach* auch diejenigen, welche sich auf des Kutschers Seite befinden, indem die Luft auf die entgegengesetzten zu heftig prellet. Beim Wechseln der Pferde verliert man nicht mehr, als drei bis vier Minuten. Es ist zu bedauern, dass dieser Wechsel nicht überall oft genug statt findet; indem die Pferde manchmal die Station in einem Zustande erreichen, der wirklich Mitleiden abzwinget. Die Engländer läugnen auch nicht, dass sie in dieser Hinsicht Tadel verdienen, und wünschen aufrichtig, dass ein Gesetz die Länge der Stationen auf 10 Englische, also beiläufig auf 2 Deutsche, Meilen festsetzen möge. Die Orte, wo die Reisenden ihr Frühstück, Mittag- oder Nachtmahl nehmen, sind desto genauer bestimmt. Der Tisch ist zu diesem Zwecke immer bereit. Schade, dass die Zeit meistens im Widerspruch mit dieser Bereitung steht. Wie nemlich der Wagen hält, so sagt die Wache zu den Reisenden: Meine Herren, ich gebe ihnen 10 Minuten (höchstens eine Viertelstunde) zu ihrer Erhohlung. So wie die bestimmte Minute herbeirückt, so tritt die Wache in das Zimmer, und sagt: Meine Herren, die Pferde sind bereitet (Gentelmans the horses are ready). Ist sie vorüber die Minute, so wird ein Stoss in das Horn gegeben, und nach einem Augenblicke abgefahren. Die *Mail-coaches* werden Unterwegs nie geschmiert; höchstens wechselt man die vordern Räder. Ich weiss nicht wie das Innere dieser beschaffen ist. Wahrscheinlich enthalten die Räder das Fett, und lassen es nach und nach auf die Achsen tropfen.

Nebst der *Mail-coach* giebt es noch unzählige andere öffentliche Kutschen, welche wohlfeiler und meistens auch bequemer sind. Der grösste Theil unter ihnen geht um vieles langsamer als die *Mail coach*; einige aber

Oxford zählet 10,000 Einwohner. Der merkwürdigste Gegenstand in dieser Stadt war für mich

Die Universität.

Man kann sagen, dass der grösste Theil von *Oxford* aus öffentlichen, zur Universität gehörenden, prächtigen Gebäuden, worunter sich die eigentlichen *Universitäts-Gebäude*, das *Museum*, die *Radcliffische Bibliothek* und 24 *Collegien* besonders auszeichnen, bestehen.

stehen dieser an Geschwindigkeit nicht viel nach. Da sehr oft in der *Mail coach* kein Platz ist, so sieht man sich nicht selten gezwungen, zu den übrigen öffentlichen Wagen seine Zuflucht zu nehmen. Diese haben gewöhnlich in der innern Seite (the in-side) für sechs Personen Raum. Ausserhalb (the aut-side) d. h. auf der Wölbung des Wagens finden nicht selten zwölf und mehrere Personen Platz, so, dass man mit jedem Augenblicke den Einsturz des Kastens erwarten sollte Da viele dieser auswärtigen Passagiere ihre Beine an den Seiten der Kutsche herunter hängen lassen, und manches derselben gerade vor den Wagenfenstern zu hängen kommen, so ist es leicht vorauszusehen, dass bei schönem Wetter die Aussenseite den Vorzug vor der innern verdiene. Einige dieser Wagen haben die Gestalt eines Schiffes; man steigt nemlich von rückwärts ein, und setzt sich der Länge nach so, dass öfters acht Personen auf jeder Seite sich gegenüber sitzen. Nebstdem haben 24 Personen auf der äussern Seite Platz. Und diese ganze Karawane wird von nicht mehr als vier Pferden, manchmal mit unbegreiflicher Schnelligkeit, gezogen. —

Zu den eigentlichen *Universitäts - Gebäuden* gehören ein Haus, in welchem die zu den Vorlesungen bestimmten Säle sind; dann ein prächtiges Gebäude, welches das *Theater* enthält, in welchem die Feierlichkeiten der Universität Platz finden, und endlich das Locale für die *Bibliothek*. Letztere wurde von Hrn. *Bodleian* gestiftet, und heisst desshalb *Bodleian Library*. Diese Bibliothek ist sehr zahlreich, besonders in Hinsicht auf Griechische und Römische Autoren. Auch besitzt sie eine merkwürdige Sammlung Orientalischer Manuscripte. Das medizinische Fach ist so viel als Null. Der Bibliothekar Dr. *Price* wird allgemein als ein grosser Litterator geschätzt. Er hatte die Güte, sich mit mir die grösste Mühe zu geben. Zur Anschaffung neuer Bücher sind jährlich 700 Pfund Sterling bestimmt. Zu der Bibliothek gehört ferner eine grosse Gallerie, welche viele schätzbare Gemählde enthält.

Das *Theater*, in welchem die Universitätfeierlichkeiten, als Promotionen, Austheilungen der Prämien u. dgl. Platz finden, ist prächtig. Dessen Erbauung, welche im Jahre 1669 erfolgte, hat 15,000 Pfund Sterling gekostet. Der Erzbischof *Scheldon*, der diese Ausgabe bestritten hat, hat zugleich die zur Erhaltung dieses Theaters nöthigen Fonds bestimmt.

Das dem *Museum* gewidmete Gebäude ist zwar sehr schön, aber das Museum selbst scheint in ziemliche Unordnung gerathen zu seyn. Es enthält überdiess die heterogenesten Materialien. Medaillen, Mineralien, Manuscripte, Fossilien, Hörner von verschiedenen Thieren, Modelle für Schiffe, Kleidungsstücke von Einwohnern der südlichen Inseln, alles liegt hier untereinander. In diesem Museum befindet sich ein Magnet, der 145 Pfund trägt.

Das Gebäude für die *Radcliffische Bibliothek* ist eine sogenannte *Rotunda*, welche selbst in Rom Aufsehen erregen würde. Die Baukosten beliefen sich allein auf 40,000 Pfund Sterling. Leider steht aber dieses unvergleichliche Locale von Büchern leer. Auch sind nur 100 Pfund zur Unterhaltung dieser Bibliothek bestimmt. In den 24 *Collegien* wohnen die Studenten, welche die Universität besuchen. Kein Studierender wird nemlich in *Oxford* zu den wirklichen Mitgliedern der Universität gezählt, der sich nicht in ein oder das andere dieser Collegien begiebt. Die Disciplin ist allda ganz klösterlich. Jeder Studierende hat sein eigenes Zimmer; sie speisen aber in einem gemeinschaftlichen Refectorium. Die Collegien haben so viel *Fond*, um einige Studierende zu verköstigen; die meisten aber zahlen eine mässige Pension. Die Tracht der Studierenden ist Uniform. Sie besteht in einem gewöhnlichen schwarzen Kleide, über welches ein

schwarzer Mantel ohne Ärmel getragen wird. Anstatt des Hutes haben sie eine viereckige Mütze, an welcher eine Quaste hängt. In dieser Tracht giebt es kleine Zeichen, an denen man die Anfänger von denjenigen, welche bereits einige akademische Ehren errungen haben, unterscheider kann. Bevor die Studierenden die Vorlesungen besuchen, müssen sie in den respectiven Collegien ihr Morgengebeth verrichten. Abends um 9 Uhr werden gesammte Collegien gesperrt. Diejenigen Studenten, welche später kommen, können jedoch ohne Schwierigkeit hereingelassen werden. Die Universität hat zwei Beamte, welche einen grossen Einfluss auf die Polizei der ganzen Stadt haben. Sie heissen *Proctors*, und wachen besonders über die Sitten der studierenden Jugend. In ganz Oxford wird überhaupt keine Gelegenheit geduldet, welche die geringste Zerstreuung verursachen könnte. Theater, Bälle, Spiele, Gastereien und Gesellschaften sind strenge untersagt. Kein Studierender würde es wagen, sich an einem öffentlichen Orte, wie z. B. in Bier- oder Kaffehhäusern sehen zu lassen. Auch herrschet nicht der geringste Umgang zwischen den Elèven und der Bürgerschaft.

Diese ganze Ordnung der Dinge ist freilich sehr strenge, und scheint mehr geeignet, Mönche, als taugliche Weltbürger zu bilden. Welcher Contrast, wenn man das Leben, das die Studierenden auf den meisten Deutschen Universitäten führen, dage-

gen stellet! — Indessen gestehe ich offenherzig, dass, wenn ich unter diesen zwei Extremen *eines* wählen sollte, ich dennoch dem erstern den Vorzug einräumen würde. Wie viele sittsame, tugendhafte junge Leute werden nicht auf unseren Universitäten im Grunde verdorben? Das Moralische der Universität *Oxford* mag allerdings schüchterne und unerfahrne Mitglieder der Gesellschaft liefern; aber sind ihr diese Mitglieder nicht willkommener, als die brutalen, in allen Lastern unterrichteten Sprösslinge so mancher Universität? Ich darf jedoch eine Bemerkung nicht verschweigen, die gegen mich zu sprechen scheint. Auf der hohen Schule zu *Pavia* wohnte die studierende Jugend theils in den Collegien, so wie in *Oxford*, theils bei Bürgern, wie auf den Deutschen Universitäten. Man hätte daher erwarten sollen, dass erstere bei ihrer eingeschränkten Lebensart die zweitern, welche alle Freiheit genossen, sowohl im Fleiss als an erworbenen Kenntnissen übertreffen werden; und doch bemerkte man gerade das Gegentheil. Mein Vater hat auf diesen Gegenstand besonders Acht gegeben, und sich vollkommen überzeugt, dass im Ganzen genommen die Collegialen ihm weniger Genüge leisteten, als die übrigen ungebundenen Studierenden. Es scheint daher, dass ein gewisser Zwang, besonders in der Epoche, wo sich die Geistesfähigkeiten am thätigsten entwickeln sollten, den Fortschritten der Jugend im Erlernen der Wissenschaften nachtheilig seie. Übrigens muss ich

gestehen, dass die Verfassung der Collegien in *Pavia*, das *Novaresische Collegium* ausgenommen, nicht die besste war. Was mich betrift, würde ich auch hier die Mittelstrasse wählen, und die Jugend auf Universitäten, so viel als möglich, durch *point d'honneur* zu leiten suchen. Besonders müsste meines Erachtens darauf gesehen werden, dass den Studierenden der Zutritt in gute Gesellschaften gestattet würde. Gesellschaftliche Zerstreuungen mögen freilich auch ihr Nachtheiliges für sie haben; aber allen Übeln lässt sich doch gewiss nicht ausweichen. Auch spricht der gute Erfolg, mit welchem man auf einigen Universitäten die studierende Jugend in allen Gesellschaften aufnimmt, ganz deutlich für die Gültigkeit meiner Meinung.

Ich habe beinahe alle vier und zwanzig *Collegien* in Oxford besucht. Die vorzüglichsten darunter sind: *Christ-church College*, *Trinity College*, *new College*, *Johns College* und *Magdalein College*.

Christ-church College hat ein prächtiges Locale, welches aus vier Höfen besteht. Die Anzahl der Elèven beläuft sich auf 200. Nebst ihnen wohnen einige Kanonici, welche zum Theil auch Professoren sind, in diesem Collegio. Sie versehen den Gottesdienst, und geben nebst den öffentlichen Vorlesungen sogenannte Correpetitionen, welche den Elèven als Wiederhohlungen dienen. *Christ-church*

College hat zugleich eine ansehnliche Bibliothek, die, besonders in Hinsicht der Klassiker, reich ist.

Trinity College ist auch sehr beträchtlich, und zeichnet sich vorzüglich durch einen schönen, doch antiquen Garten aus.

Johns College enthält ebenfalls eine grosse Anzahl Studierender, und eine schöne Bibliothek. Zugleich hat es einen äusserst schönen, ganz nach neuerm Geschmacke eingerichteten, grossen, sogenannten Englischen Garten.

New College ist eines der grössten Collegien. Dessen Bibliothek verdient besonders bemerkt zu werden. Eben so die Kapelle, in welcher sich eine vortreffliche Orgel befindet. Auch *New College* besitzt einen sehr schönen Garten und Park. Zwischen diesen befindet sich eine grosse, durch einen kleinen hellen Bach eingeschlossene Wiese, in deren Mitte ein *Pavillon* errichtet ist.

Magdalein College hat ein sehr majestätisches Ansehen. Die Kapelle ist allda besonders wegen schöner Gemählde merkwürdig. Hinter dem Collegio bemerkt man einen grossen Park, in welchem sich Wildbret befindet.

Es lässt sich leicht voraussehen, dass alle diese Collegien mit ihren Gärten, die sich öfters von

dem Mittelpunkte der Stadt zu dessen Peripherie erstrecken, *Oxford* eine prächtige und reitzende Gestalt geben müssen. Diese Stadt ist auch wirklich einzig in ihrer Art, und besonders gesund. Es wird allda keine endemische Krankheit beobachtet; ein Umstand, den man bei der Bestimmung eines Ortes zur Errichtung einer Universität immer berücksichtigen sollte.

Die Anzahl der Studierenden beläuft sich auf der hiesigen Universität auf 800 Personen. Unter denselben befinden sich kaum 30 Ärzte; die übrigen sind entweder Theologen, Juristen oder solche, die sich blos dem Studium der Klassiker widmen.

Es lässt sich leicht erklären, warum so wenige Arzneischüler in Oxford angetroffen werden, wenn man bedenkt, dass erstens nur solche auf dieser Universität die Doktorswürde erhalten können, welche zu der Englischen Kirche gehören; und zweitens, dass nicht weniger als eilf Jahre erforderlich sind, um diese Würde erlangen zu können. Diese Zeit wird zwar mehr auf die Vorbereitungswissenschaften, als auf die Heilkunde selbst verwendet; denn das Studium letzterer fängt eigentlich erst nach dem siebenten Jahre an, wo der Candidat die Würde eines *Master of arts* erhält. Bald nachher wird er schon als *Baccalaureus* angesehen.

Man muss indessen nicht glauben, dass die studierenden Ärzte die vollen eilf Jahre in *Oxford* zubringen müssen, um allda die Doktorswürde zu erlangen. Die Vorlesungen werden nemlich nicht, wie auf anderen Universitäten, in zehnmonatlichen oder halbjährigen *Cursen* gegeben, sondern sie finden zu *drei* verschiedenen, und durch lange Ferien getrennten *Terminen (Thermes)* statt. Nicht selten wird eine *ganze Wissenschaft* in dem Verlaufe *eines* dieser Termine vorgetragen: z. B. während dem *Winter - Termine* die Anatomie in *dreissig Vorlesungen*. Die Studierenden, welche blos verbunden sind, dieses oder jenes Fach der Heilkunde, in diesem oder jenem Termine zu hören, begeben sich dann gewöhnlich nach geendigtem Termine nach *London*, ja selbst nach *Edinburgh*, um allda einen ausführlichen Unterricht zu erhalten.

Die *Professoren der Heilkunde* in Oxford werden von der Universität bezahlt; doch erhalten sie von Seite ihrer Zuhörer noch ein Honorar, das sich gewöhnlich für jeden Curs auf drei Guineen beläuft. Die Studierenden, welche den nemlichen Curs wiederhohlen wollen, zahlen zum zweitenmahle eine Guinee weniger.

Folgendes ist das Verzeichniss der Mitglieder der *medizinischen Facultät* in Oxford, so wie der Fache, die sie lehren:

Sir Christopher Pegges ist Professor der *Anatomie.* Ich fand einen ausgezeichneten, liebenswürdigen Mann an ihm, dessen Umgange ich manchen lehrreichen und angenehmen Augenblick zu verdanken habe. *Chévalier Pegges* hat Frankreich und einen grossen Theil von Deutschland durchreiset, wo er sich besonders in *Göttingen* aufgehalten hat. Ich fand auch mehrere unserer bessten medizinischen Deutschen Werke in dessen Bibliothek. Professors *Pegges* Vorliebe für die Deutsche Litteratur geht so weit, dass er sich bemüht hat, einen Deutschen Sprachlehrer nach Oxford kommen zu machen. Leider aber betrog er sich in der Wahl des Subjectes, das aus verschiedenen Ursachen nicht ferner auf der hohen Schule geduldet werden konnte. *Sir Christopher* führte mich in das *anatomische Theater*, welches klein, aber sehr niedlich und zweckmässig ist. An dasselbe gränzt das *anatomisch-pathologische* Cabinet; die darin enthaltenen Präparate sind nicht zahlreich, aber ganz geeignet, zur Belehrung der Anfänger zu dienen. Auch ein *Sectionszimmer* wird an dieser Anstalt nicht vermisst. Da man in Oxford keine Leichen erhalten kann, so müssen dieselben von London herbeigeschaft werden. Jede Leiche kommt dann auf fünf Guineen zu stehen. *Chévalier Pegges* braucht für seinen anatomischen Curs gewöhnlich nur zwei Leichen, d. h. eine männliche und eine weibliche. Dieser Curs wird, wie gesagt, in 30 Vorlesungen zurückgelegt; nichts desto weniger

muss während denselben die Anatomie mit physiologischen und pathologischen Ansichten verbunden vorgetragen werden.

Dr. *Williams* lehrt *Botanik*. Ich habe ihn aller meiner Bemühungen ungeachtet nicht zu Gesicht bekommen können. Der botanische Garten, welcher unter dessen Direction steht, ist zwar nicht gross, aber doch gut eingerichtet, und für den medizinischen Unterricht hinreichend. Das Treibhaus steht indessen mit dem Garten nicht in Verhältniss, indem es viel zu klein ist.

Dr. *Kidd*, Professor der *Chemie*, ist ein ganz vortrefflicher Mann. Ich habe einen grossen Theil meiner Zeit auf eine für mich unvergessliche Art mit ihm zugebracht. Dr. *Kidd* liest in einem Amphitheater, das füglich hundert Zuhörer enthalten kann. Leider sieht er sich auch gezwungen, die Chemie in wenigen Vorlesungen vorzutragen. Da der grösste Theil dessen Zuhörer keine Ärzte sind, so übergeht er die Pharmacie, für welche auch überhaupt die Zeit zu kurz seyn würde. Nebst dem Amphitheater bemerkt man ein bequemes chemisches Laboratorium, eine Bibliothek von chemischen Werken, und eine Sammlung von Mineralien.

Dr. *Wall*, Lehrer der *Klinik*, ist ein Schüler des berühmten Dr. *Cullen*'s. Dessen ausgebreitete

Praxis hinderte ihn, mir so viele Augenblicke zu schenken, als ich sonst von dessen freundschaftlicher Aufnahme hätte erwarten müssen. Da die Anzahl derjenigen, welche die Klinik besuchen, sehr klein ist, so wird der Unterricht am Krankenbette mehr unter der Form eines vertraulichen Gespräches gegeben. Das Clinicum findet in dem Spitale Platz.

Diess sind die Mitglieder der medizinischen Fakultät in Oxford. Für das chirurgische Fach ist gar kein Lehrer aufgestellt. Es wäre überflüssig, die Mängel dieser ganzen Verfassung aufzudecken, indem sie von selbst einleuchten. Auch sind die Professoren weit entfernt, dieselben läugnen zu wollen. Jedoch haben sie nicht alle Hoffnung verlohren, dass Manches besser werden möge. So hat z. B. Dr. *Aldrich* aus *Nottingamshire* ein Testament gemacht, das nach dessen Tode ausgeführt werden soll, vermög welchem die Professoren der Anatomie, Chemie und medizinischen Praxis, jeder jährlich 130 Pfund Sterling, Zulage erhalten sollen, um die ihnen anvertrauten Anstalten auf einen bessern Fuss zu setzen. Eine ganz gute Verfassung dieser Universität lässt sich jedoch, der vortrefflichen Professoren ungeachtet, nicht ohne eine vollkommene Reform denken. Es wäre daher zu wünschen, dass das Parlament auf diesen Gegenstand Rücksicht nehmen, und die Verfassung

der Universität Oxford dem Geiste des gegenwärtigen Zeitalters anpassen möchte.

Ich kann nicht aufhören, von dieser Universität zu sprechen, ohne des Hrn. *Dunçan* zu erwähnen, der sich mit dem ausgezeichnetsten Erfolge dem Studium der Naturgeschichte widmet, und ohne Zweifel zu den interessantesten Menschen gehört, deren Bekanntschaft man in Oxford machen kann. Eben so verdient Hr. *Bright*, ein wackerer junger Arzt und naher Anverwandter des *Chévalier Pegges*, meinen öffentlichen Dank für die vielen Beweise seiner Anhäuglichkeit, die er mir während meines Aufenthalts in Oxford gegeben hat.

Überhaupt kann ich die Höflichkeiten aller Art, so wie die Gastfreiheit, mit der man mich allda behandelte, nicht genug rühmen. Unter andern sahe ich mich gezwungen, an einem Tage drei Dejeunés, ein Diner und ein Souppé anzunehmen.

Spital.

Das Spital liegt nördlich ausser der Stadt. Der um Oxford so wohl verdiente Dr. *Radcliff* hat es gestiftet. Es ist sehr reinlich und ordentlich. Obwohl für 120 Kranke Platz wäre, so sind gewöhnlich doch nur 90 darin. Das Spital besteht aus sechs Krankenzimmern, von denen vier ein jedes achtzehn Betten, die übrigen aber nur drei-

zehn Betten enthalten. Ausser diesen Krankensälen sind noch einige Zimmer vorhanden, in welche man einzelne Kranke legen kann. Die Bettstellen sind von Eisen; die Betten haben aber Vorhänge. Venerische Krankheiten und ansteckende Fieber sind von dem Spitale ausgeschlossen. Meiner Meinung nach würde ich eben diese Übel, besonders aber die ansteckenden Fieber, für Krankheiten betrachten, die vorzugsweise zur Aufnahme in Spitäler geeignet sind. *Sir Christopher Pegges* und Dr. *Wall* sind Ärzte an diesem Spitale. Der Apotheker heisst Hr. *Walker*. Er hat etwas interessantes über die Erzeugung der künstlichen Kälte geschrieben.

Gefängniss.

Es ist für die ganze Grafschaft bestimmt, und nach *Howard*'s Plane angelegt, aber noch nicht vollendet. Das Haus des Aufsehers befindet sich in der Mitte, und ist mit einem kleinen Garten umgeben. Auf den beiden Seiten sind die Gefängnisse, rechts nemlich das für Missethäter, links jenes für Schuldner. Dort waren sechzehn, hier achtzehn Personen. Jedes dieser Gebäude hat einige Höfe, in welchen die Gefangenen spazieren gehen können. Von beiden Seiten gränzet einer dieser Höfe an den Garten des Aufsehers, auf welchen die Gefangenen durch eiserne Gitterthüren sehen können. Jeder Gefangene hat seine eigene Zelle. Die Geschlech-

ter sind sowohl bei den Missethätern als bei den Schuldnern gehörig getrennt.

Mit diesem Gefängnisse ist zugleich ein *Zuchthaus* verbunden. Es befindet sich hinter der Wohnung des Aufsehers, und enthält siebzehn Personen.

Die Gefangenen scheinen hier sehr gut gehalten zu seyn. Ihr Aufseher hat ein menschenfreundliches Ansehen. Die Gefangenen werden vorzüglich zur Erbauung des Gefängnisses verwendet. Sie haben dasselbe beinahe allein aufgeführt.

Sir Christopher Pegges versicherte mich, diese Strafanstalt seie so gesund, dass er als Arzt derselben manchmal in einem ganzen Jahre zu keinem Kranken dahin gerufen würde. Nichts desto weniger ist für eine Infirmerie gesorgt.

Nachdem ich vorher eine kleine Excursion nach *Blenheim* *) gemacht hatte, war ich im Begriffe, Oxford nach einem dreitägigen Aufenthalt zu verlassen, als *Chévalier Pegges* in aller Eile mit der Nachricht zu mir kam: Dr. *Cheston* aus *Gloucester*,

*) *Blenheim* ist ein Lustschloss, welches die Britische Nation als einen Beweis ihrer Dankbarkeit dem Helden *Marlborough* verehrt hatte. Es liegt 7½ Meilen von Oxford, und ist vorzüglich wegen der prächtigen Gemählde von *Holbein*, *Raphael* und *Rubens*, die sich allda befinden, so wie wegen des schönen Gartens und Parkes merkwürdig.

einer der interessantesten Ärzte Englands, seie so eben hier angekommen, um alsogleich nach London zu reisen; weshalb ich keinen Augenblick versäumen könne, wenn ich die Bekanntschaft dieses wichtigen Mannes machen wollte. Wir verloren daher keinen Augenblick, und begaben uns zu Dr. *Cheston*, an dem ich einen bejahrten, aber für seine Wissenschaft sehr eingenommenen Arzt fand. Es währte nicht lange, so hatte sich bereits ein interessantes Gespräch zwischen uns angesponnen, welches aber durch das Vorfahren des Wagens, in welchem sich Dr. *Cheston* einen Platz nach London bestellt hatte, unterbrochen wurde. Diess Ereigniss war mir so unangenehm, dass ich den Doctor alsogleich bath, mir seine Addresse in London zu geben, und meinen Reiseplan änderte. Ich hatte nemlich von Oxford quer über *Bedford* nach *Cambridge* reisen wollen, was man mit Extrapost leicht thun kann. Nun beschloss ich aber wieder nach London zurückzukehren, und von da aus erst nach *Cambridge* zu gehen. Ein öffentlicher Wagen, *Oxford coach* genannt, der täglich von Oxford nach London geht, brachte mich in acht Stunden nach der Hauptstadt zurück. Ich begab mich gleich des andern Morgens zu Dr. *Cheston*. Er wohnte bei einem seiner Freunde in dem Kreise einer liebenswürdigen Familie, die, von meinem Besuche zum voraus unterrichtet, mich auf die freundschaftlichste Art empfieng *). Blos als Bekannten des Haus-

*) Man kann sich nicht leicht einen schönern Anblick

freundes wurden mir alle Anerbiethungen gemacht, die nur die Gastfreiheit erdenken kann. Meine Zeit war indessen zu kurz, um so viele gütige Anerbiethungen benützen zu können. Ich begab mich daher mit Dr. *Cheston* in ein anderes Zimmer, wo der in Oxford unterbrochene Faden bald wieder angeknüpft wurde. Das Gespräch wurde vorzüglich auf einen Gegenstand geleitet, dem Dr. *Cheston* seit seiner frühesten Jugend die vollkommenste Aufmerksamkeit geschenkt hat, ich meine, auf die *Krankheiten der Eyerstöcke*. Dr. *Cheston* ist wirklich im Begriffe, eine Abhandlung über diesen, bisher so wenig bearbeiteten, Theil der Pathologie bekannt zu machen, welche als das Resultat einer

vorstellen, als jener einer Englischen Familie in der Frühe. Bevor die Familie noch aufgestanden ist, haben die Dienstbothen schon das ganze Haus gereiniget. Diese Verrichtung fängt mit der Reinigung des vor dem Hause befindlichen Platzes an; die Treppen, die Thüren, die Fenster und alle Hausgeräthe werden täglich so gesäubert, dass sie wie neu aussehen. Die Menschen selbst sind nicht weniger reinlich. Eine Englische Familie, welche sich zum Frühstücke versammelt, ist so mit frischer schöner Wäsche versehen, dass man glauben sollte, sie wolle bei einem Feste erscheinen. Der Negligé-Anzug der Damen ist dabei äusserst geschmackvoll. Die Kinder sind sehr zweckmässig gekleidet. Ihr gesunder, frischer, offener Blick, so wie überhaupt die schöne Menschenraçe, die man in England antrift, muss jeden Fremden in Bewunderung versetzen. Während dem Frühstücke, das mit der äussersten Eleganz servirt wird, und nicht weniger als eine Stunde zu dauern pflegt, liest man gewöhnlich Zeitungen.

sehr ausgebreiteten Praxis, und als das Werk eines Mannes von durchdringendem Forschungsgeiste gewiss jedem Arzte willkommen seyn muss. Ohne indiskret zu seyn, kann ich einige der Gedanken des Verfassers anführen. Die Erfahrung hat ihn gelehrt, dass die Krankheiten der Eyerstöcke eine grössere Rolle spielen, als man gewöhnlich glaubt. Bisher hat man die Übel, welchen diese Organe unterworfen sind, vorzüglich bei Weibern, die sich derjenigen Epoche nähern, in welcher der monatliche Fluss zu verschwinden pflegt, bemerken wollen. Dr. *Cheston's* Erfahrungen lehren, dass die Krankheiten der Eyerstöcke zu den gewöhnlichen Übeln gehören, denen die *Jungfrauen* unterworfen sind. Ja er zweifelt keinen Augenblick, dass selbst viele Krankheiten der Eyerstöcke, welche erst in spätern Jahren zum Vorschein kommen, ihren Ursprung in einer weit frühern Lebensepoche haben. Besonders bei den *Menstrualkoliken* sollen die Eyerstöcke in einen Zustand von Vollblütigkeit gerathen, der nicht selten an jenen von Entzündung gränzet, welche Meinung vorzüglich durch den Nutzen, den die Blutigel und die antiphlogistische Methode überhaupt unter diesen Umständen leisten, bewiesen werden soll. (Ich hatte schon lange bemerkt, dass die Menstrualkoliken selten den Gebrauch des *Opium*, und am allerwenigsten jenen der erhitzenden, krampfstillenden Mittel ertragen, ja, dass selbst das warme Bad und die heissen Umschläge auf den Bauch die Schmerzen eher vermehrten als verminderten.

Daher hatte ich es mir zum Gesetze gemacht, während den Menstrualkoliken ganz einfach zu verfahren, und beinahe nichts als schleimige und öhlichte Mittel zu verordnen. Der Erfolg dieser Methode war zwar weit glücklicher als jener, den ich unter der reitzenden Heilart beobachtet hatte; indessen ganz befriedigend war er nicht. Seitdem ich mir aber Dr. *Cheston*'s Ideen eigen gemacht, und die meisten Menstrualkoliken antiphlogistisch behandelt habe, kann ich den Erfolg dieser Heilart nicht genug bewundern. Nachdem ich nemlich von meiner Reise zurückgekommen bin, habe ich, bevor mich das Schicksal nach *Wilna* schleuderte, noch neun Monate in dem allgemeinen Krankenhause in Wien die Praxis ausgeübet. Da die mir allda anvertraute Abtheilung grösstentheils weibliche Krankheiten enthielt, so habe ich häufig Gelegenheit gefunden, Dr. *Cheston*'s Lehre vor dem Krankenbette zu prüfen. So weit meine Erfahrungen langten, habe ich dieselbe sehr richtig gefunden. Bei mehreren Kranken, die an den heftigsten Menstrualkoliken litten, schafte eine kleine Aderlass vollkommene Linderung, bei schwächlichern Patientinnen brachten ganz gelinde Ausleerungen durch den Stuhl die beste Wirkung hervor. Öfters that auch der Gebrauch der Fussbäder sehr gute Dienste.)

Dr. *Cheston* glaubt ferner, dass die wiederhohlte Plethora, und der dadurch bewirkte entzündungsartige Zustand der Eyerstöcke den Grund zu

den meisten chronischen Übeln lege, die wir in den spätern Jahren an denselben zu bemerken pflegen. Hieher rechnet Dr. *Cheston* die *Wassersucht der Eyerstöcke.* Selbst die *Hydatiden*, welche sie so oft begleiten, sollen ein Produkt der Entzündung seyn. Dr. *Cheston* erklärt sich ihre Entstehung, wo sie immer erscheinen mögen, folgendermassen: Die entzündeten Blutgefässe schwitzen gerinnbare Lymphe aus; diese erzeugt Pseudomembranen, welche die Gestalt von Blasen annehmen, zu gleicher Zeit, oder wenn die Entzündung abnimmt, schwitzen die Blutgefässe *Serum* aus, welches die gebildeten Blasen füllet, und auf diese Art die sogenannten *Wasserblasen* oder *Hydatiden* erzeugt *). Auch die meisten angeblichen *Abortus* in den ersten Monaten der Schwangerschaft sollen blosse Hydatiden darbiethen. Dr. *Cheston* bedauert es sehr, erst vor einigen Jahren den Unterschied der *unorganischen Hydatiden* von der *Tenia hydatigena* erfahren zu haben, indem so viele seiner früheren Beobachtungen über die Hydatiden nicht vollkommen und entscheidend sind. Beim

*) Mein Vater hat schon seit langer Zeit eine ähnliche Theorie der Hydatiden gelehrt; er glaubt nemlich, dass dieselben der gerinnbaren Lymphe des ausgetretenen, oder vielmehr des abgesönderten Serums ihren Ursprung zu verdanken haben; wenn nemlich der obere Theil des Serums gerinnet, und in eine Pseudomembran verwandelt wird, während dem der darunter sich befindende die flüssige Gestalt beibehält.

Hydrops ovariorum will endlich Dr. *Cheston* das Einreiben der Quecksilber-Salbe auf der innern Oberfläche des Schenkels, so wie man es bei der Behandlung der Bubonen zu thun pflegt, sehr nützlich gefunden haben.

Es thut mir leid, dass ich vergessen habe, dem Dr. *Cheston* eine Beobachtung über die Krankheiten der Eyerstöcke mitzutheilen, welche mein Vater gemacht hat. Er sahe nemlich, dass durch die Geschwulst *eines* Ovariums die Gebärmutter so auf dieselbe Seite gezogen wurde, dass ihre Gestalt ganz verändert war, und der Muttermund quer auf die entgegengesetzte Seite zu stehen kam.

Nachdem ich einige Stunden über diese und andere minder interessante Gegenstände mit Dr. *Cheston* gesprochen hatte, traf ich die nöthigen Anstalten zu meiner Reise nach *Cambridge*. Sie fand Abends um 6 Uhr durch die *Mail coache* Platz. Den folgenden Morgen, als den 11ten Junius 1803, war ich am Orte meiner Bestimmung, und hatte folglich in zehn Stunden 51 Englische Meilen zurückgelegt.

Cambridge.

Während dem ich für alle übrigen Städte Englands und Schottlands viele Empfehlungsschreiben hatte, wäre es mir beinahe nicht gelungen, ein solches für *Cambridge* zu erhalten, wenn mir nicht *Sir Charles Blagden* einen Brief von Hrn. Major *Rennel* (den ich blos einigemale bei *Sir Joseph Banks* gesehen hatte) an dessen Bruder, Hrn. *Thakeray*, Wundarzt in *Cambridge*, verschaft hätte. Ich fand an Hrn. *Thakeray* einen munteren, siebzigjährigen Greis, der mir alsogleich ankündigte: er seie von meiner Ankunft bereits unterrichtet, und habe in seinem Hause schon alle Anstalten getroffen, damit ich da so lange logiren könne, als es mir nur immer belieben würde. Als ich mich entschuldigte, dass mein kurzer Aufenthalt mir nicht erlaube, von dieser Einladung Gebrauch zu machen, trat der Sohn des Hrn. *Thakeray*'s in das Zimmer. Dieser liebenswürdige, offene, junge Mann, der ebenfalls Wundarzt ist, empfieng mich nicht minder zuvorkommend, als es dessen Vater bereits

gethan hatte. Er erboth sich, vor allem mich in das Spital zu führen. "Ja, sagte der Vater zu mir, gehen sie mit ihm dahin; sonst besucht mein Sohn meine Kranken statt meiner; heute will ich die seinigen statt seiner besuchen."

Addenbrooke - Spital.

Dieses Spital erhielt seinen Beinahmen von dem Stifter, Hrn. *Addenbrooke*. Dieser verwendete 4000 Pfund Sterling zu der Errichtung desselben, und bestimmte auch einige Fonds zu dessen Unterhaltung. Allein kaum war das Spital im Jahre 1766 eröffnet, so sahe man bald ein, dass gedachte Fonds zur Bestreitung der Unkosten nicht hinreichen dürften. Mehrere Einwohner traten daher zusammen, und eröffneten eine Subskription. Dieses Mittel ist so gut gelungen, dass jährlich nie unter fünfhundert, wohl aber über fünfhundert vier und sechzig Pfund Sterling eingehen. Diese Summe ist allerdings für ein Städtchen, wie *Cambridge*, das nur 12,000 Einwohner zählt, sehr bedeutend.

Das Spital, von welchem die Rede ist, liegt frei auf der südlichen Seite der Stadt. Dessen Gestalt gleicht ganz jener einer ansehnlichen bürgerlichen Wohnung. Gleich beim Eintritt erblickte ich einen Tragsessel, der innerhalb nicht, wie gewöhnlich, mit Tuch überzogen war, damit derselbe, wenn er vorher für Patienten gedienet hätte,

die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, die allenfalls nachkommenden Patienten nicht so leicht anstecken möchte.

Diese Furcht ist gewiss nicht ungegründet. Wie oft sieht man nicht in grossen Spitälern, dass die nemlichen Tragsessel oder Tragbetten, welche kaum zum Transport eines mit ansteckendem Fieber behafteten Kranken gedient haben, nun unmittelbar und ohne weitere Rücksicht zur Transferirung anderer Patienten verwendet werden! Ist es hier nicht mehr als wahrscheinlich, dass letztere, noch bevor sie in das Spital kommen, bereits angesteckt werden können?

Eben so sahe ich in mehreren grossen Städten, dass man die Miethwägen, *Fiacres* genannt, unbedingt zum Transport der Kranken in Spitäler braucht. Da nun diese Wägen, nachdem sie die Patienten an Ort und Stelle gebracht haben, manchmal alsogleich von gesunden Menschen gedungen werden, so ist leicht vorauszusehen, dass im Falle jene Kranken mit ansteckenden Übeln behaftet waren, die Gefahr der Ansteckung für die Nachfolger sehr gross seyn müsse. Ich wünsche daher sehr, dass dieser, bisher nicht geachtete, Gegenstand die Aufmerksamkeit der Polizei grosser Städte auf sich ziehen möge.

Das Addenbrook-Spital hat vier Krankenzimmer, jedes mit zwölf Betten. Zwei dieser Zimmer sind zur ebenen Erde, und zwei in dem ersten Stocke. Unten befindet sich zwischen den beiden Krankensälen die Wohnung der Aufseherinn; oben werden diese Säle durch das Versammlungszimmer *(meeting-room)* getrennt. Nebst den erwähnten Krankenzimmern sind noch mehrere kleinere Kammern für einzelne Patienten bestimmt. Die Bettstellen sind hier von Holz; so wie sie jedoch abgehen, werden sie von Eisen verfertiget. Jedes Bett ist mit einem eleganten Vorhange versehen. Die Betten stehen ihrer Länge nach an der Mauer, wahrscheinlich, damit sie nicht zu viel Platz einnehmen.

Für die Reinlichkeit ist in den Krankenzimmern so, wie in dem ganzen Hause, vollkommen gesorgt. Das Spital ist mit der gehörigen Leinwand versehen, obwohl die vorige Aufseherinn, in dieser so wie in mancher andern Hinsicht, das Interesse dieser frommen Stiftung auf das schlechteste besorgt haben solle. Die Küche und Speisekammer fand ich in der bessten Ordnung. Das Brod und das Bier waren vortrefflich. Überhaupt scheint es mir, dass unter allen Englischen Spitälern in dem gegenwärtigen am meisten für eine zweckmässige Kost der Kranken gesorgt seie. Wenigstens habe ich nirgends eine gedruckte Speise-

tabelle ausfindig machen können, wie ich sie hier angetroffen habe.

Ich will meinen Lesern eine Übersetzung derselben mittheilen:

Milchdiät.	Ganze Diät.
Sonntags.	
Früh, eine Milchsuppe. Mittags, Mehlpudding mit einem Loth Butter. Abends, Milchsuppe, Habergrütze in Milch oder Fleischbrühe gekocht.	Früh, Milchsuppe. Mittags, ein halb Pfund gesottenes Schöpsen- oder Rindfleisch. Abends, Fleischbrühe, Milchsuppe oder Grütze.
Montags.	
Früh, Habergrütze mit Wasser und einem Loth Butter gekocht. Mittags, Reisspudding. Abends, Milchsuppe und Habergrütze mit Milch- oder Fleischbrühe.	Früh, Habergrütze in Wasser mit einem Loth Butter. Mittags, ein halb Pfund Schöpsen- oder Rindfleisch. Abends, Milchsuppe, Habergrütze oder Fleischbrühe.
Dienstags.	
Früh, Mittags, Abends } wie am Sonntag.	Früh, Mittags, Abends } wie am Sonntag.

Mittwoche.

Früh, Milchsuppe oder Habergrütze mit Milch. Mittags, Reisspudding. Abends, zwei Unzen Käse.	Früh, Milchsuppe oder Habergrütze in der Milch. Mittags, Reisspudding. Abends, zwei Unzen Käse.

Donnerstags.

Früh Mittags } wie am Sonntag. Abends	Früh Mittags } wie am Sonntag. Abends

Freitags.

Früh, Habergrütze mit Wasser und einer halben Unze Butter zubereitet. Mittags, Milchreiss oder Reisspudding. Abends, eine Unze Butter.	Früh, Habergrütze im Wasser mit einem Loth Butter. Mittags, Reisspudding. Abends, eine Unze Butter.

Sonnabends.

Früh Mittags } wie am Sonntag. Abends Alle Tag eine vegetabilische Speise zu Mittag, 14 Unzen Brod und einen Schoppen schwaches Bier für die Person.	Früh Mittags } wie am Sonntag. Abends Alle Tag eine vegetabilische Speise zu Mittag, 14 Unzen Brod, eine halbe Mass leichtes Bier.

Jeder Patient verbraucht also in einer Woche.

An Milchdiät.			An ganzer Diät.		
Fleisch. .	—	—	Fleisch. .	$2\frac{1}{2}$	Pfund.
Brod. . .	98	Unzen.	Brod. . .	98	Unzen.
Butter . .	4	Unzen.	Butter. . .	2	Unzen.
Milch . .	8	Schoppen.	Milch. . .	4	Schoppen.
Käse . . .	2	Unzen.	Käse. . .	2	Unzen.

Diejenigen, welche diese Nahrungsmittel dem Spitale liefern, schreiben das Gelieferte in ihre respektiven Bücher ein, und übergeben dieselben am Ende der Woche der Aufseherinn, welche die Rechnung den Directoren des Krankenhauses ableget. Diese werden unter den Wohlthätern des Spitales gewählet.

Vier Ärzte und zwei Wundärzte besorgen abwechselnd dieses Krankenhaus. Sie ziehen keine Besoldung; hingegen ist es auch ihrem Gewissen überlassen, die Kranken zu besuchen, wenn sie es für nöthig finden. In dem Spitale selbst wohnet indessen ein besoldeter Apotheker.

Die Seelsorger bedienen ebenfalls das Krankenhaus *gratis*. Es sind derer fünfzehn unter den angesehensten Geistlichen der Stadt gewählet, die abwechselnd Dienste leisten. Überhaupt wird hier sehr strenge auf die Erfüllung der Religionspflichten gesehen. Man theilet selbst unter den Kranken

Gebethbücher und moralische Werke aus. Ein Arzt hat sogar ein Buch für die Kranken dieses Spitals geschrieben, in welchem er ihnen guten Rath und Trost ertheilet.

Ein anderer vortrefflicher Gebrauch, der, so viel ich weiss, diesem Spitale allein eigen ist, besteht darin, dass dasselbe mit den Spitälern der benachbarten Orte in Verbindung steht, d. h. eine Correspondenz unterhält, welche demselben von den Veränderungen und Verbesserungen, die in den übrigen Krankenanstalten bewirket werden, Nachricht giebt.

Zwei Gegenstände scheinen nur indessen an dem *Addenbrook - Spitale* getadelt werden zu können. Der erste ist dieser, dass auch hier die venerischen Krankheiten und ansteckenden Fieber ausgeschlossen sind; der zweite besteht darin, dass die Directoren den jungen Ärzten, welche in *Cambridge* studieren, den Zutritt in dieses Spital nicht gestatten, und sich überhaupt der Errichtung einer klinischen Schule allda widersetzen. Wie ist es möglich, dass edle Menschen, die bereits so viel für das Wohl ihrer Mitbürger thun, durch Vorurtheile dermassen verblendet werden können, dass sie das einzige Mittel, ihrem Vaterlande brauchbare Ärzte zu verschaffen, bekämpfen?

Das *Addenbrook - Spital* hat nebst den Patienten, die sich in demselben befinden, auch noch auswärtige Kranke, denen es Hülfe ertheilet.

Hier folgt das Verzeichniss von beiden, so wie sie in dem Zeitraume von acht Jahren aufgenommen und geheilt worden sind.

	Kranke, welche in das Spital aufgenommen wurden.	Kranke, welche ausser demselben besorgt wurden.	Geheilt.
1795	252	324	439
1796	367	404	450
1797	364	425	461
1798	336	402	446
1799	302	363	421
1800	388	395	446
1801	323	419	478
1802	309	412	721

Universität.

Die hohe Schule von *Cambridge* wird vorzüglich von Theologen und Juristen besucht. Es ist daher auch nichts seltenes, dass gar keine medizinischen Collegien allda gelesen werden. Um die Doktors-Würde in der Arzneikunde zu erhalten, werden nicht weniger als zwölf Jahre erfordert. Die übrige Verfassung ist beinahe wie in Oxford.

Die Professoren, welche zur medizinischen Fakultät gehören, sind folgende:

Sir *Isaac Pennington.* Er sollte über *theoretische und praktische Arzneykunde* lesen.

Hr. *William Farisch*, Lehrer der *Chemie*, lehret weder reine noch pharmaceutische, sondern blos technische Chemie. Dessen Vorlesungen finden grossen Beifall, werden aber selten von Ärzten besucht.

Dr. *Harwood* giebt *Anatomie*, besonders *comparative.* Er hat sich auch als Schriftsteller in diesem letzten Fache bekannt gemacht; Schade, dass dessen Werk nicht oder wenigstens sehr langsam fortgesetzt wird. Die Vorlesungen des Dr. *Harwood*'s werden von allen denjenigen besucht, welche sich dem Studium der Naturgeschichte widmen.

Hr. *Martyn* ist Lehrer der *Botanik.* Dessen Collegium kommt aber sehr selten zu Stande. Der botanische Garten ist nicht unbedeutend, und besonders reich an Gräsern. Auch ist ein ziemlich ansehnlicher *Fond* zu der Unterhaltung desselben bestimmt.

Hr. *Wollaston*, der eigentlich nicht zu den Professoren der medizinischen Fakultät gerechnet wird, giebt Vorlesungen über *reine Chemie.* Das

chemische Laboratorium ist unbedeutend, und gränzet an den botanischen Garten.

Die Universität *Cambridge* hat siebzehn Collegien. Die Einrichtung derselben ist beiläufig wie in Oxford; nur scheinen die Studierenden allda mehr Freiheit als in Oxford zu geniessen. Die meisten dieser Collegien sind nicht so prächtig, wie jene; überhaupt muss auch *Cambridge* der Stadt Oxford an Schönheit nachstehen.

Hr. *Thakeray* führte mich in einige dieser Collegien, nemlich in *Sidney Sussex College*, in welchem *Cromwell*, und in *Pambroke Hall*, in welchem Hr. *Pitt* auferzogen wurde.

Kings College ist besonders wegen seiner Kapelle merkwürdig. Man sieht in derselben eine Statue von *Newton* mit der Aufschrift: *Newton genus humanum ingenio superavit.* Dieser unsterbliche Mann hat einige Zeit seines Lebens in *Kings College* zugebracht. Die *Universitätskirche* verdient gesehen zu werden. Ihr gegen über ist die Bibliothek, welche allen Studierenden ohne Unterschied offen steht. Medizinische Bücher sollen allda nicht anzutreffen seyn. Die Universität besitzt endlich ein Gebäude, in welchem die Geschäfte derselben geschlichtet werden. Es befindet sich allda ein sehr schöner Versammlungssaal.

Die Universität *Cambridge* hat mehrere Stipendien, welche zu *gelehrten Reisen* bestimmt sind. Sie theilet dieselben unter diejenigen aus, welche ihre Studien mit ausgezeichnetem Ruhme zurückgelegt haben. Diese nemliche Verfügung findet auch in *Oxford* statt.

Mit der Besichtigung der bisher beschriebenen Gegenstände wurde es Abend. So viel Zeit hätte ich indessen doch gefunden, um das *Gefängniss* zu besuchen. Hr. *Thakeray* und alle die Personen, die ich durch ihn habe kennen gelernt, versicherten mich aber, es seie so unbedeutend und schlecht, dass sie ihrem Patriotismus grosse Überwindung anthun müssten, wenn ich darauf dringen wollte, es zu sehen. Sie versicherten mich zugleich, man seie im Begriffe, ein neues Gefängniss erbauen zu lassen. Ich gab ihren Vorstellungen nach, und verliess den folgenden Tag Morgens um 5 Uhr *Cambridge*, um mich nach *Stamford* zu begeben. Diese kleine Stadt liegt beiläufig 37 Meilen von *Cambridge*. Ich kam um 1 Uhr Nachmittags da an.

Stamford.

Stamford hat an und für sich nichts, was die Aufmerksamkeit eines reisenden Arztes verdienen könnte; aber in der Nachbarschaft dieses Städtchens wohnet ein Mann, ohne dessen Bekanntschaft zu machen ich Britannien nicht hätte verlassen können. Ich spreche von Dr. *Willis*. Die Anstalten für Wahnsinnige haben auf meiner ganzen Reise meine Aufmerksamkeit vorzüglich an sich gezogen; wie hätte ich diejenige übergehen können, welcher ein Mann vorstehet, der sich durch die Behandlung der Geistesverwirrung so berühmt gemacht hat, und über dessen Behandlungsweise wir so unvollkommene Nachrichten haben?

Bereits während meines Aufenthaltes in *London* hatte ich mir alle Mühe gegeben, eine Quelle ausfündig machen zu können, um irgend eine gute Empfehlung an Dr. *Willis* zu erhalten. Meine erste Bemühung gieng dahin, Dr. *Willis* Sohn, Arzt in London, kennen zu lernen, um mir von ihm ei-

nen Brief an seinen Vater auszubitten. Leider ward ich aber in meiner Hoffnung getäuscht. Dr. *Willis* in London empfieng mich zwar sehr höflich, gab mir aber seine Verwunderung zu erkennen, dass ich so grossen Werth auf die Bekanntschaft seines Vaters legte, der ein gebrechlicher Greis seyn sollte. Als ich nichts desto weniger darauf bestand, ein Empfehlungsschreiben auszubitten, so schlug er es mir rund ab. Ich erfuhr nachher, dass einige Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn Platz finden sollten. Gleich fruchtlos waren meine Bemühungen bei mehreren andern Personen, besonders bei Ärzten. Keiner stand oder wollte mit Dr. *Willis* in Correspondenz stehen. Als ich endlich mein Anliegen dem verdienstvollen Dr. *Chrichton* entdeckte, gab er mir den Rath, Sir *Walter Farquhar* darum anzugehen. Da mir derselbe schon mehrere Gefälligkeiten dieser Art erwiesen hatte, so folgte ich mit desto mehr Zuversicht dem mir ertheilten Rathe. Sir *Walter* fand gar keine Schwierigkeit, mein Gesuch zu gewähren, und gab mir ein Empfehlungsschreiben, das so abgefasst war, wie ich es nur hätte wünschen können.

Als ich in *Stamford* angelangt war, und mich nach Dr. *Willis* erkundigte, sagte man mir, er wohne in *Lincoleshire*, auf einem kleinen, sechs Meilen entfernten Dorfe, *Greatford* genannt. Ich sparte es auf den künftigen Tag, mich dahin zu begeben.

Es war den 14ten Junius 1803 an einem heitern Morgen, als ich nach einer angenehmen Fahrt von drei Viertel Stunden durch die schönste Gegend vor Dr. *Willis* Hause gelangte. Es liegt in einem kleinen Park, dicht an einem hellen Bache, der vor dem Hause einen Teich bildet, und sodann seinen Lauf fortsetzet. Zwischen dem Hause und dem Teiche sieht man eine mit dem schönsten Rasen bedeckte Terasse. Das Haus selbst befindet sich unter dem Schatten mehrerer Bäume. An dasselbe gränzet ein Meierhof von ansehnlicher Grösse.

Als ich an das Haus fuhr, kamen mir mehrere Bediente in Livree entgegen. Sie sagten mir, Dr. *Willis* seie so eben im Begriffe sich anzukleiden. Ich übergab einstweilen mein Empfehlungsschreiben, und wurde in ein elegantes Vorzimmer geführt. Bald darauf kam die Nachricht: Dr. *Willis* würde, mit Vergnügen meine Bekanntschaft machen, ich möchte nur so lange verziehen, bis er seine Toilette geendiget hätte. In dem Zimmer, in welchem ich wartete, stand ein grosser Theetisch, der beiläufig für fünfzehn Personen zum Frühstücke bereitet war. Ich war nicht lange allein; denn bald traten einige Damen und Herren in das nemliche Zimmer, die sehr zuvorkommend die *Honneurs* machten. Nach dem gewöhnlichen Gespräche über das Wetter und die umliegenden Gegenden wurden wir bald näher bekannt. "Es ist wahr, sagte einer aus der Gesellschaft, so reitzend diese Gegend ist,

so ausnehmend wohl man behandelt wird, so fällt es doch an dem ersten Tage schwer, sich an die hier bestehende Ordnung zu gewöhnen." Ich erkannte an diesen Reden meinen Mann. Kurz darauf wandte sich eine junge Dame von ganz vortheilhafter Bildung gegen mich, und sprach mir Muth zu. "Sie werden es bald gewöhnen, sagte sie; es wird ihnen sogar leid thun, wenn sie bei ihrer Herstellung diesen Ort verlassen müssen. Sie werden an Dr. *Willis* nicht allein ihren Arzt, sondern auch ihren Vater, ihren besten Freund finden." Nun merkte ich erst, für was man mich ansehe. Ich fand meine Situation äusserst komisch, und konnte die nöthige Fassung nur mit Anstrengung erhalten. Die Gesellschaft nahm indessen immer mehr zu. Die Neugierde hatte einen Kreis um den Fremden gebildet. In dieser Lage der Dinge hätte ich es für äusserst unhöflich gehalten, mehr als die Übrigen scheinen zu wollen. Ohne daher im Geringsten gegen den Zustand, den man mir zumuthete, zu protestiren, erwiederte ich blos, dass mich der Ruf des Dr. *Willis* von der Ferne herbeigezogen habe. Meine Gesellschafter fuhren indessen fort, in dem nemlichen Tone zu sprechen, so, dass ich am Ende meine Rolle schlecht soutenirt haben würde, wenn die Dazwischenkunft des Dr. *Willis* dieser sonderbaren Conversation nicht ein Ende gemacht, und mich aus der Verlegenheit gezogen hätte.

Dr. *Willis*, der damals schon das 85te Jahr erreicht hatte, ist einer derjenigen Greise, die nicht allein Achtung und Ehrfurcht, sondern auch Liebe und Zutrauen einflössen. Er ist von kleiner Statur, wohl beleibt, und nicht ohne Eleganz gekleidet. Dessen Geisteskräfte sind noch im besten Zustande; das nemliche gilt von dessen Sinnen, das Gehör ausgenommen, das merklich gelitten hat. Er empfieng mich sehr zuvorkommend und höflich, und machte alle Anwesenden nebst mir zu Tische sitzen. Während dem Frühstücke wurde über die gegenwärtigen politischen Verhältnisse Englands gesprochen, an welchem Gespräche die Patienten keinen Antheil zu nehmen wagten.

Als mir Dr. *Willis* über den Zweck meiner Reise einige Fragen stellte, ergriff ich die erste Gelegenheit, ihn zu versichern, dass der Wunsch, dessen Bekanntschaft zu machen, nicht unter die minder wirksamen Triebfedern gehöre, die mich bewogen hätten, England zu durchreisen. Ich setzte hinzu, dass der Name *Willis* in Deutschland so hoch geschätzt werde, als diess nur immer in England der Fall seyn könne. Der gute Greis nahm mich hierauf bei der Hand und sagte: "Lieber Doktor! wenn sie einmal mein Alter erreicht haben, so werden sie immer mehr und mehr überzeugt seyn, dass die *Reputation* eines Mannes öfters durch einen einzigen glücklichen Zufall begründet werde." Ich antwortete hierauf: dass mich

meine Erfahrung einstweilen gelehrt habe, dass wahres Verdienst immer mit Modestie verbunden einhergehe, und dass es mich in meinen spätern Jahren stets freuen wird, Hrn. Dr. *Willis* als einen neuen Beweis dieser Wahrheit anführen zu können. Hier stimmten mir alle Anwesenden, die vorher verstummt schienen, lauten Beifall zu. Ein dankbarer, aber doch ernsthafter Blick des Dr. *Willis* bewirkte unter ihnen das vorige Stillschweigen. In diesem Augenblicke trat einer der Söhne des Dr. *Willis* herein, nemlich Dr. *John*. Er hat in *Edinburgh* als Arzt promovirt, und besorgt die Kranken gemeinschaftlich mit seinem Vater, der bekanntlich kein Arzt, sondern ein Geistlicher ist. Dr. *John Willis* scheint ein sehr einsichtsvoller Mann zu seyn. Es wäre schwer daran zu zweifeln, dass er die Methode seines Vaters nicht kennen sollte. Ich nahm daher mit Vergnügen dessen Antrag, einen Spaziergang in den Park zu machen, mit dem Vorsatze an, diese Gelegenheit, so viel als möglich, zu benützen, um doch einmal eine Idee der *Willis*'schen Methode, die Geistesverwirrungen zu behandeln, zu bekommen. Dr. *Willis* merkte bald meinen Vorsatz und fragte: ob ich mich in meinem Vaterlande besonders mit Behandlung der Manie abzugeben dächte? Diese unerwartete Frage setzte mich in einige Verlegenheit; ich antwortete darauf blos, dass mich jeder Theil der Arzneikunde um so mehr interessire, je dunkler er sei. Dr. *Willis* hatte indessen in mein Inneres geblickt, und

gab mir daher die Versicherung, ich solle aufrichtig mit ihm reden, indem weder sein Vater noch er irgend ein Geheimniss hätten, und sich vorzüglich ein Vergnügen daraus machten, denjenigen ihre Erfahrungen mitzutheilen, die einen besondern Nutzen daraus zu schöpfen im Stande wären. Hier spann sich nun ein drei Stunden langes Gespräch an, von welchem ich meinen Lesern, weil es die Sache dann doch zu verdienen scheinet, einen treuen Auszug liefere.

"*Welt- und Menschenkenntniss* sind die ersten Bedingnisse, ohne welche Niemand die Heilung der Wahnsinnigen glücklich unternehmen kann. Man muss die Beschaffenheit des Gemüthes im gesunden Zustande kennen, bevor man dessen krankhafte Abweichungen in Ordnung bringen will. Vorzüglich ist es wichtig, von der Art zu leben und von den Verhältnissen genau unterrichtet zu seyn, in welchen sich alle möglichen Klassen von Bürgern befinden können."

"Spitäler und alle übrigen Anstalten, wo viele Wahnsinnige vereiniget leben, stehen ihrer Herstellung entgegen. Diess ist besonders der Fall, wenn Kranke von verschiedenem Range und von mannigfaltiger Erziehung zusammen kommen. Die rohere Lebensart der einen muss natürlicher Weise die übrigen kränken. Auch das *üble Beispiel* wirkt ausserordentltch auf die Wahnsinnigen, und

nie wäre diess an einem Orte zu vermeiden, wo mehrere derselben den ganzen Tag zusammen zubringen. Überdiess ist es schwer, sie allda wegen der begangenen Unarten zu bereden und zu verbessern, ohne das Ehrgefühl derselben zu beleidigen. Diese Eigenschaft ist besonders zu schonen, wenn man mit den Wahnsinnigen gut auskommen will. Die Erfahrung lehret, wie viel man bei der Erziehung der Kinder durch die gehörige Leitung des Ehrgefühls ausrichten könne; bei Wahnsinnigen ist die Wirkung dieser Triebfeder noch auffallender."

"Vor allem muss sich der Arzt die Liebe und Achtung, so wie das Zutrauen und die Freundschaft des Patienten zu verschaffen wissen. Um zu diesem Endzwecke zu gelangen, muss die schwache Seite des Patienten studiert werden. Sie bildet eigentlich das Organ, durch welches der Arzt mit dem Patienten am nachdrücklichsten sprechen, oder ihn wenigstens am besten leiten kann. Man verliert nichts dabei, wenn man selbst den auffallendsten Schwachheiten des Kranken vom Anfange nachgiebt; nur muss diess so geschehen, dass der Wahnsinnige die Nachgiebigkeit des Arztes nicht für Schwäche, sondern für einen Beweis von Gefälligkeit und Zuneigung ansehe. Kleine Geschenke von Blumen, Zuckerwerk, Gestattung grösserer Freiheiten, Besorgung einer bessern Kost, schönere Kleidungsstücke, überhaupt alle Beweise

von Zuneigung und Liebe sind gewöhnlich die passendsten Mittel, durch welche sich der Arzt die Gunst der Wahnsinnigen eigen zu machen vermag."

"Einer der wichtigsten Punkte bei der Behandlung der Manie besteht in der gehörigen Disciplin unter denjenigen Personen, welche die Kranken zu bedienen haben. Dieser Punkt wird leider gewöhnlich übersehen. Die Wärter der Wahnsinnigen müssen überhaupt in den Augen der Kranken als ihre *Bediente* erscheinen. Letztere müssen daher von ihren Herren erdulden, was sich nur immer durch die grösste Sanftmuth erdulden lässt. Vorzüglich müssen sie sich hüthen, ihnen zu widersprechen, oder unter was immer für einem Vorwande befehlen zu wollen. Nichts ist für Wahnsinnige unerträglicher, und nichts liegt ihrer Heilung mehr im Wege, als der erniedrigende und beleidigende Gedanke: Leuten gehorchen zu müssen, die weniger als sie, und von rohen Sitten sind. Es ist daher den Wahnsinnigen gleich vom Anfange zu erklären, dass die Leute, welche man denselben zur Bedienung giebt, platterdings keine Vollmacht über sie haben, und im strengsten Sinne des Wortes als ihre Bediente anzusehen sind. Um allem Missverständnisse vorzubeugen, kann man immer in das Gespräch einfliessen lassen, dass diese Bedienten gewisse Instructionen und Befehle von dem Arzte bekommen haben, die sie nicht über-

schreiten dürfen, ohne von demselben die besondere Erlaubniss zu erhalten. Überhaupt kann der Kranke nie genug von der Vollmacht des Arztes überzeugt seyn. Er muss fühlen, dass sein ganzes Schicksal in dessen Händen seie, und wo möglich glauben, dass ausser dem Arzte keine höheren Personen existiren." (Hier fiel mir das Beispiel eines berühmten Schullehrers im Preussischen bei, den *Friedrich der Grosse* in der Absicht besuchte, Augenzeuge von dessen Lehrart zu seyn. Der Schullehrer protestirte Anfangs auf eine unerwartete Weise, und willigte blos dann ein, als er vorher von dem *Monarchen* die Erlaubniss erhalten hatte, *Denselben*, ohne Ihm irgend ein Zeichen von schuldiger Unterwürfigkeit zu geben, in die Schule führen zu dürfen. Als der König um die Ursache dieses sonderbaren Begehrens fragte, erwiederte der Schullehrer: Euer Majestät! der Erfolg meines Unterrichtes ist verloren, wenn meine Schuljungen einsehen, dass noch ein vornehmerer Mann, als ich bin, auf der Erde existiret.)

"Züchtigungen der Wahnsinnigen durch Schläge und andere Gewaltthätigkeiten sind im allgemeinen verwerflich. Sie vermehren nur das Übel, und haben die schlimmsten Folgen auf die Gemüther der Kranken. Indessen giebt es doch einige Fälle von besonderer Bosheit und Unvernunft, wo ein Hieb im Vorbeigehen mit Nutzen versetzt werden kann. Damit aber ein solches Verfahren den nö-

thigen Eindruck mache, muss der Hieb von der Hand des Arztes selbst kommen. Unter keinen Umständen darf den Wärtern die Vollmacht eingeräumet werden, den Kranken zu schlagen. Ohne nemlich den Umstand in Betrachtung zu ziehen, dass solche Leute die einmal gegebene Erlaubniss leicht in der Folge missbrauchen können, so ist es schon hinreichend, um sich von dem Schaden, den ein solches Betragen stiften würde, zu überzeugen, wenn man bedenkt, dass ein Wahnsinniger, der sich von seinem Bedienten schlagen sieht, wohl eine Misshandlung und Grausamkeit, nie aber eine Belehrung oder Warnung wahrnimmt."

"Das *Zwangskamisol* ist das beste Mittel, die Wahnsinnigen zu bändigen. Sie müssen das Tragen desselben als eine grosse Schande ansehen. Von Ketten und Banden wissen wir nichts."

"Ein wichtiger Punkt bei der Behandlung der Wahnsinnigen ist ferner, dass der Arzt wisse, welche Lieblingsbeschäftigungen der Kranken zu dulden, welche zu verbiethen sind. So wie sich die Geisteszerrüttung entwickelt, verschwindet gewöhnlich die Lust zu den Beschäftigungen, zu welchen der Kranke vorher eine vorzügliche Neigung hatte. Es treten an deren Stelle andere Neigungen, die man als Symptome der Krankheit betrachten muss. Letzteren darf nun der Patient unter keinem Vorwande nachgehen. So wie nemlich niemals der

Entstehung der Idee, welche die Krankheit hervorgebracht haben, oder (was öfters der Fall ist) durch sie erzeugt wurden, Anlass gegeben werden darf, eben so müssen alle Handlungen, die in der Krankheit ihren Grund haben, verhindert, und *nach und nach* abgewöhnt werden. Bemerket man hingegen, dass irgend eine, dem vorausgegangenen Zustande der Gesundheit eigene Neigung zum Vorschein kommt, so ist diese Erscheinung eines der besten Zeichen, das sich nur erwarten lässt; wesswegen jene Neigungen gleich in Schutz genommen, und die Kranken in Stand gesetzt werden müssen, denselben so viel als möglich nachgehen zu können."

Hier brachte mich das Gespräch auf Dr. *Gall's* Theorie, welche bekanntlich die Neigungen und Fähigkeiten der Menschen und Thiere aus ihrem Schädelbau erkläret. Da Dr. *Willis* dieselbe nicht kannte, so gab ich ihm, so viel es sich in kurzer Zeit thun liess, eine Idee der allgemeinen Grundsätze des Gallischen Systems. Dr. *Willis* antwortete wie folget:

"Ich wurde allerdings schon manchmal auf den sonderbaren Schädelbau, den ich bei mehreren Wahnsinnigen antraf, aufmerksam; da ich aber eine ähnliche Conformation des Kopfes auch bei Menschen bemerkte, welche nie die mindeste Spur von Geisteszerrüttung an Tag gelegt haben, und da ich von der andern Seite Wahnsinnige ge-

sehen habe, an deren Schädeln man nicht die mindeste Abweichung von dem gewöhnlichen Bau wahrnehmen konnte, so habe ich nie geglaubt (und glaube noch nicht), dass sich irgend eine Erklärung der Erscheinungen des Wahnsinnes aus der Conformation des Craniums herleiten lasse. Überdiess beweist die Heilung, welche man dann doch manchmal auch bei solchem Wahnsinne wahrnimmt, der mit einem sonderbaren Bau des Schädels verbunden ist, *während dem dieser sonderbare Bau der nemliche bleibt*, dass die Ursachen des Übels nicht in jenem Baue liege. Endlich weiss man ja zuverlässig, dass die Ursachen des Wahnsinnes nicht immer in Kopfe, sondern oft in dem Unterleibe, oder in andern Theilen Platz finden." (Hr. *Gall* würde sagen, dass der *Consensus* zwischen dem Unterleibe oder den andern Theilen mit *bestimmten Organen* des Hirns existiren könne. Da indessen diese Meinung noch eine *Hypothese* ist, da sich Hr. *Gall* gezwungen gesehen haben würde, die von Dr. *Willis* eben aufgestellten *Thatsachen* zu läugnen, so konnte ich nicht anders, als der Meinung des Dr. *Willis* (welche noch immer die Meinige war) beizutreten. Diess hindert nicht, dass ich die unbegränzteste Achtung für die Fähigkeiten und den Forschungsgeist des Hrn. Dr. *Gall* habe, dessen Ansichten, in so fern sie zur Sammlung von Thatsachen führen, uns immer willkommen seyn müssen. Überdiess müsste man diesen wackern, vortrefflichen Mann nicht persönlich kennen, um dem-

selben nicht vom Herzen zugethan zu seyn, und um nur einen Augenblick Bedenken zu tragen, sich als Bürge der Reinheit seiner Absichten zu erklären.) Ich ergreife das verlassene Gespräch von Dr. *Willis:*

"Unter allen consensuellen Arten von Wahnsinn ist diejenige am häufigsten, welche aus den Krankheiten der Leber ihren Ursprung zieht. Beim weiblichen Geschlechte macht in dieser Hinsicht die Gebärmutter der Leber den Rang streitig. Der erbliche Wahnsinn liegt mehr in einer Anlage, als in einer wirklich ausgebildeten Krankheit. Daher ist auch die, obwohl schwerere, Heilung dieser Gattung von Wahnsinn nicht so selten; doch werden die Rückfälle derselben häufiger, als jene der übrigen Arten von Wahnsinn beobachtet. Die Recidiven lassen sich überhaupt nie vermeiden, wenn die Hergestellten wieder unter dieselben Verhältnisse treten, welche die Krankheit das erstemal hervorbrachten."

"Selten verschwindet der Wahnsinn auf einmal. Scheint der Kranke daher auch hergestellt, so muss man immer auf einige kleineren folgende Anfälle gefasst seyn. Diese scheinbaren Rückfälle gehören zu den guten Zeichen."

"Am leichtesten lassen sich jene Arten von Wahnsinn heilen, die plötzlich entstehen, und als

vollkommene Manie ausbrechen. Auch ist der Wahnsinn dann meistens heilbar, wenn er aus einem offenbar kränklichen *Habitus* des Körpers entsteht. Desto seltener wird der Wahnsinn geheilt, wenn die Kranken vollkommen gesund aussehen. Wenn die gehörigen Methoden hier fehlschlagen, so ist gewöhnlich alle Hoffnung verlohren. Unheilbar ist der Wahnsinn, welcher aus Epilepsie entspringt. In dieser Hinsicht steht ihm der Wahnsinn, welcher eine Folge des Missbrauches des Quecksilbers ist, zur Seite."

„Die Zeit, welche erfordert wird, um einen Kranken für unheilbar zu erklären, ist unbestimmt. Die Frist eines einzigen Jahres kann selbst in dem Falle, wo man die zweckmässigste Methode anwendet, nicht hinreichen, um ein sicheres Urtheil über die Unheilbarkeit des Wahnsinnes auszusprechen. Es ist grundfalsch, was einige auswärtige Journale gesagt haben: *dass wir von 10 Wahnsinnigen 9 herstellen.* Bei gewissen Gattungen von Wahnsinn wäre diess Verhältniss zu gering, bei den meisten aber leider übertrieben."

"Man muss keine Vorliebe weder für die blos *moralische*, noch für die blos *physische Behandlung* der Manie haben. Es kommt platterdings auf die Umstände an, dass diese vor jener, oder jene vor dieser den Vorzug erhalte. Meistens müssen die

physischen Mittel die Wirkung der moralischen unterstützen."

"Im allgemeinen ist der schwächende Heilplan bei dem Wahnsinne dem reitzenden vorzuziehen. Letzterer findet eher vom Anfange des Übels, als später hin, Platz. Die Aderlässe bringen selten anhaltenden Nutzen hervor. Alles, was den Leib offen hält, schaft Linderung. Hieher gehören besonders die Mittelsalze. Der Brechweinstein in kleinen Gaben hat den Vorzug vor allen. (Dieser Behauptung stimmen doch alle erfahrenen Ärzte bei.) *Vesikatorien* auf den Nacken und dergleichen sind höchst schädlich. Man kann sie blos als derivirende Mittel oder Gegenreitze mit Nutzen gebrauchen. Zu diesem Endzwecke werden sie auf die Waden gesetzt. Mit keinem Mittel ist so viel Unheil im Wahnsinne gestiftet worden, als mit dem *Opium*. Es ist besonders schädlich, weil es den Stuhlgang verstopfet. Wo *Opium* wegen Nervenzufällen indizirt ist, wird es am besten durch *Hyosciamus* ersetzt, der bekanntlich den Stuhlgang nicht unterdrückt. Über *Arnica* haben wir keine Erfahrungen. Wenn man den Körper stärken will, geht nichts über den *Cortex peruvianus*, von dem wir einen sehr grossen Gebrauch machen. *Digitalis purpurea* hat in einigen Fällen vortreffliche Wirkung gethan."

"Alle starke Bewegung und Erhitzung schadet im Wahnsinne. Mässige Spaziergänge nützen besonders, wegen der damit verbundenen Zerstreuung und dem Genusse der frischen Luft."

Während diesem Gespräche trafen wir mehrere Kranke an, welche im Park spazieren giengen. Die meisten waren sich selbst überlassen.

Gern hätte ich gesehen, dass mir Dr. *Willis* angetragen hätte, einige Tage mit ihm zuzubringen; allein hierauf musste ich Verzicht thun. Mehrere Fragen, die ich stellen wollte, waren mir entfallen, und mehrere hätten sich allerdings aus den ferneren Gesprächen ergeben. Die Kranken selbst zu sehen habe ich nicht begehrt, weil ich aus den Reden des Dr. *Willis* hinlänglich erkannt habe, dass man diess nicht gerne gestatte. Die Anzahl ist auch nicht so gross, als man sich einbildet. Die Patienten wohnen entweder im Hause des Arztes, oder in den benachbarten Meierhöfen.

Als ich von den beiden Doktoren *Willis* Abschied genommen hatte, begab ich mich nach *Stamford* zurück, und verwendete den grössten Theil des übrigen Tages zum Aufschreiben der gesammelten Nachrichten. Den folgenden Morgen um 10 Uhr trat ich meine Reise nach *York* an.

Diese Stadt erreichte ich am folgenden Tage (den 16ten Junius) in aller Frühe. Es gelang mir daher, 110 Meilen (denn so weit ist es von *Stamford* nach *York*) in zwanzig Stunden zurückzulegen.

York.

York ist eine alte, übel gebaute Stadt, die weder Handel, noch merkwürdige Fabriken hat. Auch besitzt sie keine wissenschaftlichen Anstalten. Dessen ungeachtet both mir dieser Ort viel Interessantes dar. Meine Freunde, die Herren *Pictet* und Dr. *Marcet*, hatten mir Empfehlungsschreiben an Dr. *Belcombe*, einer der ausgezeichnetsten Ärzte von *York*, mitgegeben. Sie hatten mich schon zum voraus unterrichtet, ich würde an ihm einen äusserst gefälligen Mann kennen lernen, und von seiner schönen Familie sehr gut aufgenommen werden. Nichts desto weniger übertraf die Art, mit welcher ich im Hause des Dr. *Belcombe*'s empfangen wurde, alle meine Erwartung. Der Ton, welcher allda herrschet, scheint aus allem Guten, was man sonst an Engländern, Franzosen und Deutschen einzeln zu finden pfleget, zusammengesetzt zu seyn. Dr. *Belcombe* hat nemlich mit seiner liebenswürdigen Gemahlinn mehrere Jahre sowohl in Frankreich als in Deutschland zugebracht. Er nahm selbst die

Doktorwürde in *Göttingen*, und verweilte einige Zeit in *Leipzig*. Besonders hatte er sich das höchst interessante *Genf* zum Aufenthaltsorte gewählt. Von da aus unternahm er eine Reise nach Italien, und machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft meines Vaters in *Pavia*. Nachdem Dr. *Belcombe* in seine Heimath zurückgekehret war, betrat er die praktische Laufbahne in *York*.

Es ist ein grosses Glück für Reisende, wenn sie Menschen in die Hände fallen, welche ebenfalls Reisen zurückgelegt haben. Die Leitung, welche jene auf diese Art in Hinsicht der zu sehenden Gegenstände erhalten, gewährt schon einen unbeschreiblichen Zeitgewinn. Dieses Glückes hatte ich mich besonders in *York* zu erfreuen. Dr. *Belcombe* sagte: Fünf Gegenstände verdienten allhier besonders meine Aufmerksamkeit, nemlich: das *Spital*, das *Asylum für Wahnsinnige*, die *Retraite für Quäker, die in Geistesverwirrung gerathen sind*, die *Armenschule* und das *Gefängniss*. Wir begaben uns zuerst in das

Spital.

Dieses Krankenhaus ist für gesammte Arme der Grafschaft *York* bestimmt. Es wurde im Jahre 1740 durch freiwillige Beiträge gestiftet. Man bemerkt an der Bauart desselben keinen Luxus. Indessen ist alles vorhanden, was zum Dienste der

Kranken erforderlich seyn könnte. Das Gebäude hat drei Stocke. Im ersten Stocke wohnet das Personale, im zweiten befinden sich zwei Säle, wovon der eine für weibliche, der andere für männliche Patienten bestimmt ist. Jeder dieser Säle hat sechzehn Betten, und zur Seite ein Kämmerchen für die Wärterinnen. Die Bettstellen sind von Eisen. Der dritte Stock besteht ebenfalls aus zwei Krankensälen von neun Betten in jedem. Man bemerkt ferner ein zweckmässiges Amphitheater, in welchem die chirurgischen Operationen vollzogen werden.

Die Einkünfte des Spitales haben vom Anfange nicht erlaubt, dass man es ganz eröffnen konnte; die angeführten Säle wurden daher erst nach und nach, so wie sich das Einkommen vermehrte, zum Krankendienste eingeweihet. Ich führe diesen Umstand geflissentlich an, um zu zeigen, wie wenig man sich bei dergleichen Unternehmungen abschrecken lassen muss, wenn sie vom Anfange nicht gleich ins Grosse getrieben werden können. Im Gegentheile, ich wollte rathen, alle frommen Stiftungen so viel möglich im *Kleinen* anzufangen, und nur darauf bedacht zu seyn, sie dergestalt anzulegen, damit dieselben in der Folge vergrössert werden können. Die Erwartung des Publikums in den meisten Städten ist schon so oft bei der Errichtung milder Stiftungen getäuscht worden, dass man es ihm nicht übel nehmen kann, wenn es bei neuen

Vorschlägen, die Errichtung derselben betreffend, misstrauisch gesinnt ist. Es bleibt desshalb kein anderes Mittel übrig, als demselben vorläufig die Ausführbarkeit und den Nutzen des festgesetzten Planes durch die That selbst zu beweisen. Geschieht diess auf eine einleuchtende und überzeugende Weise, so versagt kein Publikum die Hülfe, die es zu leisten im Stande ist. Dann wächst mit jedem Jahre die unternommene Anstalt, und mit ihr die Überzeugung ihres reellen Nutzens, welche Überzeugung ich für den mächtigsten Sporn wohlthätiger Menschen ansehe.

Diejenigen, welche durch ihre Beiträge das Spital von *York* gestiftet haben, und unterhalten, liessen vom Jahre 1740 bis auf den 1ten Mai 1803 36,675 armen Kranken ihre menschenfreundliche Hülfe angedeihen. In dem verflossenen Jahre wurden in dieser Anstalt nebst den vorhandenen 91 Patienten 347 neu aufgenommen. Von diesen wurden 243 geheilt, 92 blos in bessere Umstände versetzt, und 11 wegen schlechter Aufführung entlassen. Die Anzahl der Todten belief sich auf 15. Es blieben folglich 77 Kranke in dem Spitale zurück.

Asylum für Wahnsinnige.

Der *Name* dieser Krankenanstalt verdient schon unsere Aufmerksamkeit. Wie gut klingt nicht der

der Ausdruck: *Asylum*, gegen die gebräuchlichen Benennungen: *Narrenhaus*, *Narrenthurm* u. dgl. Der Eindruck, welchen Benennungen dieser Art auf empfindsame und theilnehmende Kranken und ihre Anverwandten machen, ist grösser, als man es sich wohl gewöhnlich vorstellen mag. Durch die Auswahl eines sanften Wortes ist daher schon etwas zur Linderung der menschlichen Leiden beigetragen.

Das *Asylum* für Wahnsinnige in *York* besteht schon seit dem Jahre 1777, wo es durch eine allgemeine Subskription gebauet wurde. Damals war dessen einziger Zweck, dürftige Wahnsinnige aufzunehmen. Da jedoch diese Anstalt keinen Fond angewiesen hatte, und der Weg der Subskription nicht recht gelingen wollte, so ist man auf den neuen sinnreichen Gedanken verfallen, solche durch sich selbst gehen zu machen. Man hat sich hierbei auf folgende Art benommen: Es wurde nemlich bekannt gemacht, dass das *Asylum* von *York* auch bemittelte Wahnsinnige gegen einen ihren Kräften angemessenen Geldbeitrag aufnehmen würde. Der gute Ruf, in welchem diese Anstalt schon vorher gestanden hatte, machte bald, dass sich viele bemittelte und selbst reiche Personen meldeten, um ihre wahnsinnigen Anverwandten derselben zu übergeben. Da man nun bei dieser Gelegenheit jeden nach seinen Kräften zahlen machte, so kam nach allen bestrittenen Kösten ein Ge-

winn heraus, welchen man zum Unterhalte der armen Wahnsinnigen benützte, und noch täglich benützet. Auf diese Art verköstiget jeder bemittelte Kranke einen oder mehrere seiner dürftigen Unglücksgefährten.

Diese Einrichtung wäre in jeder Hinsicht vortrefflich, wenn sie nicht hie und da, bei den so sehr relativen Begriffen von *arm*, *bemittelt* und *reich* seyn, zu manchen Nachsichten und Forderungen Anlass gäbe, die von dem ganzen Publikum nicht immer gleich gut aufgenommen werden. Es ist nemlich bei dieser Lage der Dinge kaum möglich, dass der Reichere nicht glauben sollte, man nehme ihn zu hart mit, und erkläre sogar den Bemittelten für arm. Hinzu kommt noch ein anderer Umstand. Unter den Statuten des *Asylums* befindet sich ein Gesetz, das folgendermassen lautet: "Da es unvernünftig wäre, von dem Arzte zu fordern, wohlhabende Personen (die an einem andern Orte dessen Privat-Patienten geworden seyn würden) unentgeltlich zu behandeln, so ist demselben erlaubt, von den Anverwandten solcher Kranken eine mässige Belohnung seiner ärztlichen Bemühungen anzunehmen." So gerecht nun diese Verfügung auch ist, so giebt sie dennoch von neuem zu Klagen Anlass, welche (ich weiss nicht, ob mit oder ohne Grund) die Sage gehen machen: Das *Asylum* in *York* seie eher ein Spekulations- als eine Wohlthätigkeits-Anstalt.

Die Anzahl der Wahnsinnigen allda übersteigt gewöhnlich hundert. Sie sind in *drei Klassen* eingetheilt. Die *erste* Klasse, in welcher sich niemals mehr als 25 Kranke befinden dürfen, ist für Personen bestimmt, welche eine ansehnliche Summe (deren mittlerer Belang auf 100 Pfund Sterling des Jahres gerechnet wird) bezahlen. Diese Summe ist wahrlich für England mittelmässig, wenn auch die Nebenausgaben noch einmal so hoch steigen sollten. Die *zweite* Klasse enthält solche Kranke, die für ihre Verköstigung und Arzneien wöchentlich 8 Schillinge bezahlen. So hoch kömmt im allgemeinen jeder Kranke der Anstalt zu stehen. Zu der *dritten* Klasse gehören alle dürftigen Wahnsinnigen, die umsonst aufgenommen und verpfleget werden; mit Ausnahme derjenigen unter ihnen, welche zu den armen Pfarrkindern von *York* gerechnet werden. Diese werden nemlich aus besondern Rücksichten zu den Kranken der zweiten Klasse gezählet.

Seit dem ersten Jänner 1777 bis zum 1ten August 1800 sind 1347 Wahnsinnige in das *Asylum* aufgenommen worden. Von diesen wurden 655 geheilt, 307 erhielten Linderung, 153 wurden als unheilbar von ihren Freunden zurückgenommen, 120 starben, und 112 blieben in der Anstalt zurück. Unter diesen befanden sich 67 Männer und 45 Frauenzimmer.

Dr. *Hunter*, der sich einen grossen Namen wegen seines Glückes in der Behandlung der Geistesverwirrungen erworben hat, und Arzt des *Asylums* ist, gab sich, seines hohen Alters und seiner schwächlichen Gesundheit ungeachtet, die Mühe mich dahin zu begleiten.

Der Weg zum *Asylum* führt durch einen grossen Garten, der jedoch nicht zu demselben gehört. Die Bauart des *Asylums* hat gar nichts auffallendes; sondern gleicht vollkommen jener eines jeden andern Privathauses. Dr. *Hunter* hält diese Massregel bei der Errichtung einer Anstalt solcher Art für sehr wichtig. "Es giebt der unvermeidlichen Gegenstände so viele, sagte er, die den armen Wahnsinnigen oder dessen Anverwandten erschüttern, wenn sie sich einem Orte dieser Art nähern, dass es wirklich eine heilige Pflicht seyn sollte, alle widrigen Eindrücke, die in unserer Macht stehen, zu entfernen. Hieher gehört gewiss eine ungewöhnliche oder abschreckende Bauart der Irrenhäuser." Wie wahr!

Die Lage des *Asylums* ist sehr vortheilhaft. Jeder Kranke hat sein eigenes Zimmer. Mehrere Zahlende haben deren sogar zwei. Nebst dem sind verschiedene Zimmer bestimmt, damit die Patienten allda zusammen kommen, und sich unterhalten können. Die meisten Kranken speisen auch gemeinschaftlich. Man giebt ihnen Messer und Ga-

bel, gerade, als wenn gar nichts zu fürchten wäre. Selbst die Fenster sind keineswegs verwahret. Als ich hierüber meine Verwunderung äusserte, sagte Dr. *Hunter*: es seie ihm noch kein Unglück widerfahren, und er habe noch immer gesehen, dass je strenger die Sicherheits- und Zwangsmittel wären, die man anwendete, die Wahnsinnigen desto sinnreicher und heimtückischer geworden seien. Dr. *Hunter* lässt selbst das Zwangskamisol selten anwenden.

Dass hier von Ketten, von eisernen Banden und ähnlichen Dingen keine Rede seie, kann man sich selbst vorstellen. Ein artiger Garten gränzet an die hintere Seite des *Asylums*.

Als ich Dr. *Hunter* über die Wirkungen verschiedener Arzneien in dem Wahnsinne fragte, erklärte er mir: er seie kein Freund von allen den, gegen diese Krankheit gerühmten, specifischen Mitteln, und er sehe mehr auf die Verbesserung der ganzen Constitution durch allgemeine Heilmittel. Er setzte hinzu, sein Hauptaugenmerk seie auf den Unterleib, und vorzüglich auf die Leber gerichtet. Er bediene sich, um den Leib offen zu halten, bald der Rhabarber, bald der Aloe, und selbst des Brechweinsteins. Bei Verstopfungen der Leber hat ihm der Gebrauch der Seife sehr gute Dienste geleistet.

Retraite für Wahnsinnige Quäker.

Die würdige Gesellschaft der Quäker in England, die beiläufig aus 50,000 Individuen besteht, schickt alle ihre Wahnsinnigen in dieses durch sie errichtete Irrenhaus. Die vermögenden Kranken zahlen nach ihren Umständen, die übrigen werden auf Kosten der Gemeinde verpfleget. Die hiezu nöthigen Summen kommen durch den Weg der Subskription oder durch freiwillige Beiträge ein. Die Anzahl der wahnsinnigen Quäker beläuft sich auf 50, worunter 33 Weiber und 17 Männer sind. Diese Summe ist sehr gross im Verhältnisse der Anzahl der Quäker im allgemeinen. Diess müsste um so eher Bewunderung erregen, da die Quäker gewöhnlich sehr ordentlich leben, und Herren über ihre Leidenschaften sind, wenn man nicht vermuthen könnte, dass ihre strengen Religionsgesetze ganz geeignet wären, den menschlichen Geist zu exaltiren und zu verwirren.

Die *Retraite* für wahnsinnige Quäker liegt eine Englische Meile von *York* auf einer Anhöhe, von welcher man eine schöne Aussicht geniesst. Dr. *Belcombe*, der an diesem Institute als Arzt angestellt ist, begleitete mich dahin. Die innere Einrichtung derselben gleicht im kleinen jener des *St. Lucas - Spitales* in *London*. Ich sahe jedoch eine Einrichtung in Hinsicht der Fenster, die mir bisher noch nicht vorgekommen war. Jedes Fenster

ist nemlich doppelt. Der untere Theil bleibt unbeweglich. Ist das Fenster geschlossen, so passet der obere Theil gerade auf denselben; öffnet man es aber, so kommt jener parallel neben dem untern zu stehen. Dabei sind die Fensterscheiben alle in Eisen eingefasst. Letzteres ist jedoch weiss überstrichen, so, dass die Fenster gar nicht verwahret scheinen.

Man hat in dieser Anstalt auf etwas Rücksicht genommen, worauf, wie es scheint, an andern Orten nicht gedacht wird. Es ist nemlich bekannt, dass der Lärm, den einige Wahnsinnige anstellen, ihren Nachbaren, obwohl sie getrennt liegen, nicht allein unangenehm ist, sondern auch die zu ihrer Herstellung so nöthige Ruhe benimmt. Um diesen Übeln zuvorzukommen, hat man in den Zimmern, welche für tobende Wahnsinnige bestimmt sind, ein grosses Loch über dem Kamine in der Absicht angebracht, dass sich der Schall durch dasselbe verlieren möge. Obwohl ich zweifle, dass man bei dieser Verfügung die Acustik zu Rathe gezogen habe, und obwohl man auch über den Erfolg desselben nicht einig ist, so glaube ich doch, dass die Idee, so grosser Ungemächlichkeit abzuhelfen, Lob und ferneres Nachdenken verdiene.

Das Zwangskamisol wird überall, wo ich es noch gebrauchen sahe, auf den Rücken so gebunden, dass die Arme quer über einander zu liegen

kommen. Hier ist ein anderer Weg eingeschlagen, weil man fürchtet, die quere Lage der Arme möchte den Kranken in die Länge beschwerlich fallen. Statt des gewöhnlichen Zwangskamisols hat man nemlich blos einen ledernen Gürtel um den Körper angebracht, der vorne zwei Banden hat, welche die Hände des Kranken kreuzweise umfassen und schliessen. Dieses Zwangsmittel mag vielleicht Patienten weniger unbequem seyn; wenn aber der Kranke seine Hände mit Gewalt losmachen will, so muss er denselben Schaden zufügen. Dr. *Belcombe* stimmt in Hinsicht der Heilart des Wahnsinnes in den meisten Punkten mit jener des Dr. *Pinel*'s in Paris überein.

Armenschule.

Mehrere Damen von *York* haben eine Subskription eröffnet, um eine Schule für arme Mädchen zu errichten. Sie lassen nicht allein dieselben in allen nöthigen Frauenzimmer-Arbeiten, so wie in der Religion und Moral, im Lesen und Schreiben unterrichten, sondern sie versehen dieselben auch mit Nahrung und Kleidung. Da die Kleidung, welche die Mädchen tragen, grau ist, so heisst diese Schule: *Gray-coats School.* So bald sie das gehörige Alter erreicht haben, werden sie als Dienstbothen angestellt. Ich traf 42 Mädchen in diesem Institute an. Eine liebreiche alte Frau, welche die Aufsicht allda führt, scheint ihrem Amte

mit grossem Eifer vorzustehen. Vor einigen Jahren haben ihr die Damen, welche das Institut dirigiren, einen silbernen Becher mit einer sehr schmeichelhaften Aufschrift verehret.

Gefängniss.

Herr *Pictet* erklärt in seinen Briefen über England *), dass, wenn er sich ein Gefängniss wählen müste, er diesem den Vorzug einräumen würde. Wirklich ist auch das hiesige Gefängniss eines der schönsten in England. Die Lage desselben ist heiter und gesund. Man kommt an die Thüre desselben, ohne zu ahnden, wohin sie den Eingang gestatte. Nachdem man nemlich an derselben (so wie diess in England an allen Privathäusern gebräuchlich ist) gepocht hat, so wird die Thüre ohne alles Rasseln von Schliessketten von einem Manne geöffnet, der nichts weniger als das Ansehen eines Kerkermeisters hat. Der Hof, in welchen man alsogleich tritt, stellt einen grossen Platz vor. Dieser gestattet nicht allein allen Gefangenen den Raum, um sich Bewegung zu machen, sondern selbst um spazieren zu fahren. Ich sahe wenigstens einen Gefangenen, der sich über eine halbe Stunde in einem *Cabriolet* herumkutschirte.

*) Bibliothèque Britannique.

Links steht ein schönes, mit Säulen versehenes Gebäude, welches den Schuldnern zum Gefängnisse dienet. Es besteht aus zwei Stocken, jeder mit 11 Zimmern, die 16 Fuss Breite, und 12 Fuss Höhe haben. Diesem Gebäude gegenüber bemerkt man ein zweites, noch weit prächtigeres, welches der *Gerichtshof* genannt wird. In einem dritten Gebäude, welches dem Thore gegenüber steht, und sich zwischen den zwei angeführten befindet, ist die Kapelle. Nahe an derselben und etwas tiefer sieht man die Kerker für Missethäter. Diese Menschen haben ihre eigenen, von dem grossen Hofe abgesonderten, kleineren, wohl verwahrten Höfe. Jeder Missethäter hat Ketten und Bande um die Füsse. Des Nachts werden sie theils einzeln, theils mehrere zusammen in finstere *Cachots* gesperrt. Als ich diesen Theil des Gefängnisses sahe, war es Abend, und folglich die Zeit, wo die Gefangenen in die ihnen angewiesenen *Cachots* gesperrt werden mussten. Die Besichtigung ihrer Eisen gieng dieser Operation voraus; hierauf wünschten sich die Gefangenen und der Kerkermeister in dem freundschaftlichsten Tone eine gute Nacht, worauf dann jene bis auf den künftigen Morgen eingesperrt wurden.

Obwohl diese ganze Scene sehr gelassen gespielt wurde; so erschütterte sie dennoch mein Gemüth auf eine ungewöhnliche Art. Ich erkann-

te bald die Ursachen dieses unerwarteten schauderhaften Gefühls. Beinahe den ganzen Tag hindurch war ich Augenzeuge des vollkommensten häuslichen Glückes in der Mitte der liebenswürdigen Familie des Dr. *Belcombe* gewesen; von den allda erhaltenen Empfindungen durchdrungen begab ich mich unter die Gefangenen, ohne auf die Scenen des Unglückes, die meiner warteten, gedacht zu haben. Der Contrast so entgegengesetzter Lagen, von einer Seite die Belohnung der Tugend durch sich selbst, von der andern die Bestrafung des Lasters durch gerechte Gesetze, alles dieses erklärten mir die Empfindungen, welche mich in eine fürchterliche und unglückliche Träumerei gestürzt hatten. Als ich Dr. *Belcombe*, der mich begleitet hatte, meine Gefühle mitzutheilen suchte, kamen wir auf den Rückweg, ohne es zu bemerken, an die Thore des Gefängnisses. Kaum hatten wir dasselbe verlassen, so kam uns meines Begleiters Familie, als wenn sie die Wohlthat, die sie uns dadurch erwies, vorhergesehen hätte, entgegen. Wir machten noch einen Spaziergang an den Ufern des Flusses *Ouse* auf der reitzenden Promenade, *New Walk* genannt. Es war bereits 10 Uhr Abends, und noch blieb es Tag. Als ich Dr. *Belcombe* und dessen Familie nach Hause begleitet; und mit derselben den übrigen Theil des Abends zugebracht hatte, kam die Stunde, in welcher ich meine Reise nach *Newcastle* antreten musste. Der

Abschied von dieser Familie fiel mir nach einer Bekanntschaft von nicht mehr als vier Tagen eben so schwer, als mir das Andenken derselben ewig angenehm bleiben wird.

Newcastle

an der

Tyne.

Diese merkwürdige Handelstadt liegt 81 Meilen von *York*. Ich hatte diese Stadt den 18ten Juni nach Mitternacht verlassen, und kam an demselben Tage um 1 Uhr Nachmittags in *Newcastle* an.

Dr. *Rollo* aus *Woolwich* hatte die Güte gehabt, mich mit zwei Empfehlungsschreiben dahin zu versehen. Das eine war an Dr. *Clark*, das andere an Dr. *Trotter*. Nebst diesem Schreiben hatte mir Dr. *Yelloly* in *London* einen Brief an Dr. *Ramsay* gegeben *). Letzterer, ein junger Mann, war nicht

*) Eine vierte Addresse hatte ich von meinen Banquiers und Freunden, Hrn. *Divet*, *Dacat* und *Achard* in *London* (welchen ich vielen Dank für die unzählbaren Beweise von Freundschaft, die sie mir während meines Aufenthaltes in England gegeben haben, schuldig bin,) an die

zu Hause, als ich ihn besuchte, und hat sich auch nicht später bei mir sehen lassen. Glücklicher war ich in Hinsicht der Doctoren *Clark* und *Trotter*. Bevor ich von diesen Männern spreche, werde ich von dem Spitale Meldung machen.

Spital.

Es liegt an einem gesunden Orte, und ist reichlich mit Wasser versehen. Man vermisst einen Garten oder freien Platz, wo die Patienten Bewegung machen könnten. Nebst dem gränzet der Gottesacker an das Spital. Eine traurige Aussicht für die Kranken, wenn wir auch nicht annehmen wollen, dass eine solche Nachbarschaft die Luft

Herren *Lubren* und *Compagnie* in *Newcastle* mit der Anweisung, mir das nöthige Reisegeld verabfolgen zu lassen, erhalten. Ich forderte 50 Pfund Sterling. Anstatt mir nun dieselben in Guineen oder Noten der Londner-Bank auszubezahlen, gab er mir diese Banquiers-Provinzial-Noten, d. h. Noten von der Bank von *Newcastle*. Als ich einige Bedenklichkeiten hierüber äusserte, sagten sie mir: diese Noten seien eben so gut, als jene der Londner-Bank. Ich übernahm sie daher auf Treu und Glauben. Kaum aber hatte ich diese Noten einige Tage in der Tasche, so hörte die Bank von *Newcastle* zu zahlen auf. Da ich nun bis *Glascow* keinen andern Creditbrief mehr hatte, so wäre ich in die grösste Verlegenheit gekommen, wenn mir nicht ein Freund in *Edinburgh* das zur Fortsetzung meiner Reise nöthige Geld geliehen hätte. Diese Anekdote mag andern Reisenden zur Warnung dienen!

verderben könne. Der grösste Theil dieses Krankenhauses ist alt; der kleinere ist neu errichtet. Im letzteren habe ich besonders die zweckmässige, die Ventilation befördernde Bauart bewundert. Ferner hat mir die allda eingeführte Einrichtung, vermöge welcher die Kranken, die ihr Bett verlassen können, in *eigenen Zimmern* zusammen speisen, sehr wohl gefallen. Die *Speise-Säle* sind gewiss in jeder Hinsicht zu billigen, und verdienen in andern Spitälern nachgeahmt zu werden. Durch sie wird nicht allein der Geruch der Speisen aus dem Schlafzimmer abgehalten, sondern die Kranken haben auch den Vortheil, ihre Speisen ohne Eckel geniessen zu können. Man bedenke, wie es einem armen Kranken zu Muthe seyn muss, der mit Esslust zu speisen im Begriffe ist, und wie er den ersten Bissen in den Mund nimmt, von seinem Nachbar, welcher zu gleicher Zeit die Leibschüssel fordert, gestöret wird! Mehrere andere Unbequemlichkeiten dieser Art erklären hinlänglich den unüberwindlichen Abscheu, den manche Menschen vor Spitälern haben, die übrigens noch so gut eingerichtet scheinen. Es ist daher Pflicht, dass bei Errichtung eines neuen Spitales auf alles Rücksicht genommen werde, was dergleichen Anstalten dem Grunde der Vollkommenheit, dessen sie empfänglich sind, näher zu bringen im Stande ist.

An dem neu errichteten Theile des Spitales von *Newcastle* wurde ein eigenes Haus zur Aufnah-

me *ansteckender Fieber* gebauet. Die Einrichtung dieser Anstalt, nahe an dem allgemeinen Krankenhause, hat in der Folge zu lebhaften Streitigkeiten Anlass gegeben. Der Gegenstand dieser Streitigkeiten ist zu wichtig, als dass ich meine Leser nicht ganz mit demselben bekannt machen sollte. Ich thue diess um so eher, als derselbe bisher die Aufmerksamkeit der Deutschen Ärzte nicht in demjenigen Grade auf sich gezogen zu haben scheint, als er es wohl verdienen dürfte; und weil, so viel ich weiss, die Schriften, welche über diesen Gegenstand in England erschienen sind, und von Dr. *Clark* gesammelt wurden *), nicht einmal in den Deutschen Buchhandel gekommen, geschweige in unsere Sprache übersetzt worden sind.

Als das *Fieberhaus* am Spitale von *Newcastle* vollendet war, und man so eben die zur Aufnahme der Kranken nöthigen Verfügungen treffen wollte, erhielten die Directoren dieser Krankenanstalt ein Schreiben von einem Arzte Namens *Horn*, welches sie nicht allein in ihrem Vorhaben sehr schwanken machte, sondern das zugleich Furcht und

*) A collection of Papers, intended to promote an institution for the cure and prevention of infectious fevers in *Newcastle* and other populous towns. Together with Communications of the most eminent physicians relative to the safety and importance of annexing *fever-wards* to the *Newcastle* and Other infirmaries. By *John Clark* M. D. — *Newcastle* 1802.

Schrecken unter den Einwohnern von *Newcastle* erzeugte. Hr. *Horn* stellte nemlich vor: Die Massregel, ein eigenes Haus zur Aufnahme der Fieber zu bestimmen, müsse besonders für die in dem benachbarten Spitale befindlichen Kranken von den übelsten Folgen seyn, indem es vorauszusehen wäre, dass sich das Contagium von dem Fieberhause in die umliegende Gegend verbreiten, und so eine grosse Menge Menschen anstecken würde.

Dr. *Clark*, welcher den grössten Antheil an der Errichtung des neuen Fieberhauses in *Newcastle* hatte, wurde durch Hrn. *Horn*'s Schreiben, indem er einen personellen Angrif anf sich wahrzunehmen glaubte, nicht wenig beleidigt. Er suchte vom Anfange seinen Gegner dadurch zu widerlegen, dass er sich auf die glücklichen Erfahrungen, die man in Hinsicht der besondern Infirmerien für fieberhafte Krankheiten in *Edinburgh*, *Chester*, *Liverpool*, *Manchester* und *Woolwich* gemacht hatte, berief. Allein, da diese Gründe nicht hinreichend schienen, so forderte Dr. *Clark* die ausgezeichnetsten Ärzte Britanniens zwischen Hrn. *Horn* und ihm zu Richter auf. Zu diesem Endzwecke wurden folgende *Fragen* zur Beantwortung an jene überschickt: *Erste Frage:* Glauben sie nicht ihren Beobachtungen und Erfahrungen gemäss, dass man ein Haus, das mit dem allgemeinen Spitale in Verbindung steht, zur Aufnahme der Fieber bestimmen könne, ohne

hiedurch der Sicherheit der in ersteren befindlichen Kranken zu nahe zu treten?

Zweite Frage: Sind sie nicht der Meinung, dass die Spitäler grosser und volkreicher Städte als mangelhaft betrachtet werden müssen, wenn sie nicht mit *besondern Sälen für die Aufnahme der Fieber* versehen sind?

Dritte Frage: Sind nicht alle Individuen der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt, die sich in einem Spitale befinden, an welchem Fieberkranke Rath und Arzneien hohlen, oder wenn gar Fieberkranke unter dem Scheine einer andern Krankheit allda aufgenommen, und zu den übrigen Patienten gelegt werden?

Vierte Frage: Ist also die Entfernung der Personen, die zuerst von dem Fieber befallen werden, von den Wohnungen armer Leute nicht das beste und wohlfeilste Mittel der Verbreitung der Ansteckung in der Stadt zuvorzukommen; und ist diess nicht der nemliche Fall in Hinsicht der Spitäler, wenn man dergleichen Kranke von den übrigen allda liegenden absondert?

Folgende Ärzte haben bejahend auf diese Fragen geantwortet:

Die Doctoren *Percival*, *Ferriar* und *Bardsley*, Ärzte des Spitales in *Manchester;* Dr. *Wardell*, Arzt bei der Armee; Dr. *Falconer*, Arzt am Spitale in *Bath;* Dr. *Walker*, Arzt der Infirmerie in *Leeds;* die Doctoren *Hamilton* und *Gregory*, Ärzte in dem k. Krankenhause zu *Edinburgh;* die Doctoren *Saunders*, *Reynolds*, *Baillie* und *Blane*, Ärzte in verschiedenen Spitälern *Londons;* Dr. *Rollo*, Arzt des k. Artillerie-Spitales in *Woolwich;* die Doctoren *Cleghorn* und *Miller*, Ärzte vom Krankenhause in *Glascow;* die Doctoren *Lind* und *Currie*, Ärzte des k. *Haslar*'schen *Spitales;* Dr. *Haygarth* in *Bath; Sir W. Farquhar* und Dr. *Lettsom* in *London;* Dr. *Briggs* in *Kendal;* Dr. *Farr*, Arzt am k. Spitale in *Plymouth;* die Doctoren *Currie*, *Brancepeth*, *Gerrard*, *Rutter*, *M'Cartney*, *Rerwick*, *Bostock* und *Levin*, Ärzte des Spitales und dessen Fieberabtheilung in *Liverpool;* und Dr. *Chilchrist*, Arzt der Infirmerie zu *Dumfries*.

Ich werde meinen Lesern verschiedene *Auszüge* aus den eingereichten Antworten dieser Ärzte mittheilen, und sodann einige meiner eigenen Beobachtungen, jene wichtigen Fragen betreffend, hinzufügen.

Auszug eines Schreibens von Dr. *Haygarth* an Dr. *Clark*. *Bath den* 25[ten] *September* 1802. "Ich habe noch immer alle medizinischen Streitigkeiten bedauert, besonders, wenn sie öffentliche Wohl-

thätigkeits - Anstalten betrafen. Der nemliche Gegenstand, den Sie mir vorlegen, ist vor kurzem zu *Manchester* mit ungewöhnlicher Heftigkeit debattirt worden. Da bei dieser Gelegenheit die Meinung, dass ansteckende Fieber die Luft der benachbarten Häuser verderben könnten, durch zahlreiche authentische Thatsachen vollkommen widerleget worden ist, so hatte ich gehofft, dass dieselbe niemals mehr von Ärzten oder andern einsichtsvollen Personen als zweifelhaft aufgestellt werden dürfte."

"Der Streit: "Ob besondere Fieber-Säle die übrigen Patienten des Spitales der Gefahr der Ansteckung aussetzen,, sollte nicht durch Autorität, sondern mittelst Beweise aus Thatsachen entschieden werden."

"Seit 1783 (also seit 19 Jahren) wurden in der Infirmerie in *Chester* zwei Säle der Aufnahme der ansteckenden Fieber gewidmet. Denselben gegenüber befanden sich zwei andere Säle für Patienten mit nicht fieberhaften Übeln. Obwohl nun dieselben selten oder nie gesperrt waren, so ist dennoch nicht einmal der Verdacht entstanden, dass die darinn vorhandenen Kranken oder andere Leute aus dem Hause von den Fieber-Sälen seien angesteckt worden."

Auszug eines Schreibens von Dr. *Blane* an Dr. *Clark*, *London den* 26ten *September* 1802.

"Ich weiss aus einer langen und ausgebreiteten Beobachtung und Erfahrung, dass man sich Menschen, welche an ansteckenden Fiebern krank liegen, ohne die geringste Gefahr nähern kann, wenn gehörig für Reinlichkeit und Ventilation gesorgt ist. Nicht allein sind die Personen in den benachbarten Wohnungen sicher, sondern es ist eine zuverlässige Thatsache, die folglich über alles Raisonement erhaben ist, und keiner Widerlegung ausgesetzt seyn kann, dass man *niemals* bemerkt habe, dass gehörig eingerichtete Fiebersäle in Seespitälern und ähnlichen Institutionen anderen Krankenstuben des nemlichen Stockes die Ansteckung mitgetheilt hätten."

"Da der Staat eben durch die Aufnahme der Fieber in die Spitäler den grössten Vortheil von diesen Anstalten zieht, so sollte man dieselben *vorzugsweise* zur Aufnahme der Fieber bestimmen."

"Die Fieberansteckung kann nicht, wie es ziemlich allgemein zu geschehen pflegt, mit jener der Pocken verglichen werden. Jene nemlich, weit entfernt ein Produkt der Krankheit selbst zu seyn, ist blos eine Folge der Effluvien, welche sich erzeugen, wenn Menschen an unreinen und nicht gehörig mit frischer Luft versehenen Orten eine Zeit lang leben. Ich habe daher auch öfters gesehen,

dass Fieber, ohne die Existenz anderer Fieber, ursprünglich erzeugt und fortgepflanzt wurden, wo hingegen diese nemlichen Fieber, nur unter vollkommner Vernachlässigung der Reinlichkeit und Ventilation, anzustecken im Stande waren."

Auszug eines Schreibens von Dr. *Lettsom* an Dr. *Clark. London den 2ten October* 1802.

"Spitäler in grossen Städten, ohne eigene, zur Aufnahme der Fieber ausschliesslich bestimmte Säle, sind meines Erachtens so fehlerhaft, *dass es besser für das allgemeine Wesen wäre, wenn solche Spitäler gar nicht geduldet würden.* Sie bilden blos eine *Pépimere* des Ansteckungsstoffes."

Was meine eigene Beobachtung betrift, so habe ich leider in dem allgemeinen Krankenhause in *Wien* eine sehr grosse Gelegenheit gehabt, die Gesetze, durch welche sich der Ansteckungsstoff der Fieber zu verbreiten pflegt, kennen zu lernen. Meiner Erfahrung gemäss kann ich folgendes bestättigen:

Dass ich kein Beispiel gesehen habe, wo sich die Ansteckung aus einem Krankenzimmer dem andern mitgetheilt hätte. Die sogenannten *Thalerzimmer* *) im allgemeinen Krankenhause in *Wien*

*) D. h. Zimmer, in welchen ein einzelner Patient wohnet.

öffnen sich in einen gemeinschaftlichen Gang. Obwohl nun in verschiedenen derselben Kranke mit den ansteckendsten Fiebern lagen, so habe ich doch nicht gesehen, dass diese ihre Nachbaren, die mit andern Übeln behaftet waren, angesteckt hätten. In diesem nemlichen Spitale sind zwei, in der Entfernung von sechs Schritten sich gegenüber stehende Krankensäle, wovon ein jeder gegen 25 Betten enthält, den täglich 40 Kreuzer zahlenden Patienten bestimmt. Es war von jeher Sitte gewesen, allda die Kranken, ohne auf die Übel, mit denen sie behaftet waren, Rücksicht zu nehmen, zusammen zu legen. Als ich die nachtheiligen Folgen dieses Gebrauches und die dadurch veranlasste Verbreitung des Ansteckungsstoffes eingesehen hatte, traf ich die Verfügung, *einen* der erwähnten Krankensäle den Fieberhaften, den *andern* aber den chronischen und äussern Übeln zu bestimmen. Da diese beiden Säle vorher blos durch drei Wärter bedient wurden, so bewirkte ich, dass einem jeden Saale zwei eigene Wärter zugestanden wurden. Von diesem Augenblicke an fand keine Ansteckung mehr Platz, obwohl öfters mehr als zehn bis zwölf der heftigsten ansteckenden Fieber in den hiezu bestimmten Saal aufgenommen wurden. Nur *ein* Fall ist mir bekannt, welcher beim ersten Anblicke eine Ausnahme zu machen schien. Ein jun-

der itzt täglich einen Thaler für seine ganze Verpflegung bezahlt.

ger Franzos, der an einem chronischen Übel in dem hiezu bestimmten Saale lag, wurde plötzlich von einem heftigen Typhus befallen. Ich untersuchte alsogleich auf das genaueste, auf welche Art er das Fieber erworben habe. Der Kranke selbst gestand, er habe vor einigen Tagen einen seiner Landesleute in dem Fieber-Saale besucht, und habe sich gleich darauf übel befunden. Indem ich diesen Kranken alsogleich von den übrigen absonderte, beugte ich jeder ferneren Ansteckung vor. Ich bin daher fest überzeugt, dass die Bestimmung eigener Säle für die Kranken, welche mit Fieber ansteckender Natur behaftet sind, den benachbarten Wohnungen keinesweges nachtheilig seyn könne.

Indessen kommt es hier sehr viel auf die *Einrichtung der Fieber-Säle* selbst an. Dr. *Haygarth*'s Vorschlage gemäss (nach welchem] alle Fieber-Säle in England eingerichtet sind) müssen bei der Einrichtung derselben folgende Regeln beobachtet werden: *)

1. Wasser und Kohlen, so wie alle übrigen Bedürfnisse müssen jeden Tag frisch, nachdem man ein Zeichen durch eine Glocke gegeben hat, in die Fieber-Säle gebracht werden.

*) A Letter to Dr. *Percival* on the prevention of infectious fevers. p. 105.

2. Keinem Fieberkranken, und keiner Aufwärterinn dieser Art Patienten ist erlaubt, in einen andern Theil des Hauses zu gehen. Eben so dürfen andere Kranke auch nicht in die Fieber-Säle kommen. Das nemliche gilt von Fremden, ausgenommen, sie werden von dem Apotheker *) oder dessen Assistenten begleitet.

3. Jeder Kranke muss, so wie er aufgenommen wird, seine ansteckungsfähige Wäsche mit neuer vertauschen. Das Gesicht und die Hände müssen mit warmem Wasser rein gewaschen, und die untern Extremitäten fomentirt werden.

4. Die Ausleerungen des Kranken müssen so geschwind als möglich aus dem Saale geschaft werden.

5. Die Böden der Säle müssen zweimal die Woche, und derjenige Theil desselben, welcher die Betten umgibt, täglich rein gewaschen werden.

6. Gesammte unreine Wäsche soll unmittelbar in kaltes Wasser geworfen, und in dem benachbarten Zimmer zweimal aus reinem Wasser gewaschen werden.

*) Der Apotheker bedeutet hier so viel, als der residirende Arzt.

7. Die Bettdecken und das übrige Bett- und Kranken-Weisszeug müssen einige Stunden hindurch der freien, frischen Luft ausgesetzt werden, bevor sie von andern Kranken gebraucht werden können.

8. Gesammtes Bettgeräth, welches für die Fieber-Säle bestimmt ist, muss die Aufschrift *Fieber-Saal* tragen, und gesammte Messer, Gabeln und Gefässe und übrige dahin gehörende Geräthschaften müssen eine besondere Farbe haben, damit sie nicht allenfalls aus Versehen von andern Kranken gebraucht werden.

9. Mehrere Fenster müssen des Tages hindurch in den Fieber-Sälen stets offen gehalten werden, es seie dann, das Wetter wäre zu kalt und zu feucht. Ja einige derselben sollten sogar des Nachts nicht zugemacht werden, wenn die Anzahl der Kranken gross, und die Witterung mässig ist.

10. Keinem Kranken wird es erlaubt seyn, Wäsche oder Kleidungsstücke zu tragen, und niemanden wird es erlaubt seyn, selbe wegzunehmen, bevor sie nicht lange genug der frischen Luft wieder ausgesetzt gewesen seien.

Man könnte glauben, dass, wenn die angegebenen Verhaltungsregeln in allen Kranken-Sälen

eingeführt würden, die Absonderung der fieberhaften Kranken von den übrigen überflüssig seyn dürfte. Dieser Glaube würde um so mehr durch die Behauptung des Dr. *Blane*'s, "dass man sich Menschen, welche an ansteckenden Fiebern krank liegen, ohne die geringste Gefahr nähern kann, wenn gehörig für Reinlichkeit und Ventilation gesorgt ist", bestättiget werden. Allein die Erfahrung spricht dagegen. Ich habe die mir anvertrauten Kranken-Säle in dem grossen Wiener-Spitale so rein halten lassen, als man es nur immer wünschen kann; und doch habe ich nie die Ansteckung dort verhüthen können, wo ich die Fieber von den übrigen Krankheiten nicht trennen konnte, obschon die Betten drei Schuh von einander entfernt stehen. Aber was noch sonderbarer ist: ich habe unreine Spitäler gesehen, wo man von der Verbreitung der Ansteckung nichts wissen wollte. Der *Krankenhof* in *Hamburg* kann als Beweis dieses dienen. Über tausend Kranke liegen allda in niedrigen, schmutzigen Zimmern ohne Unterschied beisammen. Die Luft, welche wahrscheinlicher Weise blos einigemal des Jahres erneuert wird, ist so dumpfig und übelriechend, dass jener, der nicht an sie gewöhnt ist, kaum athmen kann. Bei allen dem sollen in diesem elenden Krankenhause keine Spitalfieber herrschen. Diese Versicherung habe ich von mehreren Personen, und vorzüglich von dem allda angestellten Arzte, Herrn Dr. *Mumsen*, dem ältern, erhalten.

Eben so scheint Dr. *Blane* viel zu weit zu gehen, wo er die Entstehung bösartiger Fieber der blossen Unreinlichkeit und verschlossenen Luft zuschreibt. Er komme nach *Pohlen*, und sehe, wie die *armen Juden* allda leben. Erwachsene, Kinder, Hausthiere, Ungeziefer, Unreinlichkeit aller Art, sind in engen Zimmerchen vereiniget, in welchen die Luft das ganze Jahr hindurch nicht anders als durch das Auf- und Zumachen der Thüren erneuert wird. Dessen ungeachtet leben diese Leute Jahre lang, ohne von bösartigen Fiebern heimgesucht zu werden. Freilich, entsteht einmal eine Epidemie von Fiebern, so ist die Verbreitung des Übels unter diesen Leuten schrecklich. Die Unreinlichkeit und die eingeschlossene Luft mag daher wohl die Ansteckungsstoffe in ihrer Wirkung unterstützen; dass sie aber dieselben so unbedingt hervorbringen können, wie Dr. *Blane* glaubt, scheint durch die Erfahrung widerlegt zu seyn.

Dass die Spitäler grosser und volkreicher Städte, welche keine bestimmten Säle zur Aufnahme der Fieber haben, nicht allein, wie Dr. Clark *vermuthet, mangelhaft seien, sondern auch, dass es, wie sich Dr.* Lettsom *ausdrückt, für das gemeine Wesen besser wäre, wenn dergleichen Spitäler gar nicht* existirten, das ist eine Behauptung, der ich von ganzem Herzen beystimme, und von der ich glaube, dass sie nicht mit zu vielem Nachdrucke gesagt werden könne. Wie oft habe ich nicht in dem

Wiener allgemeinen Krankenhause gesehen, dass ein einziger mit ansteckendem Fieber behafteter Kranker im Stande war, zwölf, ja manchmal beinahe alle in dem Saale vorhandenen Patienten anzustecken! Wie sehr muss nicht hiedurch die Sterblichkeit vermehrt werden! Das nemliche gilt auch von den Auslagen. Ein Kranker, der, wenn man ihn nicht gehörig absondert, das Vermögen besitzt, andere anzustecken, ein solcher Kranker muss in Hinsicht der Kosten, die er dem Spitale verursacht, für *mehrere* Kranke gezählt werden. Ich bin daher fest überzeugt, dass die Einrichtung besonderer Fieber-Säle in einem grossen Spitale die allerdings damit verbundenen grösseren Auslagen hinlänglich ersetzen werde.

Wenn man über die Vortheile eigener Fieber-Säle urtheilen will, so muss man nicht allein die Ansteckung, welche von Kranken auf Kranke Platz findet, sondern auch jene, welche von Kranken auf Gesunde geschieht, in Erwägung ziehen. Ich kann nicht ohne Herzeleid der grossen Menge Ärzte gedenken, welche in dem Wiener-Spitale ein Opfer der Ansteckung geworden sind. Die Seelsorger und Krankenwärter befanden sich stets in dem nemlichen Falle. Wäre diesem Übel nicht grösstentheils abgeholfen, wenn man eigene Säle zur Aufnahme ansteckender Fieber bestimmte, und die Besorgung der daselbst aufgenommenen Kranken solchen Geistlichen, Ärzten und Wärterinnen anvertraute,

welche die sogenannte Spitalkrankheit bereits überstanden haben, und daher viel weniger der Gefahr einer abermaligen Ansteckung ausgesetzet sind?

Indem ich von der Gefahr der Ansteckung in Hinsicht auf Gesunde Meldung mache, rede ich nicht allein von Seelsorgern, Ärzten und Wärterinnen, sondern ich spreche auch von denjenigen Personen, welche aus Mitleid oder Neugier die Spitäler besuchen. Sieht man nicht, besonders an Festtagen, dass sich das Publikum grosser Städte schaarenweise in die Spitäler begiebt, und allda noch Stunden lang verweilt? Wie schädlich diess sei, kann wohl niemand deutlicher gesehen haben, als der Verfasser dieses Werkes. *Wenigstens ein Drittel* der Fieber, welche demselben in dem Wiener allgemeinen Krankenhause vorgekommen sind, waren durch Besuche, welche die Patienten vorher ihren Freunden allda abgestattet hatten, entstanden. Da es nun nicht leicht thunlich ist, den Eintritt in ein öffentliches Krankenhaus unbedingt zu verbiethen, diess aber ohne grosse Schwierigkeiten in Hinsicht besonderer Säle geschehen kann, so lässt sich der Nutzen eigener Fieber-Säle auch in dieser Hinsicht begreifen. Es ist nemlich leicht thunlich, die meisten Neugierigen durch die blosse Überschrift: *Kranken-Saal für ansteckende Fieber*, abzuhalten. Es ist nicht schwer, den Mitleidigen, die sich, aller Vorstellungen ungeachtet, der Gefahr aussetzen wollen, um nähere Nachrichten ihrer Anverwandten und

Freunde zu erhalten, diese Erlaubniss nur bedingungsweise, und indem man ihnen die Vorsichtsregeln vorschreibt, welche sie befolgen müssen, zu gestatten.

Bevor ich diesen Artikel beschliesse, muss ich jedoch eine Frage aufstellen, welche, so viel ich weiss, bisher übersehen wurde, nemlich: *Ob durch das Zusammenbringen mehrerer mit ansteckendem Fieber behafteter Kranken an einem gemeinschaftlichen Orte diesen selbst kein Schaden zugefügt werden könnte?*

Die Erfahrung kann hierin allein entscheiden. Was diejenige betrift, die ich mir in dieser Hinsicht eigen gemacht habe, so besteht sie in folgendem: Auf dem oben angeführten Krankenzimmer des allgemeinen Krankenhauses in Wien, welches ich für 40 Kreuzer zahlende Patienten mit Fieber bestimmt hatte, war der Erfolg der Behandlung dieser Übel nicht allein nicht unglücklicher, sondern entscheidend glücklicher, als auf andern Kranken-Sälen meiner Abtheilung. Es ist hier die Rede von einer durch mehrere Jahre fortgesetzten Beobachtung, bei welcher ich jedoch den Umstand nicht übergehen darf, dass ich in jenem Zimmer besonders gute Wärter aufgestellt hatte, die noch überdiess durch Geschenke zu ihren Diensten aufgemuntert wurden. Als ich eine ähnliche Absonderung der Fieber von den übrigen Krankheiten auf zwei für nicht zahlende

Patienten bestimmte Säle auf beiläufig einen Monath zu machen versuchte, erhielt ich ein entgegengesetztes Resultat. Die Fieber schienen mir nemlich einen ungewöhnlichen, heftigen Charakter anzunehmen; ein Umstand, aus welchem ich, da der Versuch blos einen Monath dauerte, keinen Schluss ziehen mögte. Er war indessen hinreichend, um mich zu bewegen, den Bitten der in diesem Fieber-Saale angestellten Krankenwärterinnen, die alte Ordnung wieder einzuführen, nachzugeben. Dieselben hatten mir nemlich erklärt, dass es ihnen nicht möglich seie, so viele gefährliche Kranke gehörig zu verpflegen, und dass sie gern auf die Zulage, die ich ihnen für ihre grössere Mühe (aus einer fremden Quelle) zugesichert hatte, Verzicht thäten.

In dem Fieber-Spitale in *London* *) ist die Sterblichkeit auffallend gering. Das nemliche gilt für einige in der Folge zu beschreibende Spitäler für ansteckende Fieber. Ich glaube also selbst, dass die [Vereinigung mehrerer Fieberkrankheiten in einem und demselben Orte den damit behafteten Patienten nicht schade. Sollte indessen wider alle Wahrscheinlichkeit das Gegentheil Platz finden, so hätte das allgemeine Beste dennoch zu viel durch die Errichtung eigener Fieber-Spitäler gewonnen, als dass ein Nachtheil dieser Art für einige ein-

*) Erster Theil dieses Werkes. S. 246.

zelne Mitglieder der Gesellschaft in Anschlag gebracht werden könnte.

Ich kann hier ein Ereigniss nicht mit Stillschweigen übergehen, welches zur Geschichte der Fieber-Säle (wie die Engländer zu sagen pflegen) gehöret. Als nemlich mein Vater im Jahre 1790 den Auftrag erhielt, über das Wiener allgemeine Krankenhaus einen Rapport abzustatten, fragte er den damaligen Director dieses Spitales, ob er nicht der Meinung seie, dass es besser wäre, gewisse Säle zur Aufnahme der ansteckenden Fieber zu bestimmen, um auf diese Art den übrigen Theil des Krankenhauses zu sichern? Der Hr. Director antwortete dazumal, dass ihm dieser Vorschlag unausführbar scheine, indem sich wahrscheinlich kein Arzt finden würde, der die Behandlung der in einem solchen Saale vorhandenen Kranken übernehmen dürfte, und dass ihm ferner gefährlich vorkomme, so viele ansteckende Krankheiten an *einem* Orte zusammen zu bringen. Mein Vater gab diesen Vorstellungen nach; ja er legte denselben auch dann Gewicht bei, als er fünf Jahre nachher selbst Director des erwähnten Krankenhauses wurde, und diess um so eher, als er sich fürchtete, die Einrichtung bestimmter Fieber-Säle möchte das Publikum erschrecken. Alle diese Rücksichten würden meinen Vater gegenwärtig nicht mehr abhalten, darauf zu dringen, dass in jedem grossen Spitale der Aufnahme der Fieber ansteckender Natur ge-

wisse Krankenzimmer gewidmet werden möchten, nachdem er sich nemlich durch die von den Engländern vor kurzem angeführten Gründe und bekannt gemachten Erfahrungen vollkommen von dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer solchen Massregel überzeugt hat.

Meine Leser werden begierig seyn zu erfahren, wie denn die Sache in *Newcastle* ausgegangen sei, und wer unter beiden, Dr. *Clark* oder Hr. *Horn*, den Sieg davon getragen habe? Da die ganze Verhandlung erst geendiget wurde, als ich England verlassen hatte, so finde ich mich ausser Stand, die Neugierde meiner Leser zu befriedigen. So viel war indessen zu meiner Zeit schon ausgemacht, dass, wenn die Eröffnung des Fieber-Spitales an dem Krankenhause unterbleiben sollte, eine neue abgesonderte Anstalt zur Aufnahme der Fieber errichtet werden müsse. Die vorzüglichsten Einwohner *Newcastles* hatten sich bereits anheischig gemacht, zu diesem Endzwecke ansehnliche Summen zu bestimmen.

Dr. *Clark* gehört unter die verehrungswürdigsten Ärzte Englands. Obwohl derselbe bereits ziemlich bejahrt ist, so hat er doch ein sehr munteres Aussehen. Dessen praktische Geschäfte hinderten ihn, sich mit mir zu einer andern Zeit als beim Mittagmahl zu unterhalten. Daher wurde diese Stunde festgesetzt, und Dr. *Trotter* dazu ge-

bethen. Das Gespräch fiel zuerst auf die salpetersauren Räucherungen zur Vertilgung der Ansteckungsstoffe. Dr. *Trotter* äusserte, dass er nicht den geringsten Glauben in dieselbe setze. Dr. *Clark* stimmte ihm einigermassen bei, erklärte aber, dass man wenigstens durch dieselben die üblen Gerüche in den Krankenzimmern vertilgen könne; ein Umstand, der bei Ruhrepidemien erwünscht seyn müsse. Ich weiss nicht, wie uns das Gespräch auf die *nervösen Krankheiten* führte. Als wir auf die Heilart dieser Krankheiten kamen, fragte uns Dr. *Clark*, ob wir denn wirklich in der Behandlung dieser Krankheiten so glücklich durch die reitzende und stärkende Methode wären, wie man doch vermuthen sollte, wenn ihr Grund in blosser Schwäche des Nervensystems läge? Da wir verneinend antworteten, so erwiederte Dr. *Clark:* Er seie versichert, dass diesem Theile der Therapie eine grosse Reform bevorstünde, und was ihn beträfe, so hätte er sich besser bei dem Gebrauche der *sogenannten* schwächenden Methode befunden. Er glaube, *Burserius* habe die Heilart der Nervenkrankheiten am bessten abgehandelt. (Bekanntlich hat sich *Burserius* in dieser Hinsicht beinahe ganz an *Tissot* gehalten) Als wir über die Wirkung der vorzüglichsten Heilmittel sprachen, kam die Rede auf das *Quecksilber.* Dr. *Clark* ist fest überzeugt, dass man dieses Mittel noch nicht so allgemein benutze, wie dasselbe benutzt zu werden verdiene. Er lobte dessen Gebrauch besonders bei Bauchwassersuchten, wo er

den *Mercurium gummosum* zu einem Gran *pro dosi* zu verschreiben pflegt. Nicht selten verbindet Dr. *Clark* dieses Mittel mit *Scilla.* Es freute mich, diesem Arzte einige meiner Erfahrungen mittheilen zu können, welche ebenfalls den Nutzen des Quecksilbers in derjenigen Bauchwassersucht, welche von Leberverstopfungen herrühret, bestättigen.

Ein Diner, welches mir Dr. *Trotter* gab, both auch die Gelegenheit zu interessanten Gesprächen dar. Er verschafte mir unter andern die Bekanntschaft eines sehr gebildeten Frauenzimmers, die sich ganz den Wissenschaften widmet. Miss *Carr*, so heisst diese Dame, ist selbst in der ausländischen Literatur sehr wohl bewandert, und verbindet mit diesen ausgezeichneten Eigenschaften ein sehr anspruchloses Benehmen. Dr. *Trotter* liess uns mit Thee auf einem prächtigen Service, das ihm von den Wundärzten der Kanalflotte mit einer sehr schmeichelhaften Innschrift verehrt wurde, aufwarten. Er hat bekanntlich den Seedienst verlassen, da er wegen der allda eingeführten Medizinaleinrichtungen sehr missvergnügt war, und zugleich Ursache zu haben glaubte, mit der Behandlung, die man ihm wiederfahren liess, nicht vollkommen zufrieden seyn zu können.

Da man mich versicherte, dass ausser dem Spitale keine andere merkwürdige Medizinalanstalt in *Newcastle* existire, so habe ich die wenigen Au-

genblicke, die mir übrig blieben, dazu benutzt, die bekannte *eiserne Brücke* in *Sunderland*, eine *Glashütte*, und die *Patent-Schrot-Manufaktur* zu sehen, und in ein *Steinkohlen-Bergwerk* zu fahren. Den 22ten Juni früh trat ich meine Reise nach *Edinburgh* an, wo ich noch denselben Abend angekommen bin.

Edinburgh.

Mit den angenehmsten Rückerinnerungen statte ich hier Rechenschaft meines drei Wochen langen Aufenthaltes in dieser merkwürdigen Stadt ab. Die Lage von *Edinburgh*, die Bauart des neuen Theils der Stadt, und die Aussichten, die sie gewährt, sind im strengen Sinne des Wortes unvergleichbar. Der gesellschaftliche Ton, welcher allda herrscht, ist ungezwungen und freimüthig, die Gastfreiheit unbegränzt. Die Universität wird bekanntlich nicht allein für die vorzüglichste in Britannien, sondern auch für eine der ersten in Europa angesehen. An Wohlthätigkeits-Anstalten fehlt es dieser Hauptstadt Schottlands auch nicht. Ich fand daher an *einem* Orte alles vereiniget, was mich sowohl als Mensch so wie als Arzt auf den höchsten Grad interessiren musste.

Edinburgh wird in die alte und neue Stadt eingetheilt. Der östliche Theil jener liegt zwischen zwei Hügeln, der westliche erstreckt sich auf eine

Anhöhe, welche in einen steilen Felsen übergeht, auf dessen Spitze das *Kastell* steht. Die neue Stadt befindet sich am Fusse dieses Felsens. Sie besteht aus drei parallelen Strassen, deren jede beiläufig eine englische Meile lang ist. Dieselben werden in gleichen Entfernungen durch fünf Querstrassen durchkreuzet. Jede dieser Strassen ist hundert und mehr Schritte breit, und mit bequemen *trottoirs* versehen. Die drei parallelen Strassen endigen sich an ihren beiden Extremitäten in zwei schöne Plätze. Die Häuser sind durchaus gleich gebaut. Mit einem Worte, die neue Stadt sieht vollkommen einem Regiment Soldaten, das drei Mann hoch steht und in Compagnien abgetheilt ist, ähnlich.

Der Felsen, auf dem das eben genannte Kastell gebaut ist, gewährt die verschiedensten Aussichten. Gegen Morgen übersieht man die alte Stadt, dann den benachbarten Seehafen *Leith;* diese Aussicht wird durch das Meer begränzet. Gegen Norden hat man die neue Stadt unter sich; dann folgt eine fruchtbare Ebene. Diese gränzet an einen ansehnlichen Arm der See, der sich tief in das Land erstrecket. Hinter diesem nimmt man ein hohes Gebürg wahr. Gegen Abend biethet sich eine weite, durch Hügel abgetheilte Ebene dar, die sich in grosser Entfernung in ein Gebürg endiget; beinahe eben so gegen Mittag, wo jedoch die Aussicht mehr eingeschränkt ist. Nicht weniger romantisch ist die Aussicht, welche man von den zwei übrigen

Hügeln hat, nemlich von *Salisbury-Craggs*, und vorzüglich von *Calton-Hill*.

Obwohl der Aufenthalt von *Edinburgh* besonders des Winters angenehm seyn soll, und ich blos einen Theil der Monathe Juni und Juli, während welchen sehr viele Familien auf dem Lande zu seyn pflegen, allda zugebracht habe, so habe ich mir doch eine sehr vortheilhafte Idee des guten Tones, welcher unter den kultivirteren Bewohnern *Edinburgh*'s herrscht, machen können. Auf eine sehr angenehme Art brachte ich einige Abende in einem Clubb von Gelehrten zu, wo ich unter andern die Bekanntschaft der Hrn. *Mackenzies*, *Scott*, *Brougham*, *Sydney Smith* und *Jeffry* machte.

Die Gastfreiheit wird ohne allen Anspruch ausgeübet. Die Schottische Küche nähert sich mehr der Französischen, besonders in Hinsicht der Suppen, welche vortrefflich sind. Noch nirgends habe ich so gute Erdbeeren gekostet, als in Schottland. Diese Frucht ist im Überflusse vorhanden.

Schottland sticht indessen in mancher Hinsicht nicht vortheilhaft von England ab. Besonders vermisst man da die Reinlichkeit und überhaupt den soliden Luxus der Engländer.

Universität.

Die Entstehung dieser Universität schreibt sich vom Jahre 1583 her. Lange Zeit hindurch wurde blos Theologie allda gelehrt. Die ersten medizinischen Professoren waren *Sir Robert Sibbald* und Dr. *Archibald Pitcairn*. Sie wurden im Jahre 1685 angestellt. Diese Professoren waren jedoch mehr des Scheines halber da, und begnügten sich, einige Vorlesungen über Anatomie und Botanik, d. h. über Officinal-Pflanzen zu geben. Erst im Jahre 1720 fieng man an, die Heilkunde vollständig zu lehren. Überhaupt datirt sich von dieser Epoche der Glanz der gesammten Universität her. Die Nahmen der grossen Männer, welche allda gelehrt haben, sind zu frisch in unserem Gedächtnisse, als dass es nöthig wäre, dieselben hier zu wiederhohlen. Den Ärzten werden besonders jene von *Monro*, *Gregory*, *Cullen* und *Black* ewig unvergesslich bleiben.

Da das Gebäude, in welchem die Vorlesungen gegeben wurden, theils in Verfall gerathen, theils auch zu klein gefunden wurde, so hat man dasselbe vor wenigen Jahren neu zu bauen angefangen. Der Mangel an den hiezu nöthigen Fonds hat indessen die Vollendung dieses nach einem grossen Plane angelegten Werkes verhindert. Die *Façade* ist prachtvoll. Schade, dass sich dieses Gebäude nicht in der neuen Stadt befindet.

Die dieser Universität eigene *Bibliothek* ist ansehnlich und sehr gemeinnützlich. Jeder Candidat, der selbe benutzen will, zahlet vom Anfange des Schuljahres dritthalb Schillinge. Die meisten aber geben freiwillig grössere Summen. Sie bekommen selbst die Bücher nach Hause, wenn sie den Werth derselben vorher erlegen.

Jedes Jahr werden zwei Kurse auf dieser Universität gegeben, nemlich der sogenannte *Winter-* und *Sommerkurs.* Jener ist der vorzüglichste, indem viele Professoren während dem Sommer gar nicht lesen.

Die Ordnung der medizinischen Vorlesungen ist folgende:

Winterkurs. (vom Anfange des Novembers bis Ende Aprils.)

Materia medica. Dr. *James Home.* Von 8 bis 9 Uhr.

Dr. *Home* ist der Sohn des berühmten Verfassers der *Principia medicinae.* Ich habe nicht das Vergnügen gehabt, dessen Bekanntschaft zu machen, indem er sich auf dem Lande aufhielt. Dr. *Home* soll mehr als alle übrigen Professoren auf *Brown*'s Seite neigen, und die *materia medica* grössten Theils nach dessen Grundsätzen vortragen.

Anatomie und *Chirurgie*. Die Doctoren *Monro* Vater und Sohn. Von 1 bis 3 Uhr.

In der ersten Hälfte dieses Kurses wird Anatomie, in der zweiten aber Chirurgie vorgetragen. *Monro* Vater eröffnet gewöhnlich jeden Kurs, und lässt ihn dann von seinem Sohne fortsetzen. Die Vorlesungen *jenes* werden, wie man es nicht anders erwarten kann, sehr hoch geschätzt. Dr. *Monro* Vater ist seines hohen Alters ungeachtet noch ein frischer und eifriger Mann. Seine Verdienste um die hiesige Universität sind gränzenlos. Man wünschet daher auch nichts sehnlicher, als dass dieser Gelehrte derselben noch lange seine Dienste widmen möge. Er hat zugleich die grösste medizinisch-chirurgische Praxis in *Edinburgh*, man kann sagen in ganz Schottland.

Das Amphitheater, in welchem die anatomischen Vorlesungen gegeben werden, ist geräumig und hell. Der Tisch, auf welchem der Professor demonstrirt, ist wie ein Pult eingerichtet; eine äusserst bequeme Verfügung, die ich noch nirgends gesehen habe. Die anatomischen Präparate, welche für die Vorlesungen gedienet haben, werden nachher einige Tage hindurch in einem benachbarten Zimmer ausgesetzt, damit sich die Studierenden dahin begeben, und die Vorlesungen wiederhohlen können. Dieser Gebrauch verdient gewiss nachgeahmt zu werden. Die Sammlung von anato-

misch-pathologischen Präparaten ist sehr beträchtlich. Sie sind grösstentheils von dem verstorbenen Dr. *Monro* und seinem Sohne verfertiget. Unter den pathologischen Präparaten zeichnet sich vorzüglich eine reiche Sammlung von Knochenkrankheiten und von *Calculi* aus. Das Fach der comparativen Anatomie soll besonders von Dr. *Monro* junior bereichert worden seyn, wobei des Prosectors, Hrn. *Fyfe*'s Verdienste um dieses ganze Cabinet sehr hoch angeschlagen werden. Dieser wiederhohlt die anatomischen Vorlesungen mit vielem Beifalle. Das Cabinet ist indessen unter der unmittelbaren Aufsicht des Dr. *Monro*'s junior. Wenn es blos bestimmt ist, die Materialien für die Vorlesungen zu liefern, so mag es seinem Zwecke entsprechen. Sollte es aber zugleich ausserdem, wie jedes andere Cabinet dieser Art, den Wissbegierigen gezeigt werden können, so wäre allerdings zu wünschen, dass eine bessere Ordnung allda eingeführt werden mögte. Die *Seciranstalt* nimmt hier den obersten Theil des Hauses ein, ein Umstand, welcher äusserst unbequem seyn muss.

Chemie und *Pharmacie.* Dr. *Hope.* Von 10 bis 11 Uhr.

Da Dr. *Hope* den folgenden Tag nach meiner Ankunft in *Edinburgh* eine Reise nach London unternommen hat, so habe ich das Vergnügen entbehren müssen, seine Bekanntschaft länger zu ge-

niessen. Dieses that mir um desto mehr leid, als die kurze Zeit, während welcher ich Dr. *Hope*'s Umgang genossen habe, mir die vortheilhafteste Idee von ihm gab; eine Idee, in welcher ich durch alles das, was ich von diesem Professor später erfuhr, vollkommen bestärkt wurde.

Medizinische Institutionen, d. h. *Physiologie* in Verbindung mit *Pathologie* und *allgemeine Therapie.* Dr. *Duncan* senior. Von 11 bis 12 Uhr.

Ich behalte mir vor, von diesem würdigen Lehrer weiter unten zu sprechen. Dieser vortreffliche Mann lehrt ferner:

Medizinische Polizei und *medicinam forensem* einmal die Woche.

Accouchement. Dr. *James Hamilton.* Von 3 bis 4 Uhr.

Auch dieser Lehrer war von *Edinburgh* abwesend. Ich sahe dessen ungeachtet die *Gebäranstalt*, welche sehr klein ist. Es sollen jährlich gegen 30 Geburten darin Platz finden. Dr. *Hamilton* liest zugleich über *Frauenzimmer - Krankheiten.*

Spezielle Therapie. Dr. *Gregory.* Von 9 bis 10 Uhr.

Obwohl dieser Gelehrte während der Zeit, als ich mich in *Edinburgh* aufhielt, keine Vorlesungen gab, so hat mir seine besondere Güte doch manche Gelegenheit verschafft, dessen lehrreichen und angenehmen Umgang geniessen zu können. Da ich einen Mann dieser Art über mein Lob erhaben glaube, so werde ich hier blos niederschreiben, was die allgemeine Meinung, die ein Reisender am besten ausspüren kann, von ihm sagt. Dr. *Gregory*'s ausserordentliche Fähigkeiten erregen allgemeine Bewunderung. Die studierende Jugend besucht dessen Vorlesungen mit Enthusiasmus. Das Publikum schätzt ihn als einen ausgezeichneten praktischen Arzt.

Eine der ersten Fragen, welche Dr. *Gregory* an mich stellte, war: Ob ich ein grosses Zutrauen in die Macht der Heilkunde setze? Nach Umständen, war meine Antwort; in vielen Fällen schätze ich dieselbe geringer als ehemals; daher verfahre ich auch weniger activ, als vom Anfange meiner praktischen Laufbahn. Dr. *Gregory* stimmte ein, und machte die Bemerkung, dass diess beinahe mit allen Ärzten der Fall sei.

Den Dr. *John Brown* betrachtet er gar nicht als einen Arzt, und gesteht offenherzig, er habe dessen

Werk nie gelesen, kenne aber dessen ungeachtet die Theorie desselben aus vielen Thesen, die er als Censor hat lesen *müssen.*

Dr. *Curry*'s Methode, die Fieber mit dem Begiessen von kaltem Wasser zu behandeln, findet Dr. *Gregory*'s Beifall, obwohl er sich bisher begnügt hat, seine Kranken blos kalt waschen zu lassen. Er würde auch kein Bedenken tragen, diese nemliche Methode nach Dr. *Curry*'s Vorschlag bei dem Scharlachfieber anzuwenden. Über diesen Gegenstand werde ich in der Folge ein mehreres sagen.

Von dem Nutzen der *digitalis purpurea* in der Lungensucht hat Dr. *Gregory* keine Beweise; und doch leistet dieses Mittel unter gewissen Umständen manchmal vortreffliche Dienste. Der *Tobak* soll nach Dr. *Gregory* der *digitalis purpurea* an Wirkung nahe kommen, und noch geschwinder als sie wirken. Er lobt die *Nicotiana* besonders in der *Cynanche trachealis.*

Die *Phthisis* kommt in Schottland sehr häufig vor. Sie ist beinahe immer scrophulöser Natur. Dr. *Gregory* setzt sein Zutrauen blos in das Bewohnen eines wärmern Himmelsstriches, und in die Vermeidung der Ursachen, welche den Katharr erzeugen können. Überhaupt ist er bei scrophulösen Übeln vollkommen von dem schädlichen Ein

flusse der Kälte und von dem Nutzen der Wärme überzeugt.

Dr. *Carmichael Smith's* Räucherungen mit Salpetersäure scheinen dem Dr. *Gregory* sehr nützlich. Indessen setzt er doch sein Hauptzutrauen auf die Erhaltung der Reinlichkeit.

Unter den neulich in England erschienenen medizinischen Büchern gefällt ihm ganz vorzüglich Dr. *Heberdens* Praxis. Ein Werk, welches unter dem Titel: *Edinburgher-Praxis* erschienen ist, besteht blos in einer elenden, von dürftigen Studenten verfertigten Compilation. Dr. *Gregory* ist mit Recht sehr ungehalten auf die Verfasser dergleichen Bücher. Er verspricht uns bald ein eigenes Werk unter dem Titel: *Prospectus medicinae practicae;* indessen hoffet er von dem einsichtsvollen Publikum, dass man die Verfahrungsweise der Professoren von *Edinburgh* nicht aus dergleichen elenden Producten, wie das Buch: *Edinburgher-Praxis* genannt, ist, werde beurtheilen wollen. Den nemlichen Wunsch äussert auch mein Vater in Hinsicht der aus seiner Klinik in Wien auf dieselbe Weise bekannt gemachten Acten.

Mit grosser Theilnahme sahe ich bei Dr. *Gregory* das Bildniss seines, in jeder Hinsicht schätzbaren und unvergesslichen Vaters. Die Bekanntschaft der Schwester des Dr. *Gregory*, Madame *Al-*

lison, erweckte in mir die Erinnerung an das Werkchen, welches ihr Vater für sie, unter dem Titel: *Legat*, hinterliess; ein Werkchen, welches ich ehemals mit grossem Vergnügen gelesen habe, und das ich in den Händen aller jungen Frauenzimmer wissen möchte.

Klinik. Alle Professoren der Heilkunde haben das Recht, auf der hiesigen Universität klinischen Unterricht zu geben; ein Recht, welches sie auch, Dr. *Hope* allein ausgenommen, benützen. Im *Winterkurse* geben allemal zwei Professoren klinischen Unterricht, das heisst, jeder derselben drei Monathe. Während dem Sommer versieht ein dritter die Stelle des klinischen Lehrers. Auf diese Art wechseln die Professoren unter sich. Das Loos, *Clinicum* zu halten, hatte gerade den Dr. *Duncan* senior getroffen, während dem ich mich in *Edinburgh* aufhielt. Bevor ich von der Methode spreche, deren er sich bedient, muss man wissen, dass sich das klinische Institut in dem allgemeinen Spitale befindet, von dem ich später ausführlich reden werde. Die angehenden Ärzte dürfen nicht zugelassen werden, wenn sie nicht vorher eine Taxe an letzteres bezahlet haben. Diese besteht das erste Jahr in drei Guineen. Das zweite Jahr geben sie deren blos zwei, und das dritte nur eine. In der Folge steht denselben die Anstalt *gratis* offen. Durch die erwähnten Beiträge erhalten die studierenden Ärzte nicht allein die Erlaubniss, das Cli-

nicum besuchen zu dürfen, sondern auch jene, die übrigen Spitalärzte und Wundärzte bei ihren Krankenbesuchen begleiten zu können.

Die zum Clinicum bestimmten Zimmer sind enge und niedrig. Die Anzahl der Kranken beiderlei Geschlechts beläuft sich auf zwanzig. Der Lehrer der Klinik wählet zwei unter seinen vertrauten Schülern, welche dann das Amt der assistirenden Ärzte versehen. Einer derselben besorgt die Männer, der andere die Weiber. Diese Assistenten nehmen die Krankengeschichten auf, und lesen sie dann in Gegenwart des Professors und der übrigen Zuhörer auf lateinisch vor. Auch statten sie dem Professor den täglichen Rapport über das Befinden der Patienten ab. Bei allen fieberhaften Krankheiten wird nicht allein die Geschwindigkeit der Pulsschläge mittels einer Secundenuhr, sondern auch der Grad der Hitze durch den Thermometer angegeben. Der Lehrer stellt sodann einige Fragen an die Kranken, und dictirt den Zuhörern eine Beschreibung der Symptome des Übels. Hierauf verordnet er ohne weitere Erklärung die indicirten Heilmittel. Damit geht der Krankenbesuch zu Ende. Zweimal die Woche wird hingegen klinische Vorlesung gegeben. In einer dieser erklärt sich der klinische Professor über die neu aufgenommenen Kranken, in der andern spricht er von den Entlassenen oder Verstorbenen. Bei dieser Gelegenheit haben die Zuhörer die an dem Krankenbette

geschriebenen Geschichten vor sich, und begleiten sie mit den Bemerkungen, die ihnen hier mitgetheilt werden.

Diese Methode hat allerdings ihr Gutes. Doch scheint sie mir darin mangelhaft, dass die jungen Ärzte selbst zu wenig Antheil an den klinischen Beschäftigungen nehmen. Der nemliche Fall tritt auch bei dem bereits geschilderten Clinicum in Paris ein. So lang die jungen Ärzte blosse Zuschauer am Krankenbette abgeben, werden sie selten das Interesse für die Krankheiten fühlen, das sie empfinden, wenn sie selbst an der Behandlung derselben Antheil nehmen. Die in dem Clinicum von *Pavia*, *Wien*, *Würzburg*, *Wilna* und anderswo eingeführte Methode, jedem Arzte einen oder mehrere Patienten unter der Anleitung des Professors zur Behandlung zu übergeben, ist ohne Zweifel weit nützlicher. Der junge Arzt gewöhnt sich auf diese Art an die schwere Kunst, selbst zu beobachten; er lernt die Patienten gehörig fragen, und ihre Geschichte selbst schreiben; er übt sich im Formularium, und hat endlich eine Gelegenheit, seine Fähigkeiten und Kenntnisse vor dem Lehrer zu zeigen. Freilich müssen nicht alle Zuhörer unbedingt an der Behandlung der Kranken Theil nehmen; diess kann nemlich blos denjenigen gestattet werden, die bereits das Clinicum ein Jahr hindurch als blosse Zuschauer besucht haben.

Was mir hingegen sehr an dem Clinicum in *Edinburgh* gefällt, ist, dass alle Zuhörer im Besitze der Krankengeschichten sind, und ihnen auch die Gelegenheit dargebothen wird, diese Krankengeschichten mit Bemerkungen zu begleiten. Diess kann nun wohl auch in jeder andern Klinik geschehen, und geschieht vielleicht auch bei einigen der fleissigsten Zuhörer. Der grosse Haufen besitzt aber gewiss (freilich aus eigener Schuld) die wenigsten Geschichten der Krankheiten, die er in den erwähnten klinischen Instituten behandeln gesehen hat. In *Edinburgh* werden hingegen die Zuhörer gleichsam gezwungen, ein Diarium über die Kranken zu führen.

Man wird einwenden, dass auf das Dictiren der Krankengeschichten viel Zeit verwendet werde. Dieser Einwurf wäre nicht ohne Grund, wenn man die Zeit, welche, um einen Gegenstand von solcher Wichtigkeit gründlicher einzuprägen und gemeinnütziger zu machen, verwendet wird, für verlohren ansehen könnte. Es ist doch wahrlich besser, wenn man in die klinischen Schulen nur wenige Kranke aufnimmt, und diese desto gründlicher untersucht, als wenn man durch eine zahlreiche Aufnahme gezwungen ist, oberflächlicher zu verfahren.

Es fragt sich hier, ob es besser seie, den ganzen klinischen Unterricht am Krankenbette selbst

zu geben, oder denselben nach zurückgelegten Krankenbesuche in einer besondern Vorlesung nachzutragen? Meines Erachtens haben beide Lehrarten ihr Gutes und Übles. Der Unterricht am Krankenbette selbst macht unfehlbar einen tiefern Eindruck auf den Zuschauer. Auch erweckt der Anblick des Kranken manche Idee bei dem Lehrer, die, wenn er sie nicht gleich mittheilt, später verlohren geht. Hingegen ist nichts lästiger und ermüdender für den Kranken, und unbequemer und manchmal gefährlicher für die Umstehenden, als das lange Verweilen am Krankenbette, besonders, wenn die Anzahl letzterer sehr gross ist. Rechnet man hinzu noch, dass gewöhnlich doch nur diejenigen die Vortheile, welche der unmittelbare Unterricht am Krankenbette gewährt, geniessen, die sich nahe um das Bett selbst befinden, dass aber die übrigen Entfernteren wenig oder nichts sehen können, oder weil sie von dem langen Stehen ermüdet, und nicht selten von lästigen Nachbaren gedruckt oder gestossen werden, wenigstens zerstreuet sind, oder unter sich schwätzen, so folgt, dass, um zwischen zwei Übeln das geringste zu wählen, der Unterricht entfernt vom Krankenbette den Vorzug verdiene. Indessen glaube ich, dass auch hier ein Mittelweg eingeschlagen werden könne, wenn man nemlich die Bemerkungen, welche unmittelbar Bezug auf die *Symptomen* haben, welche die Patienten darbiethen, und die überhaupt zur Beobachtungskunst gehören, am Krankenbette mit

wenigen Worten vortrüge, und sich dann vorbehielt, das Übrige, so wie alle Erklärungen, welche nicht unmittelbar aus dem gegenwärtigen Kranken geschöpft werden, in einer besondern Vorlesung nachzutragen.

In dem hiesigen Clinicum sah ich manche chronische Übel, nemlich: *Cancer uteri*, *Hydrops*, *Pemphigus*, *Obstructio lienis* u. s. w. Indessen waren auch einige Typhi vorhanden. Unter diesen befand sich ein Matrose aus Danzig, der ein sogenanntes Schiffieber hatte. So lang die Hitze sehr gross und brennend war, liess ihn Dr. *Duncan* mit kaltem Wasser und Essig waschen. In der Folge bei grösserer Entkräftung gab man dem Kranken Portwein. Überhaupt ist man in *Edinburgh* von der so sehr reitzenden Behandlung des Typhus abgegangen. Man überlässt die Krankheit weit mehr ihr selbst. Besonders sieht man auf Reinlichkeit und Erneuerung der Luft, mit einem Worte, auf das *Regimen diaeteticum*. So lang das Fieber einen grossen Reitz verräth, hält man den Kranken kühl, gibt säuerliche Getränke, hält so viel möglich alle Collutoria offen. Wenn sich die Krankheit auf diese Art endiget, gut; sinken hingegen die Kräfte, so gibt man dem Patienten hie und da etwas Wein. Selbst in diesem Falle werden nicht leicht andere Arzneimittel verschrieben, als *Acetum amoniacale* sammt einigen *Antimonialpräparaten* und *Vesicatorien*. Von *Moschus*, *Opi-*

um hört man beinahe nie; *Kampher* und *Serpentaria* werden nur selten gebraucht. Gegen Ende des Übels wird gewöhnlich ein *Decoctum corticis peruviani* gegeben. Der Erfolg dieser Methode soll äusserst befriedigend seyn.

Dieser Gegenstand ist zu wichtig, als dass ich demselben nicht einige Betrachtungen widmen sollte.

Ich habe vor der nun so allgemein angenommenen Methode, die *Typhus* durch Reitzmittel zu behandeln, mehrere Jahre hindurch diese nemlichen Übel in den Spitälern von *Pavia* und *Mailand* durch Brech- und abführende Mittel kuriren gesehen. Der Erfolg dieser letzteren Methode war ohne Vergleich unglücklicher; die Kranken wurden erschöpft, starben häufiger, und hatten auch im glücklichen Falle sehr lange Zeit zur Herstellung ihrer Gesundheit nöthig. Ohne Zweifel entspricht daher die erregende Behandlung weit besser der Erwartung. Wie wäre es auch möglich gewesen, dass so viele erfahrne und bedachte Ärzte die alte Methode hätten verlassen, und zur neuen ihre Zuflucht nehmen können, wenn diese Ärzte nicht durch die Erfahrung eines glücklichern Erfolges hiezu verleitet worden wären? Es entsteht aber nun eine ganz andere Frage, diejenige nemlich: *Ob eine passive Behandlungsart der typhoesen Fieber vielleicht nicht noch besser der Erwartung entsprechen dürfte?* Diese Frage kann und muss platterdings blos durch die Erfahrung beant-

wortet werden. Die Behandlungsart der typhoesen Fieber, so wie sie in *Edinburgh* Platz findet, scheint jene Frage bejahend zu beantworten. Hier folgen noch ein Paar Thatsachen, welche auf eine ähnliche Weise zu sprechen scheinen. Ich habe öfters erzählen hören, der sel. Dr. *Wuch*, ehemals Primararzt im allgemeinen Krankenhause in Wien, habe die Faulfieber, wie sie damals hiessen, mit besonderem Glücke mit *Nichtsthun* behandelt. Er hatte nemlich seinen Kranken einige Decocte blos *pro forma* verschrieben, und das Ende des Übels geduldig abgewartet. Eine solche Erzählung konnte um so weniger Eindruck auf mich machen, als ich mir sagte, dass, im Falle sie gegründet wäre, gewiss alle übrigen Ärzte desselben Krankenhauses diesem Beispiele gefolgt haben würden, was doch keineswegs der Fall war. Als ich aber durch das in *Edinburgh* Gesehene und Gehörte auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht wurde, kam mir die eben angeführte Anekdote von selbst wieder in das Gedächtniss zurück. Nichts hat mich aber so stark frappirt, und an der Gültigkeit der bisherigen Methoden mehr zweifeln gemacht, als folgender Umstand: Herr Geheimrath *Heim* in Berlin ist nicht als Schriftsteller bekannt, aber sein Ruf, als glücklicher praktischer Arzt, ist zu gegründet, als dass ich den Aussagen eines solchen Mannes nicht das grösste Gewicht beilegen sollte. Da ich nun in *Berlin* durch eine *allgemeine Stimme* vernahm, Hr. Geheimrath *Heim* seie ganz beson-

ders in der Behandlung der Fieber glücklich, so war es natürlich, dass ich ihn bath, mir zu sagen, wie er sich bei Behandlung dieser Übel im allgemeinen benehme. Sehr einfach erwiederte dieser genievolle, erfahrene, unbefangene und hellsehende Arzt: *Ich thue beinahe gar nichts.*

Zeugnisse dieser Art mussten meine Aufmerksamkeit immer reger machen. Als ich daher nach *Wien* zuückgekommen war, lag mir nichts mehr am Herzen, als diesen Gegenstand so viel als möglich ins Reine zu bringen, wozu mir das allgemeine Krankenhaus eine erwünschte Gelegenheit darboth. Mein Gewissen erlaubte mir indessen nicht, einer Methode unbedingt zu entsagen, von welcher ich so viel Gutes in Vergleich anderer Heilarten selbst erfahren hatte. Ich glaube, jeder Arzt solle dem, was er mit eigenen Augen gesehen hat, am meisten Zutrauen schenken, ohne desshalb seinen Gesichtskreis einschränken zu wollen. Diesem Grundsatze getreu fing ich blos an, die typhoesen Fieber weniger activ zu behandeln. Dort, wo ich sahe, dass diess Verfahren kein üblen Folgen hatte, fuhr ich darin fort, und ging bei mehreren Kranken so weit, dass ich während des ganzen Verlaufes des Fiebers nur die unbedeutendsten Arzneimittel gebraucht habe. Bei andern Kranken, wo ich das Übel unter dieser Verfahrungsweise ungewöhnlich überhand nehmen sahe, blieb ich meiner vorigen Methode getreu. Auf diese Art ging ich acht

Monathe hindurch streng beobachtend zu Werke. Meine Beförderung nach Russland unterbrach für jetzt diese Beobachtungen. Die erwähnte Zeit war zu kurz, um irgend eine Folgerung aus den, während ihr angestellten Beobachtungen ziehen zu können. Wir müssen uns sehr hüthen, nicht voreilig zu schliessen. Der zufällig epidemische Charakter mag manchmal für den Nutzen einer Methode sprechen, welche späterhin, fortgebraucht, in den dem Scheine nach ähnlichen Übeln die schädlichsten Folgen haben kann. Ja, wahrscheinlich haben die verschiedenen emporgestiegenen und gesunkenen Heilarten vorzüglich dieser Quelle ihren Ursprung zu verdanken. Indessen glaube ich doch genug gesagt zu haben, um manchen meiner Leser mit mir wenigstens zweifeln zu machen. Wahrlich nichts ist schädlicher, als wenn man in einen, was immer für einen Schlendrian fällt, und indem man dieses oder jenes System treu befolgt, nicht besser thun zu können wähnet. Die besondere Berücksichtigung der Lebenskräfte ist allerdings ein sehr wichtiger Punkt bei Behandlung der Fieber. Allein die Meinung, der Typhus habe seinen Ursprung blos einer asthenischen Beschaffenheit des Körpers zu verdanken, muss dann doch als eine blosse Hypothese betrachtet werden. Diese Behauptung betrifft besonders den aus Ansteckung entstandenen Typhus. Derselbe befolgt, wie die Pocken, Masern und das Scharlachfieber, einen eigenen, meistens *bestimmten Gang*, und nimmt

unfehlbar, so wie jene Krankheiten, verschiedene Charaktere an. Es ist daher wohl zu begreifen, warum keine bestimmte Methode der Erwartung in allen Fällen entsprechen kann. Die nun allgemein zur Bezeichnung gewisser Fieber angewandten Nahmen *typhus*, *febris nervosa*, *febris asthenica* stiften ohne Zweifel vielen Schaden; denn offenbar bezeichnen sie Krankheiten, die nicht immer die nemliche Natur haben. Überhaupt sehe ich den gegenwärtigen Zustand der Fieberlehre für sehr unvollkommen und verwirrt an. Doch diese Digression ist bereits schon zu lange geworden. Ich ergreife daher den abgebrochenen Faden.

Sommerkurs (von Anfang Mai bis Ende August).

Botanik. Dr. *Rutherford.* Morgens von 8 bis 9 Uhr.

Dr. *Rutherford* hat ein sehr einfaches Äussere, so, dass man an demselben nie die ungewöhnlichen Fähigkeiten und die ausgebreiteten Kenntnisse, die er besitzt, suchen würde. Dieser verdienstvolle Gelehrte ist in allen Fächern der Physik und Heilkunde bewandert. *Chemie* soll sein Lieblingsstudium gewesen seyn. Ihm hat man die Entdeckung des *Azot*'s zu verdanken. (*Rutherford thesis de aëre mephitico* 1772.) Wenigstens schreibt die Britische Encyclopedie diese Entdeckung ohne Widerspruch dem Dr. *Rutherford* zu.

Eben derselbe ist der *Stifter der klinischen Schule* in *Edinburgh;* dessen klinische Vorlesungen werden auch überaus geschätzt. Dr. *Rutherford* berücksichtigt besonders die pathologische Anatomie während denselben, welches ihm wegen seiner grossen anatomischen Kenntnisse leicht fällt.

Es ist kein Zweifel, dass dieser Gelehrte auch eine grosse Stadtpraxis haben würde, wenn ihn die wiederhohlten Anfälle von Podagra nicht davon abhielten. Indessen geniesst er doch das besondere Zutrauen sehr vieler Menschen.

Ich habe das Vergnügen gehabt, eine botanische Vorlesung des Dr. *Rutherford* anzuhören, und sodann den *botanischen Garten* mit ihm zu sehen. Dieser liegt eine Englische Meile von *Edinburgh* auf dem Wege, der von da nach *Leith* führt. Er ist von beträchtlicher Grösse und in der besten Ordnung. Ich habe unter andern eine schöne *Ferula asa foetida* in der Blüthe gesehen. Der Garten in *Kew* hat diese Pflanze aus dem hiesigen gezogen.

Dr. *Rutherford* hatte Hoffnung gehabt, nach dem Tode des Dr. *Blak*'s Lehrer der Chemie zu werden. Als diese Stelle dem Dr. *Hope* übertragen wurde, fand sich Dr. *Rutherford* dermassen gekränkt, dass sich sein Charakter von dieser Stunde an sehr veränderte.

Naturgeschichte. Dr. *Walter.* Von 2 bis 3 Uhr.

Der gegenwärtige Lehrer war wegen Gesundheitsumstände seit zwei Jahren verhindert, diese Vorlesungen zu geben.

Dass die Klinik auch im Sommer gegeben werde, habe ich bereits erinnert.

Privatvorlesungen. Nebst den öffentlichen werden in *Edinburgh* mehrere *Privatvorlesungen* gegeben. Es steht Jedem frei selbe zu halten, ohne um irgend eine Erlaubniss anzusuchen. Man ist überzeugt, dass sich diejenigen, welche schlecht lesen, aus Mangel an Zuhörern von selbst das Verbot ihre Vorlesungen fortsetzen zu können, zuziehen werden.

Hier folgt das Verzeichniss derjenigen Privatvorlesungen, welche am meisten Beständigkeit haben.

Chemie. Diese Wissenschaft wird sowohl von Dr. *William Thomson*, als von Hrn. *John Murray* vorgetragen.

Dr. *Thomson.* Hr. *Davy* hatte mir einen Brief an diesen durch seine Werke bereits rühmlichst bekannten Chemiker mitgegeben. Dessen Vorlesungen werden ihrer Gründlickeit halber sehr hoch geschätzt,

und besonders von denjenigen besucht, welche sich in der Chemie ausbilden wollen. Ich hörte eine derselben mit an; Dr. *Thomson* sprach von der Verbindung des Sauerstoffes mit der Kohle, und trug, ohne ein Heft vor sich zu haben, die Geschichte dieses Gegenstandes so deutlich und gründlich vor, dass ich von Hrn. *Vauquelin* keine schönere Vorlesung erwartet haben würde. Vorzüglich interessant waren Dr. *Thomson*'s eigene Bemerkungen über das oxydirte Kohlenstoffgas.

Hr. *Murray* hat einen äusserst lebhaften schönen Vortrag, der wirklich jenem des Hrn. *Fourcroy* nahe kömmt. Dessen Vorlesungen werden auch von den meisten Studierenden, ja selbst von Damen besucht. Dieser nemliche Lehrer liest den Sommer hindurch über *materia medica* und *Pharmacie.*

Anatomie und *Physiologie.* Dr. *Barclay.* Er ist der Verfasser einer neuen anatomischen Nomenclatur; dessen Vorlesungen finden Beifall. Ich habe sie nicht besuchen können, weil Dr. *Barclay* blos des Winters liest.

Anatomie, *Wundarzneikunde* und *Accouchement.* Herr *Charles Bell.* Dieser wackere junge Mann hat ein sehr einnehmendes Äussere, und verräth viele Kenntnisse. Er besitzt eine interessante Sammlung von pathologischen Präparaten, von welchen er die Geschichten der vorausgegan-

genen Krankheiten aufweisen kann. Nebst dem hat Hr. *Charles Bell* mehrere anatomische, und in das Fach der Entbindungskunst schlagende Wachspräparate eigenhändig verfertigt, von welchen ich sagen muss, dass sie die schönsten, d. h. die natürlichsten sind, die ich je gesehen habe, jene von *Florenz*, *Wien* und *Paris* nicht ausgenommen. Hr. *Bell* ist zugleich ein besonders geschickter Mahler.

Chirurgische Klinik. Hr. *Russel.*

Dieser verdienstvolle Mann hat wohl den Titel eines k. Professors der Wundarzneikunde, gehört aber dessen ungeachtet nicht zur medizinischen Fakultät. Er gibt wöchentlich zweimal klinischen Unterricht in dem Spitale, welcher allgemeines Interesse erwecket.

Hr. *Russel* hat zwei Assistenten, Dr. *Brown* und Hrn. *Thomson.* Ich habe das Vergnügen gehabt, letzteren kennen zu lernen. Hr. *Thomson* ist vollkommen in der Literatur, besonders in der Deutschen bewandert. Dabei hat er einen grossen Eifer für seine Wissenschaft. Ich habe viele interessante Stunden mit diesem liebenswürdigen und gefälligen Manne zugebracht.

Über die *thierische Ökonomie (Physica animalis)* liest gewöhnlich Hr. *Allen*, der sich so eben auf Reisen befand. Ich habe sehr bedauert, des-

sen Bekanntschaft nicht machen zu können, indem ich aus jedem Munde sein Lob gehört habe.

Die Anzahl der Studierenden auf dieser hohen Schule übersteigt tausend; jene der Ärzte belauft sich gewöhnlich auf fünfhundert. Letztere sind verbunden, drei Jahre den Studien der eigentlichen Heilkunde zu widmen, bevor sie die Doctorswürde erhalten können; es seie denn, sie könnten beweisen, dass sie mehrere Zweige der Arzneiwissenschaft auf andern hohen Schulen zurückgelegt haben.

Die zur Erhaltung der Doctorswürde erforderliche Summe belauft sich auf fünfzehn Guineen. Jeder Candidat muss eine Dissertation schreiben, oder sich dieselbe wenigstens schreiben lassen. Im letztern Falle geben sich die Professoren nicht wie auf andern Universitäten mit diesem Geschäfte ab, sondern die Candidaten wenden sich an gewisse Ärzte, welche beinahe ihr Brod mit dieser Arbeit verdienen. Unter der Zahl dieser hat sich ehemals Dr. *John Brown* befunden. Dessen Sohn hat in dieser Hinsicht die Fussstapfen seines Vaters betreten. Mehrere der jungen Ärzte schreiben ihre Dissertationen selbst, aber in Englischer Sprache, und lassen sie dann blos in das Lateinische übersetzen.

Der Erhaltung der Doctorswürde gehen zwei Prüfungen voraus. Die erste wird von jedem Pro-

fessor einzeln in seiner eigenen Wohnung vorgenommen, und dauert eine Stunde. Wenn der Candidat will, so erfährt niemand etwas von diesem Examen, wesswegen er auch ohne Schande abgewiesen werden kann. Die zweite Prüfung wird von zwei Professoren auf der Universität vorgenommen. Der Candidat muss alsdann ein paar Texte des *Hippokrates* erklären, und einen praktischen Fall beurtheilen.

Die Ertheilung der Doctorswürde erfolgt zweimal des Jahrs. Ich war Augenzeuge von dieser Ceremonie; sie fand in der Bibliothek statt. Die Candidaten, vier und zwanzig an der Zahl, bildeten einen halben Kreis um einen Tisch, der von der andern Seite durch die Professoren geschlossen wurde. Letztere machten jedem Candidaten in lateinischer Sprache einige Schwierigkeiten, den Gegenstand der respectiven Dissertationen betreffend. Die Professoren sprechen ohne Ausnahme sehr schön, besonders elegant aber Dr. *Gregory*. Die Schottische Aussprache des Lateins ist sehr von der Englischen, die ein damit nicht bekannter Ausländer gar nicht verstehen kann, verschieden; jene nähert sich mehr der Italienischen, diese der Deutschen. Nachdem die Candidaten auf die an sie gemachten Schwierigkeiten geantwortet haben, finden die bei der Ertheilung der Doctorswürde gewöhnlichen CeremonienPlatz. Darauf gehen die Professoren der Reihe nach vor den neuen Doctoren vorbei, und drücken einem jeden die

Hände zum Glückwunsch. Die Doctoren erhalten sogleich ihre von den gesammten Professoren unterschriebenen Diplome. Unter den bei dieser Gelegenheit promovirten Ärzten zeichnete sich besonders Dr. *de Roches* aus *Genf* aus. Er schrieb eine schöne Dissertation über die medizinischen Eigenschaften des *Luppulus.* Ich kann hier nicht umhin, meine Verwunderung an den Tag zu legen, dass so wenige meiner Landesleute die Universität *Edinburgh* besuchen. Mit hundert Guineen kann ein jeder unter ihnen durch einen Winterkurs gut auskommen. Wie viele unserer jungen Deutschen Ärzte geben nicht mehr bei ihrem Aufenthalte in Paris aus, wo sie in Hinsicht der Arzneiwissenschaft gewiss doch nicht so viel gewinnen können! Freilich scheinen mehrere unter ihnen ganz andre Absichten zu haben, als sich gründliche Kenntnisse in ihrem Fache zu erwerben. Die ästhetischen Gegenstände und die Unterhaltungen nehmen den meisten, den grössten Theil ihrer Zeit auf eine Art, die sie gewiss mit der Zeit bereuen werden, hinweg. Ich erinnere mich, diese nemlichen Bemerkungen aus dem Munde meines Freundes Hrn. Dr. *Kapp* aus *Leipzig*, der solche während seines Aufenthalts in Paris mit wahrem Verdrusse ebenfalls zu machen Gelegenheit hatte, gehört zu haben. In *Edinburgh* herrscht ein sehr solider und schöner Ton und wahrer Eifer für die Wissenschaften unter der studierenden Jugend. Sie findet Gelegenheit, den Umgang der Professoren zu geniessen. Was besonders den Trieb

zu den Wissenschaften unter den Studierenden befördert, das sind die gelehrten Gesellschaften, welche unter ihnen Platz finden. Hieher gehört

Die k. medizinische Gesellschaft.

Sie wurde im Jahre 1737 gestiftet und 1778 von *Sr. Majestät dem Könige* feierlich bestättigt. Die Verfassung dieser Gesellschaft ist musterhaft. Sie versammelt sich blos des Winters wöchentlich einmal, weswegen ich keine ihrer Sitzungen habe besuchen können. Die ordentlichen Mitglieder derselben werden unter den ausgezeichnetsten studierenden Ärzten gewählt. Die Erwählten müssen das erste Jahr einen Beitrag von fünf Guineen, das zweite von einer Guinee, und das dritte zehn Schillinge zahlen. Mit diesem Gelde werden die Auslagen der Gesellschaft bestritten. Der grösste Theil desselben wird zum Ankauf auserlesener Bücher oder chemischer und physischer Apparate verwandt. Auch besitzt diese Gesellschaft bereits eine sehr ansehnliche Bibliothek und wohl bestelltes physikalisches Cabinet. Ihre Beschäftigungen bestehen vorzüglich in Debatten, wozu das Vorlesen von Dissertationen medizinischen Inhalts Anlass gibt.

Ich kann nicht aufhören, von der hohen Schule in *Edinburgh* zu sprechen, ohne von einem ihrer Lehrer Erwähnung zu machen, der, obschon er

nicht zur medizinischen Facultät gehört, dennoch selbst den Ärzten nicht gleichgültig ist. Ich spreche von dem Hrn. Professor *Dugald Steward*, Lehrer der Philosophie. Dieser verehrungswürdige Gelehrte ist hinreichend durch seine vortreflichen Schriften bekannt. Dessen Vorlesungen werden mit Enthusiasmus besucht, und von den Zuhörern leicht verstanden. Ich kenne wenige Menschen, deren Umgang so angenehm wäre, als der des Hrn. *Steward's*. Der moralische Charakter dieses Gelehrten wird so allgemein geschätzt, dass sich der Adel von England und Schottland glücklich schätzt, wenn er seine Kinder, die in *Edinburgh* studieren, der Aufsicht dieses edlen Mannes anvertrauen kann. Hr. *Steward* lebt in dem höchsten Grade des häuslichen Glückes. Seine Gattinn (eine Schwester der Gemahlinn meines unvergesslichen Freundes, Herrn Grafen *Purgstal's* in Wien) harmonirt in jeder Hinsicht mit dem Charakter und den Eigenschaften ihres Gemahls. Welches Glück, wenn die Philosophie von solchen Aposteln gepredigt wird!

Königliches Collegium der Ärzte.

Dieses Collegium steht in keiner Verbindung mit der Universität, obwohl die meisten Professoren Mitglieder desselben sind. Diejenigen Ärzte, welche zu diesen gerechnet werden wollen, müssen, wenn sie fremde sind, fünfzig, und als einheimische hundert Pfund Sterling erlegen. Das königl.

Collegium der Ärzte stellt eigentlich die medizinische Facultät dieser Hauptstadt Schottland's vor. Es hält seine Sitzungen in einem prächtigen Locale. Zu der Zeit, wo ich in *Edinburgh* war, bekleidete Dr. *Wright* die Stelle des Präsidenten bei diesem Collegium. Dieser würdige Mann hat lange Zeit der k. Marine als Arzt gedienet. Er schrieb eine Abhandlung über die *Medicinalpflanzen* von *Jamaica*, welche in Dr. *Simmons Sammlung medizinischer Abhandlungen* eingerückt ist. Dr. *Wright* ist eigentlich der erste, welcher das Begiessen mit kaltem Wasser bei Fiebern angewendet hat.

Königliches Collegium der Wundärzte.

Auch dieses Collegium steht in keiner Verbindung mit der Universität, und stellt eigentlich die chirurgische Facultät von *Edinburgh* vor. Es ist bekannt, dass die Wundarzneikunst vorzüglich in dieser Stadt cultivirt wird. Wem wäre auch der Nahme von *Benjamin Bell* und von *John Bell* unbekannt?

Herr *Benjamin Bell* ist ein Mann von einem angenehmen Äussern, und von zuvorkommender Höflichkeit. Er hat eine ungeheure Praxis in und um *Edinburgh*, so, dass es schwer fällt, dessen Umgang geniessen zu können. Die wenigen freien Stunden, welche diesem würdigen Manne übrig bleiben, verwendet er auf die Landwirthschaft. Hr. *Ben-*

jamin Bell hat über diesen Gegenstand ein Werk geschrieben, welches sehr hoch geschätzt wird. Er besitzt in der Nähe von *Edinburgh* ein Landgut, welches eine ausnehmend schöne und romantische Lage hat. Der allda vorhandene Obstgarten ist gewiss sehenswerth. Ich habe einen sehr angenehmen Tag bei dem Hrn. *Benjamin Bell* zugebracht. Die venerischen Krankheiten überhaupt, besonders aber diejenige, welche unter dem Nahmen *Sibbeus* bekannt ist, bildeten den Hauptgegenstand unseres Gespräches. Hierüber werde ich mich in der Folge erklären.

Herr *George Bell*, einer der Söhne des eben erwähnten Wundarztes, betritt die Laufbahn seines würdigen Vaters. Er hat die Güte gehabt, mir während meines Aufenthalts in *Edinburgh* viele Beweise von Freundschaft zu geben, wofür ich ihm hier öffentlich danke.

Herr *John Bell* ist nicht allein als ausgezeichneter Wundarzt, sondern auch als grosser Anatom bekannt. Er ist ein Mann voller Talente und Feuer. Dessen anatomisches Werk wird von seinem, bereits rühmlich angeführten, Bruder, *Charles Bell*, fortgesetzt werden.

Königliche Infirmerie.

Diese Anstalt verdankt ihre Entstehung dem eben genannten k. Collegium der Ärzte in *Edinburgh*. Dasselbe hat nemlich im Jahre 1725 eine Subskription zu diesem Endzwecke veranstaltet, die sich über 2000 Pfund Sterling erhoben hat. Die Unterstützer dieses Unternehmens haben sodann unter sich einen Ausschuss gewählt, der die Direction des Spitals übernommen hat. Für das Spital selbst wurde ein kleines Haus gemiethet, welches man durch die Aufnahme einiger weniger armer Kranken eröffnete. Mehr konnte aus Mangel an Einkommen nicht gethan werden, indem man das Kapital nicht angreifen wollte. Indessen wuchsen doch allmählich neue Beiträge zu. Im Jahre 1736 haben sich die Directoren dieses Krankenhauses an Se. Majestät den König mit der Bitte gewendet, dasselbe für ein königliches Institut zu erklären, und daher dieser Anstalt alle diejenigen Vortheile zukommen zu lassen, welche den königlichen Instituten zu Theil werden, d. h. die Beständigkeit des Instituts, die Erlaubniss, ein eigenes Siegel zu haben, Grundstücke zu kaufen, u. s. w. Nachdem diese Bitte gewährt worden war, nahm das Spital mit Riesenschritten zu. Man hat sich daher bald gezwungen gesehen, an den Bau eines eigenen Hauses zu denken. Im Jahre 1738 wurde mit der Hälfte desselben der Anfang gemacht. Nach und nach sah man sich in die Lage versetzt, das ganze Ge-

bäude aufführen zu können. Die Directoren dieser Anstalt haben nemlich alle Mittel versucht, um sich das zur Ausführung ihrer wohlthätigen Projekte nöthige Geld zu verschaffen. Bälle und Concerte, bei welchen sie die Auslagen bestritten, so, dass der Ertrag rein der Anstalt zufiel, wurden benutzt, um den edlen Zweck zu erreichen. Dieses gute Beispiel wirkte so mächtig, dass nach und nach der Enthusiasmus, für das Spital zu handeln, dermassen zunahm, dass selbst die Handwerker und Taglöhner zwei, auch drei Tage unentgeldlicher Arbeit dem Besten desselben aufopferten. Die grössten Beiträge fielen der Anstalt durch die Vermittelung des Hrn. *George Drummond*, und durch die Beiträge des Grafen *Hopeton* zu.

Dient nicht die Geschichte dieses Spitals zum abermaligen Beweis, wie gut die Anstalten gedeihen, die klein angefangen werden, und wie leicht es ist, Unterstützer zu finden, wenn man die Sache am gehörigen Orte anzugreifen weiss?

Die *Edinburgher* Infirmerie hat drei Stock, und besteht aus einem 210 Fuss langen *Corps de logis*, und aus zwei Flügeln. Man bemerkt allda drei Stiegen, wovon die grösste in der Mitte, die zwei übrigen dort, wo sich die Flügel mit dem *Corps de logis* verbinden, angebracht sind. Nebst den Zimmern, welche für die Kranken bestimmt sind, hat dieses Spital einen Saal, in welchem sich

die Directoren versammeln, einen zweiten, wo sich die Ärzte besprechen können, und endlich ein Zimmer, in welchem sich die Studenten aufhalten, um die Ankunft des klinischen Lehrers zu erwarten. Diese letzte Verfügung ist vortrefflich. In den klinischen Anstalten, wo dieselbe nicht Platz findet, bleibt kein anders Mittel übrig, als dass sich die Studenten in den zum Clinicum bestimmten Sälen selbst versammeln. Da nun durch den längern Aufenthalt einer öfters grossen Anzahl Menschen an einem verschlossenen Orte die Luft natürlicher Weise sehr verdorben werden muss, so sieht man leicht ein, welcher Schaden den allda liegenden Kranken zugefügt, und um wie viel leichter die Ansteckung unter der studierenden Jugend verbreitet werden muss.

Es befindet sich ferner in diesem Krankenhause ein schönes Amphitheater, in welchem die chirurgischen Operationen vorgenommen werden. Über zwei hundert Zuschauer finden in demselben bequem Platz. Dieser nemliche Ort dient auch zur Kapelle.

Zu ebener Erde bemerkt man zwei Küchen, eine Speisekammer, die Waschanstalt, die Wohnungen der Aufwärter, die Apotheke und deren Vorrathszimmer, u. s. w. Diese Anstalt ist, seitdem sie 1768 durch den Blitz beschädigt wurde, mit einem Wetterableiter versehen.

Die eine Hälfte des Spitals ist für männliche, die andre für weibliche Kranke bestimmt. Ihre Anzahl belauft sich zusammen auf 228 Köpfe. Da sich zwischen den Männer- und Weiber-Zimmern nicht allein die Stiege, sondern auch die oben erwähnten Versammlungs-Säle befinden, so ersieht man, dass die Geschlechter gehörig abgesondert sind.

Für die innerlichen Krankheiten ist der erste und zweite Stock bestimmt; die äussern Übel kommen in den dritten. Diese Verfügung wäre an und für sich nicht zu billigen, wenn dieselbe nicht dadurch gerechtfertiget wäre, dass sich das Amphitheater, in welchem die chirurgischen Operationen ausgeübt werden, auch in dem dritten Stocke befindet. Ferner ist auch die Stiege so breit, dass selbst Kranke mit Beinbrüchen oder Verrenkungen bequem bis in den dritten Stock getragen werden können. Indessen ist es doch gewiss zu wünschen, dass man bei Errichtung eines neuen Spitals darauf sehe, die chirurgischen Kranken immer zu ebener Erde, oder wenigstens in dem ersten Stocke zu legen. Eben so ist es zu wünschen, dass, wenn das Spital gross ist, wenigstens einige chirurgische Säle gleich bei dessen Eintritte Platz finden, damit man, wenn Verunglückte, die einer schleunigen Hülfe bedürfen, dahin gebracht werden, keine Zeit in dem Hause selbst verliere.

Aus dem bisher Gesagten erhellet, dass in der *Edinburghischen* Infirmerie die innern Krankheiten von den äussern getrennt sind. Das nemliche findet in Hinsicht der fieberhaften und chronischen Übel Platz. Dieses Krankenhaus hat nemlich das Verdienst, das erste gewesen zu seyn, in welchem man die sogenannten *Fieber - Säle* errichtete; ein Umstand, der allerdings den Directoren dieser Anstalt viel Ehre macht.

Auch die Errichtung eines eigenen *Kranken-Saals für Kindbetterinnen* verdient nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden.

Die venerischen Kranken weiblichen Geschlechts sind nicht allein von den übrigen Kranken getrennt, sondern auch noch unter sich in solche, welche die Seuche durch eine verwerfliche Lebensart sich zugezogen, und in solche, welche dieselbe blos durch ehelichen Beischlaf oder durch das Säugen der inficirten Kinder erworben haben, abgetheilt. Vortrefflich! — Zu den Nachtheilen, welche die Gesellschaft von den Spitälern zu befürchten hat, gehört gewiss auch das Sittenverderbniss. Diess gilt besonders von grossen Spitälern. Es hat mir manchmal sehr wehe gethan, Mädchen von guter Erziehung, die sich gemeinschaftlich mit verworfnen Kreaturen in den Kranken-Sälen des Wiener allgemeinen Krankenhauses befanden, vertraut mit denselben umgehen zn sehen. Die in die-

sem Spitale angestellten Geistlichen werden mir das Zeugniss geben, dass der erwähnte Umstand mehrmals der Gegenstand unsres Gespräches und unserer vereinten Bemühungen war. Selbst in Hinsicht der Absönderung der Männer von den Knaben haben wir manche Massregeln ergriffen, die wenigstens unsern guten Willen an den Tag legten. So lang aber die Aufsicht und die Bedienung der Patienten über die Kranken-Säle Menschen von der niedrigsten Klasse des Volkes anvertraut ist, wird es meines Erachtens niemals möglich seyn, die Sittlichkeit in dergleichen Anstalten einzuführen. Nur durch die Anstellung von Nonnen kann diesem grossen Übel gesteuert werden.

Die *Edinburgher* Infirmerie hat ferner eine doppelte *Bade-Anstalt*, nemlich eine für die sich darin befindenden Kranken, und eine für das gesammte Publikum. Obwohl es den Patienten des Spitals strenge verboten ist, letzteres zu besuchen, so hat doch die Idee allein, eine öffentliche Bade-Anstalt mit einem Krankenhause verbinden zu müssen, etwas Abschreckendes.

Die Errichtung einer doppelten Bade-Anstalt beweist, dass dieses Spital Überfluss an Wasser haben muss. Dies ist auch wirklich der Fall, denn das ganze Haus ist reichlich mit Wasserröhren versehen. Das Wasser kommt von dem *Behälter*, der ganz *Edinburgh* damit versieht; ein Gegenstand,

der von jedem Fremden gesehen zu werden verdient.

Endlich muss ich erinnern, dass die Kranken und Wiedergenesenden, welche Bewegung machen können, in dem an dieses Spital gränzenden Hofe und Garten alle Gelegenheit finden.

Die Anstalt, von welcher die Rede ist, dient nicht allein für Arme, sondern auch für Soldaten und Seeleute. Für erstere erhält sie eine Entschädigung vom Gouvernement.

Vom Anfange besorgten die Mitglieder des Collegiums der Ärzte abwechselnd jeder einen Monath das Spital gratis; da aber hiedurch einige Unordnungen entstanden sind, so haben nun die Directoren einen Arzt, welcher die nicht zur Klinik gehörenden Kranken täglich besucht, auf immer bestimmt. Dieser ist gegenwärtig der vortreffliche Dr. *James Hamilton*. Ich habe denselben mehrmals bei seinen Krankenbesuchen begleitet, und habe dabei Gelegenheit gehabt, einen Fall zu sehen, welcher ziemlich laut für die Lehre der Complicationen inflammatorischer und nervöser Übel zu sprechen scheint.

Ein Schiff von *Danzig* war vor kurzem in dem Hafen von *Lieth* mit einem bösartigen Fieber, das sich unterwegs entwickelt hatte, angekommen. Das

damit behaftete Schiffsvolk wurde also sogleich in das Spital, und zwar sowohl in die Klinik, als auch Dr. *Hamilton*'s Abtheilung gebracht. Hier befand sich ein Kranker, welcher gesammte Symptomen des bösartigen Fiebers hatte. Es wurden ihm gelinde, die Ausdünstung befördernde Mittel gegeben. Auf einmal entstanden alle Symptomen der Peripneumonie. Dr. *Hamilton* setzte mit dem vorher gegebenen Mittel aus, und liess eine Ader öffnen. Den folgenden Tag waren die Symptomen der Peripneumonie verschwunden. Die Schwäche schien zugenommen zu haben. Es wurde ein Blasenpflaster gesetzt. Nach einigen Tagen war der Kranke in dem Zustande der Reconvalescenz.

Auch die Wundärzte besorgten ehemals die Infirmerie abwechselnd. Aus ähnlichen Ursachen sah man sich gezwungen, vier unter denselben zu wählen, und ihnen das chirurgische Departement anzuweisen. Jeder derselben besorgte drei Monathe lang das Spital. Diese vier Wundärzte hatten das Recht, sich eben so viele Substituten zu wählen, die wie sie abwechselten. Aber auch diese Einrichtung wollte nicht gedeihen. Desshalb hat man jetzt die Verfügung getroffen, dass nur zwei Wundärzte in dem Spitale angestellt sind, welche zwei Assistenten haben. Nach dem Verlaufe von 2 Jahren werden diese Assistenten ordentliche Wundärzte, und die vorher ordentliche Wundärzte waren, werden nur blos als consultirende Wundärzte betrach-

tet. Die zwei ausgetretenen Wundärzte werden durch zwei neu erwählte Wundärzte ersetzt. Auf diese Art dient jeder dazu erkorne Wundarzt 6 Jahre lang dem Spitale, nemlich 2 Jahre als Assistent, 2 Jahre als Ordinarius und eben so viel als *Consultans*. Aber auch mit dieser Einrichtung sind wieder viele nicht zufrieden. Überhaupt haben grosse Streitigkeiten über die Verfassung des chirurgischen Departements in der *Edinburgher* Infirmerie statt gefunden, welche zu vielen Schriften, ja sogar zu ein Paar Quartbänden Anlass gegeben haben *). Was mich betrift, so gefällt mir die zuletzt angenommene Verfassung sehr gut, indem auf diese Art stets junge Wundärzte die chirurgi-

*) Observations on the mode of attendence of the Surgeons of *Edinburgh* on the Royal Infirmary, in a Letter addressed to the Royal College of Surgeons by *Benjamin Bell.* Edinburgh. 1800.

Appendix containing further remarks on the Surgical departement of Hospitals. By *Benjamin Bell.*

Outlines of a Plau for the regulation of the surgical Departement, of the royal Infirmary, submitted to the consideration of the Managers of that Institution. By *John Thomson.*

An Address to the members of the royal college of Surgeons on the regulations of the Surgical Departement of the Royal Infirmary. By *Andrei Wardrop.*

Additional Memorial to the Managers of the Royal Infirmary by *James Gregory.* Edinburgh 1803.

schen Patienten des Spitals besorgen, welche doch gewiss im allgemeinen den Wundärzten eines zu hohen Alters vorzuziehen sind. Indessen scheint mir der Termin von sechs Jahren zu kurz; wenigstens müsste ich *der* Stadt sehr viel Glück wünschen müssen, welche eine so grosse Anzahl von guten Wundärzten aufzuweisen hätte, dass ein so schneller Wechsel keine wenig Fähige in das Spital einführen sollte! Sechs Jahre Assistent, eben so lang Ordinarius und Consultans wäre wohl für die Anstalt vortheilhafter. Ich kann nicht aufhören, von der Infirmerie von *Edinburgh* zu sprechen, ohne, wie ich oben versprochen habe, von einer Krankheit Meldung zu machen, welche in Europa, dem nördlichen Schottland, wie man glaubte allein eigen seyn sollte, und von welcher ich einige Beispiele in diesem Spitale sahe. Ich spreche vom

Sibbens (*Yaws*).

Das *Sibbens* ist nemlich eine wahre venerische Seuche, welche das Sonderbare hat, dass sie sich nicht blos durch den Beischlaf und die gewöhnlichen Wege mittheilt, sondern, dass sie selbst durch den nähern Umgang mit Patienten, die an diesem Übel leiden, ansteckend wird, und zwar nicht allein durch den gemeinschaftlichen Gebrauch der Löffel, Trinkgläser und Tobakspfeifen, sondern auch durch das Tragen der inficirten Wäsche oder Kleidungsstücke. *Gilchrist*, *Benjamin Ball* und

Swediauer haben uns eine Beschreibung dieser Seuche gegeben. Ihre Zufälle gleichen ganz den Symptomen der gewöhnlichen Lustseuche, nur mit der Ausnahme, dass sich diese durch ein vorausgegangenes örtliches Übel der Zeugungstheile, das *Sibbens* aber, ohne vorläufige Localaffection dieser Organe äussert. Ich sah einige Kranke dieser Art in dem *Edinburghischen* Spitale. Unter andern untersuchte ich eine Frau, welche, ohne dass irgend ein örtliches Übel vorausgegangen wäre, mit Knochenschmerzen und offenbar venerischen Geschwüren der Haut und des Halses behaftet krank lag. Die Scheidewand ihrer Nase war bereits ganz zerfressen. Man behandelte die Kranke mit ätzendem Quecksilber mit dem besten Erfolge.

Bisher hatte man, wie gesagt, geglaubt, das *Sibbens* herrsche in Europa nirgends als im nördlichen Schottland. Dass sich nemlich eine ähnliche Krankheit in *Canada* vorfinde, war allgemein bekannt. Allein, auch ausser Schottland existirte vor kurzem ein ähnliches Übel in Europa unter dem Nahmen *Scherlievo* an der *Ungarischen Küste*, so wie in *Dalmatien*. Mein Vater behält sich vor, eine ausführliche Beschreibung dieser Seuche zu geben. Indessen werden folgende Nachrichten dem Publikum nicht gleichgültig seyn.

Im Jahre 1800 äusserte sich in *Dalmatien* eine Krankheit, welche zwar die Spuren der veneri-

schen Seuche trug, die man aber eher für ein *Lepra* ansah, da sie sich nicht blos durch den Beischlaf, sondern auch durch jeden nähern Umgang mittheilte. Mehrere Tausende von Menschen waren bereits angesteckt, als Dr. *Cambieri*, Physikus zu *Fiume*, diese, von den Einwohnern *Scherlievo* genannte, Krankheit für ein venerisches Übel, und jenes für das *Sibbens* der Schottländer erklärte. Dessen hierüber gestelltes Gutachten wurde durch den Hof meinem Vater mitgetheilt, und dieser stimmte der Meinung des Dr. *Cambieri* vollkommen bei. Dem zu Folge wurde das bestehende Übel nicht allein mit ätzendem Quecksilber geheilt, sondern auch durch die Errichtung von Spitälern und Anwendung anderer Massregeln der Verbreitung desselben vollkommen zuvorgekommen, so, dass diese Krankheit nach dem Verlaufe von beinahe drei Jahren ganz ausgerottet war. Dr. *Cambieri* äusserte bei dieser Gelegenheit die Meinung, dass das *Sibbens* oder der *Scherlievo* die ursprüngliche venerische Krankheit, so wie sie sich bei ihrer Entstehung in Europa zeigte, sei. Es ist nemlich allgemein bekannt, dass man lange nicht auf den Gedanken gekommen ist, die venerische Seuche verbreite sich durch Ansteckung während dem Beischlafe. Selbst die schnelle Verbreitung dieses Übels über ganz Europa lässt vermuthen, dass diess nicht der einzige Weg gewesen seyn mag, auf welchem sich die Lustseuche dazumal mittheilte.

Dyspensary.

Dieses Institut ist ganz nach dem Plane der, in dem ersten Bande dieses Werkes beschriebenen, *Dispensary's* von London eingerichtet. Es wurde im Jahre 1776 von Dr. *Duncan* gestiftet. Die Unkosten werden grösstentheils durch eine jährliche Subskription bestritten. Dr. *Duncan* der jüngere, Sohn des würdigen Professors, ist in dem *Dispensary* als Arzt angestellt. Ich zählte diesen wackern jungen Mann einst unter meine Zuhörer auf der hohen Schule zu *Pavia*. Mit grossem Vergnügen erneuerte ich seine Bekanntschaft in *Edinburgh*. Er hat sich vorzüglich dem Studium der medizinischen Polizei gewidmet. Da er die Deutsche Sprache vollkommen besitzt, so fällt es ihm leicht, aus den klassischen Schriftstellern, welche Deutschland in diesem Fache aufzuweisen hat, allen Nutzen zu schöpfen. Es wäre zu wünschen, dass man diesem kenntnissvollen Manne einen grössern Wirkungskreis verschaffen möchte. Ein Fach, in welchem es Dr. *Duncan* auch weit gebracht hat, ist die Pharmacie. Die durch ihn besorgte neueste Ausgabe des *Edinburgher Dispensatoriums* dient zum Beweise dieser Behauptung. Es wäre sehr zu bedauren, wenn es die Umstände nicht erlauben sollten, Dr. *Duncan* heute oder morgen unter der Zahl der Professoren zu sehen. Es mag sich manches mit gutem Grunde gegen eine Art von Erblichkeit der Professorsstellen sagen lassen, und die Uni-

versität *Edinburgh* mag bei diesem Systeme nicht immer am besten gegangen seyn; allein dasselbe gerade dort ändern zu wollen, wo die Reihe an einen wackern jungen Mann kommt, der sich gewiss gut auszeichnen würde, diess dürfte vielleicht auch nicht ganz dem Besten der Universität angemessen seyn.

Waisenhaus.

Andreas Gardner stiftete diese unter dem Nahmen *Orphan Hospital* bekannte Anstalt im Jahr 1732. Sie wurde nachher vorzüglich durch Subskriptionen und Geschenke unterstützt. Das nemliche findet in dem gegenwärtigen Augenblicke noch Statt. Das jährliche Einkommen dieser Anstalt, welches nicht höher dann auf 1000 Pfund Sterling angeschlagen werden kann, würde nemlich nie ohne eine solche Hülfe hinreichen, um gegen 150 Kinder zu erziehen. Diese werden im siebenten Jahre aufgenommen, und im neunzehnten entlassen. Man erzieht sie gewöhnlich zu Handwerkern auf. Das Locale dieser Anstalt wäre sehr gut, wenn es nicht eine so tiefe Lage hätte. Überhaupt hatte ich mir eine weit vortheilhaftere Idee dieses Instituts gemacht, als ich dieselbe realisirt gefunden habe. *Howard* hatte nemlich dem gegenwärtigen Waisenhause das Zeugniss gegeben, dass es eine der nützlichsten Anstalten dieser Art in Europa sei. Er hat die allda eingeführte Ordnung und Reinlichkeit ausserordentlich gelobt. Ich habe in dieser letzten

Hinsicht das Gegentheil beobachtet; ja ich erinnere mich nicht, ein unreineres und unordentlicheres Waisenhaus als dieses gesehen zu haben. Auch konnte ich nicht umhin, meine Verwunderung mehreren Einwohnern von *Edinburgh* zu erkennen zu geben, und sie um die Ursache eines solchen Widerspruches zu fragen. Ich erfuhr einstimmig, dass das Waisenhaus seit dem Absterben des Hrn. *Thomas Tod*, der es zu *Howard*'s Zeiten verwaltet hatte, sehr in Verfall gerathen sei; ein Umstand, über welchen sich die gegenwärtigen Aufseher desselben schämen sollten. Man sieht indessen hieraus, wie abwechselnd der Zustand von dergleichen Instituten ist, und wie sehr derselbe manchmal von *einer* Person abhänge.

Heriots Hospital.

Heriots Hospital verdanket seinen Ursprung dem Hrn. *George Heriot*, einem Goldschmiede. Derselbe erwarb sich ein so grosses Vermögen, dass er bei seinem Tode 23,625 Pfund Sterling und 10 Schillinge zum Unterhalte und der Erziehung armer und vaterloser Knaben der *Edinburgher* Bürger bestimmte. Nichts desto weniger erbten auch *Heriot*'s Freunde 60,000 Pfund Sterling.

Die Lage dieses Waisenhauses ist ausserordentlich schön und gesund. Das Gebäude wurde innerhalb der Jahre 1628 und 1650 errichtet. Es

ist sehr prächtig, und im Gothischen Style angelegt. Die zur Erbauung desselben erforderlichen Kosten beliefen sich auf 30,000 Pfund Sterling; dessen ungeachtet ist dem Institute noch ein jährliches Einkommen von 3000 Pfund Sterling geblieben.

Die Einrichtung des Heriots-Spitals ist ohne Ausnahme vortrefflich. Ein Umstand, der allda den höchsten Grad von Vollkommenheit erlangt hat, ist die *Beheitzung der Wohn-* und *Schlafzimmer*, so wie die *Bestellung* des *Feuers in der Küche*. Diese Einrichtung besteht erst seit wenigen Jahren, und hat dem menschenfreundlichen und kenntnissvollen Hrn. Grafen *Rumford* ihre Entstehung zu verdanken. Dieser liess die Öfen und die Küche unter seinen Augen bauen. Seit dieser Zeit ersparet die Anstalt jährlich 70 Metzen Kohlen (den Metzen zu 12 Centner gerechnet) und ist dann besser als jemals geheitzt. Die Küche gleicht vollkommen einem Cabinette. Eine einzige Köchin kocht allda für mehr denn hundert und zwanzig Personen, und scheint dabei kaum beschäftigt zu seyn. In dieser Küche bemerkt man weder Feuer und Rauch, noch den Geruch der Speisen. Durch eine sehr einfache Einrichtung steht es in der Köchin Macht, jedem Gefässe so viel Wärme zu verschaffen, als sie für nöthig hält. Die Wasserdämpfe werden theils zum Dämpfen der Erdäpfel gebraucht, theils, wenn sie condensirt sind, als warmes Wasser gebraucht. Der

Ofen, in welchem man den Braten röstet, ist äusserst zweckmässig eingerichtet. Überhaupt lässt sich eine solche Küche in jeder Hinsicht nicht genug loben. Ohne von der Ökonomie zu sprechen, bedenke man nur, wie vortheilhaft dieselbe für die Gesundheit der Kochenden ist. Die Anzahl der Übel, welche durch die Art unsrer Küchenfeuer, vermöge welcher die Köchinnen gleichsam mit dem Braten gebraten werden, entspringen, ist grösser als man glaubt. Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, dieselben in dem allgemeinen Krankenhause in Wien zu beobachten. Verlust von Esslust, Zittern der Glieder, Rothlauf, Kopfwehe und dergleichen waren die gewöhnlichen Folgen theils der unmittelbaren Wirkung des Feuers, theils des Trunkes, dem sich diejenigen so leicht ergeben, die an einem grossen Feuer arbeiten. Ferner muss die Verunstaltung der Haut, an Gesicht und Händen, welche die Wirkungen des Feuers nach sich ziehen, in Anschlag gebracht werden. Dass dieser letztere Umstand viele Mädchen und Frauen von höherer Herkunft öfters allein abhalte, die Kochkunst zu erlernen, oder die gehörige Aufsicht über die Küche zu führen, ist ausser Zweifel gesetzt. — In einer nach Graf *Rumford's* Grundsätzen eingerichteten Küche könnten die delikatesten Damen, ohne alle Gefahr ihren Händen und ihrem Gesichte zu schaden, sich der Kochkunst widmen. Mögen doch diese unbeschreiblichen Vorzüge das grosse Publikum einmal aufmerksam machen, und es bewegen, des

unsterblichen Grafen *Rumford*'s Vorschläge, eine bessere Beheitzung betreffend, zu benutzen! —

Die Anzahl der Zöglinge dieses Waisenhauses beläuft sich auf 120. Sie werden im Lesen, Schreiben, in der Arithmetik und im Latein unterrichtet. Diejenigen unter ihnen, welche zum Handel oder zu einem Handwerke übergehen wollen, erhalten beim Austreten 30 Pfund; diejenigen aber, die sich der akademischen Laufbahne zu widmen gedenken, bekommen 4 Jahre hindurch 10 Pfund. Diese Summe mag vor ein Paar hundert Jahren für einen Studierenden hingereicht haben.

Gillespie's Spital.

Herr *James Gillespie*, ehemals Kaufmann in *Edinburgh*, hinterliess nach seinem Tode den grössten Theil seines Vermögens zur Errichtung eines Versorgungshauses für alte Weiber und Männer, so wie zur Gründung einer *Schule* für 100 Knaben. Man erwählte zur Errichtung dieses Instituts einen vortrefflichen Ort, der sich auf einer Anhöhe befindet. Das bequeme, hiezu bestimmte Haus hat einen grossen freien Platz sammt einem Garten vor sich. Das Innere dieses Instituts ist reinlich. Nur die Köchin und die Küche dürften in dieser Hinsicht eine Ausnahme machen. Die allda verpflegten alten Leute, vierzig an der Zahl, bewohnen einzeln ziemlich geräumige Zimmer. Nur in

wenigen Stuben sind deren zwei beisammen. Sie scheinen sehr zufrieden und vergnügt. Die Bedingnisse zur Aufnahme dieser alten Personen sind folgende: Gute Aufführung, Armuth und Mangel an Unterstützung von andern frommen Stiftungen, das Alter von fünfzig oder mehreren Jahren. Vorzugsweise werden aufgenommen: 1) Personen, welche ehemals bei Hrn. *Gillespie* gedient haben; 2) solche, welche den Nahmen *Gillespie* tragen; 3) Einwohner von *Edinburgh* oder dessen Vorstädten. Personen, welche *Leith* oder jedem andern Theile der Grafschaft *Mid Lothian* zugehören; endlich ein jeder Schotte.

Die Schule nimmt 100 Knaben, ohne Rücksicht auf ihren Wohnort, auf, wenn dieselben arm sind, und nicht unter sechs, und nicht über zwölf Jahre haben. Diese Knaben werden im Lesen, Schreiben, Rechnen, so wie in der Christlichen Religion unterrichtet.

Nebst den bisher beschriebenen milden Stiftungen gibt es noch einige, eben so wohlthätige, die ich blos der Kürze halber nicht anführe. Des Capitains *William Horn*'s Vermächtniss kann indessen wegen der Originalität nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Derselbe hinterliess nemlich bei seinem Tode 3500 Pfund Sterling in den Händen des Magistrats, damit die Interessen dieser Summe jährlich an den Weihnacht-Feiertagen

unter die armen Taglöhner, welche zu dieser Zeit keinen Gewinn haben, vertheilt werde. Diejenigen unter diesen, welche grosse Familien haben, erhalten fünf Pfund Sterling, die übrigen bekommen 10 Schillinge.

Asylum zur Unterstützung dürftiger und arbeitsamer Blinden.

Die Anzahl der in diesem Institute sich befindenden Blinden belauft sich auf 27 männliche und 10 weibliche. Der grösste Theil unter ihnen hat das Gesicht durch die Pocken verlohren. Sie verfertigen Körbe, Teppiche und dergleichen. Dieses Institut wird durch freiwillige Beiträge unterstützt. Einige allda unterrichtete Blinde haben bereits ihr Glück gemacht. Unter diesen verdient *Dennis Maqueer* aus Irrland angeführt zu werden. Dieser Mensch kehrte, nachdem er sich in dem *Edinburgher*-Institute in verschiedenen Handarbeiten Geschicklichkeit erworben hatte, in sein Vaterland zurück, und errichtete allda in *Belfast* ein ähnliches Institut. Er ertheilte fünfzehn Blinden Unterricht, welche sich nun beinahe einen Schilling des Tages verdienen, während dem er auf eine halbe Krone täglich zu stehen kömmt. Vor kurzem schrieb er an *James Hunter*, einen andern Blinden des Asylums von *Edinburgh*, indem er denselben einlud, sich nach Irrland zu begeben,

und ihm beyzustehen. Er versprach ihm einen und einen halben Schilling wöchentlichen Lohn.

Gefängniss.

Dieses Gefängniss liegt mitten in der Stadt, und ist dicht mit Häusern umgeben. Es enthält über 60 Gefangene, theils Schuldner, theils Missethäter. Diejenigen unter ihnen, welche sich nicht selbst unterstützen können, erhalten eine kleine Summe von dem Hause selbst. Dieses Gefängniss ist so übel und schmutzig gehalten, dass es selbst in Deutschland zu den schlechtern Gefängnissen gezählet werden müsste. In einer Stube, wo sich Missethäter befanden, war die Luft so verdorben, dass es mir unmöglich fiel, mich allda über eine Minute aufzuhalten. Die Kranken liegen nebstdem mit den Gesunden vermischt. Mit einem Worte, dieses Gefängniss macht *Edinburgh* Schande.

Zuchthaus.

Das Zuchthaus, *Bridewell* genannt, ist hingegen das schönste in Europa. Es liegt ausserhalb der Stadt auf einer Anhöhe, welche jene grösstentheils dominirt. Der Bau dieser, nach *Howard*'s Grundsätzen angelegten, Verbesserungs- und Straf-Anstalt wurde im Jahre 1795 geendigt. Der Grundstein wurde 1791 mit grossen Feierlich-

keiten gelegt. Man begrub unter demselben mehrere gläserne Flaschen, in die man einige Münzen brachte, welche unter der Regierung des gegenwärtigen Königs geprägt worden sind. In andere dieser Flaschen wurden die Nahmen der gegenwärtigen Magistrats-Personen, ein Exemplar des *Edinburgher*-Almanachs und der vier hier gedruckten Zeitungen gelegt.

Das Gebäude, von welchem die Rede ist, hat viel Ähnlichkeit mit einem Gothischen Ritterschlosse, dessen Gestalt rund ist. An den Seiten sind länglichte Öffnungen angebracht, um Luft und Licht zuzulassen. Eine hohe Mauer umgibt dieses Zuchthaus in einer ziemlichen Entfernung, so, dass zwischen jener und diesem ein grosser Raum Statt findet. Der Eintritt ist mit einem starken Gitter verwahrt. Man kommt von da in die Wohnung des Aufsehers. Das Innere vom *Bridewell* ist auf eine ganz sonderbare Weise eingerichtet. Ich kann meinen Lesern keine bessere Idee davon geben, als wenn ich sie bitte, sich ein grosses, mit drei Reihen Logen versehenes Schauspielhaus vorzustellen. Wo dort die Bühne ist, da befindet sich im *Bridewell* die Wohnung des Aufsehers, und ober derselben jene des Wundarztes. Um hievon einen Begriff zu haben, bilde man sich ein, dass anstatt des Vorhanges, welcher die Bühne in den Zwischenakten des Schauspieles bedeckt, ein dreistockiges Gebäude sei. In dem halben

Kreise, den der übrige Theil des Schauspielhauses bildet, sind die Gefangenen zwei zu zwei gleichsam in Logen eingetheilt. Zwischen diesen Logen und denjenigen, welche man in einem Schauspielhause siehet, ist nemlich kein andrer Unterschied, als dass erstere von oben bis unten mit einem eisernem Gitter verwahrt sind. Durch diese Verfügung übersieht der Aufseher gesammte, in den drei Reihen von Logen befindliche Gefangene mit einem Blicke. Da nun dieselben ohne Ausnahme mit Spinnen beschäftigt sind, so gewährt ihr Anblick, von Seiten der Wohnung des Aufsehers, ein frappantes Schauspiel. Aber auch die Gefangenen geniessen von ihrer Seite einen schönen Anblick. Die Fenster der Wohnung des Aufsehers, auf welche sie eben so sehen, wie die Zuschauer in einem Schauspielhause auf die Bühne, sind nemlich mit Blumentöpfen besetzt, welche ein sehr heiteres Ansehn gewähren. Die Logen, in welchen die Züchtlinge arbeiten, öffnen sich rückwärts in einem halbzirkelförmigen Gange. Ihnen gegen über sind die zu einer jeden Loge gehörenden Schlafzimmer. Die Züchtlinge liegen hier ebenfalls zwei zu zwei beisammen. Während dem sie sich in den Arbeitszimmern oder Logen aufhalten, werden die Schlafzimmer gereinigt und gelüftet. Des Nachts geschieht das nemliche in Hinsicht ihres täglichen Aufenthalts-Ortes. Der Platz, welchen das *Parterre* in einem Schauspielhause einnimmt, dient dem Züchtlingen zum Speise-Saal. Allda

wird auch der Gottesdienst verrichtet. Die Beheitzung dieser gesammten Anstalt ist auch nach *Rumford*'schen Grundsätzen eingerichtet. Die von zwei Öfen ausgehenden Röhren treiben den Rauch durch einen grossen Theil des Hauses. Mit Wasser ist *Bridewell* im Überflusse versehen. In jedem Stockwerke desselben bemerkt man Abtritte, welche gehörig mit Wasser abgespült werden können.

Bevor ich die Beschreibung von *Edinburgh* schliesse, muss ich noch eines Arztes erwähnen, der meine Hochachtung besitzt. Er wohnet in dem benachbarten Seehafen *Leith*. Sein Nahme ist Dr. *Cheyne*. Die Art, mit welcher dieser junge Mann die medizinische Laufbahn betreten hat, lässt mit Grunde hoffen, dass er sich immer mehr auszeichnen, und die gute Meinung, welche man von den Vorzügen der Schottischen Ärzte hat, ferner bestättigen werde. Der erste Theil eines Werkes, welches Hr. Dr. *Cheyne* über die *Kinderkrankheiten* zu schreiben angefangen hat, enthält viele wichtige Bemerkungen, und verdient allerdings in andere Sprachen übersetzt zu werden.

Mehrere meiner Leser werden endlich, nicht ohne einiges Recht, nähere Nachrichten über Dr. *John Brown* von mir erwarten, da nemlich dieser berühmte Reformator der Heilkunde den grössten Theil seines Lebens in *Edinburgh* zubrachte. Ich

werde ihre Neugier, so viel diess von mir abhängt, befriedigen, und denselben hierdurch einen Beweis der Aufrichtigkeit geben, mit welcher ich, meine Gesinnungen an den Tag zu legen, mir ein Gesetz gemacht habe. Da ich von einer Seite mit den Söhnen und mit mehreren Freunden des Dr. *Brown*, von der andern aber mit dessen erklärtesten Gegnern umgegangen bin, so ist es mir eben nicht schwer gefallen, durch die Zusammenhaltung der durch sie gefällten Urtheile wo nicht die Wahrheit zu erreichen, ihr jedoch sehr nahe zu kommen.

Dr. *John Brown* hat allerdings zu seiner Zeit grosses Aufsehen in *Edinburgh* erregt, und diess besonders unter der studierenden Jugend. Die meisten Professoren waren bekanntlich seine Feinde. *Brown*'s Benehmen gegen *Cullen* wird beinahe allgemein für undankbar erklärt. Dieser hatte ihn mit Wohlthaten überhäuft, als er auf einmal mit ihm brach. Einige suchen *Brown* dadurch zu vertheidigen, dass sie vorgeben, *Cullen* habe *Brown* in spätern Jahren noch immer so *en bagatelle* behandelt, wie er es wohl früher hatte thun können, wie es aber *Brown*, als er sich zu fühlen anfing, nicht wohl ertragen konnte. Unter andern soll *Cullen* ausgerufen haben, als *Brown* um eine Kanzel auf der Universität *Edinburgh* anhielt; "Was? unser *Hanns* will Professor werden!"

Dr. *Brown* war, seine Neigung zum Trinken abgerechnet, ein vortrefflicher Familienvater. — Er floh aber den Umgang gebildeter Menschen, wesswegen man ihn auch in den guten Gesellschaften nicht persönlich kannte.

Die Fähigkeiten des Dr. *Brown* werden von niemanden (den Dr. *Gregory* vielleicht allein ausgenommen,) in Zweifel gezogen. Indessen hat seine Theorie niemals in Britannien Glück gemacht, wie diess überhaupt mit jeder medizinischen Theorie allda der Fall ist. Selbst *Cullen* wird blos als praktischer Arzt hochgeschätzt; über seine Theorie geht man hinaus. Ja, dieser grosse Arzt erklärte sogar bei verschiedenen Gelegenheiten selbst, dass er seine Theorie blos ersonnen hätte, um den Geist der jungen Ärzte zu beschäftigen, so wie man dem Wallfische ein Fass hinwerfen muss, um ihn einstweilen zu unterhalten (*there must be a tub to amuse the Whale*). Bei den Ärzten Britanniens wird kein medizinischer Schriftsteller allgemeinen Beifall finden, wenn er nicht reine Resultate aus der Erfahrung aufstellt, oder wenigstens die Materialien hiezu ohne allen Prunk liefert. Hat daher die Erregungstheorie in England keinen Beifall gefunden, so hatte das nemliche Schicksal die vorhergegangenen *gastrischen* und *biliösen Theorien* getroffen, welche in Deutschland so viel Aufsehen erregten, und es noch wirklich in Frankreich thun. *Stoll's* Werke geniessen wenigstens die allgemeine

Achtung der Britischen Ärzte nicht. Unter allen systematischen medizinischen Schriftstellern der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird *Borsieri* am höchsten geschätzt. Beinahe jeder Britische Arzt besitzt dessen Werke. Der älteste Sohn des Dr. *John Brown* hat dieselben in das Englische übersetzt.

Dr. *John Brown* selbst hat keine Praxis gehabt, diejenige vielleicht ausgenommen, die er sich erworben haben mag, als er bei *Cullen* lebte. Da es jenem gegen Ende übel ging, so dachte er darauf, sein Vaterland zu verlassen, und nach Deutschland zu kommen. Dr. *Brown*'s Söhne theilten mir hierüber eine Anekdote mit, die ich hier, ohne sie verkürzen zu wollen, anführe. Während des letzten Aufenthalts des Dr. *Brown*'s in *London* machte er Bekanntschaft mit einigen Personen, welche zu der k. Preussischen Gesandtschaft am Englischen Hofe gehörten. Durch ihre Verwendungen wurde er bei dem Berliner Hofe empfohlen. Diese Empfehlung hatte so gute Wirkung, dass Dr. *John Brown* wirklich nach *Berlin* hätte kommen sollen, als dieser Ruf durch einen sonderbaren Zufall in die Hände eines andern *Brown*'s fiel, der sich dem zu Folge dahin begab.

Glascow.

Glascow liegt 42 Englische Meilen von *Edinburgh*. Diesen Weg legte ich den 9ten Juli 1803 in siebenthalb Stunden zurück.

Ein Reisender läuft nie grössere Gefahr ein ungerechtes Urtheil zu fällen, als wenn er sich nach einem Aufenthalte, der ihn vollkommen befriedigt hatte, in eine andere fremde Stadt begibt. Diese Gefahr ist um so grösser, wenn er allda auf einen Gasthof stösst, wo man ihn übel bewirthet. Man sollte es kaum glauben, wie viel dieser Umstand auf das Urtheil, welches Reisende über die Vorzüge dieser oder jener Stadt fällen, einfliesse. Nach einer guten Bewirthung kommen dem Reisenden viele Gegenstände *couleur de Rose* vor, die er im entgegengesetzten Falle schwarz siehet. Von allem diesem überzeugt sahe ich mich gezwungen, mir alle Gewalt anzuthun, um nicht ungerecht über *Glascow* zu urtheilen. Nicht allein war ich nemlich in ein elendes Gasthaus gerathen,

sondern der Zufall wollte auch, dass beinahe alle die Personen, an welche ich in *Glascow* Briefe hatte, auf dem Lande waren. Es ist hier nemlich Sitte, dass nicht allein ein grosser Theil der Einwohner den Sommer auf dem Lande zubringt, sondern auch, dass diejenigen unter ihnen, welche sich wegen Geschäfte nicht lange entfernen können, wenigstens des Sonnabends die Stadt verlassen, und erst Montags dahin zurückkehren. Da ich nun an einem Sonnabende in *Glascow* angekommen bin, so war es natürlich, dass ich beinahe niemand antreffen konnte. Indessen ist es mir doch gelungen, eines meiner Empfehlungsschreiben an Hrn. *Cumin* anzubringen. Er ist, wenn ich nicht irre, Lehrer der Orientalischen Sprachen an der Universität zu *Glascow*. Zu dem wenigen Interesse, das ein unbekannter Arzt einem solchen Manne einflössen kann, kam noch ein andrer Umstand. Einer meiner Freunde hatte mir einen Brief an diesen Professor gegeben. Nichts war also natürlicher, als dass ich glauben sollte, der Brief käme unmittelbar von meinem Freunde des Hrn. *Cumin;* das war aber nicht der Fall. Mein Freund hatte sich den Brief von einer dritten Person verschafft, die mich, ohne mich zu kennen, Hrn. *Cumin* empfohlen hatte. Ich kann es dem zu Folge diesem nicht verdenken, dass er mich ziemlich trocken empfangen hat. Indessen hatte er doch die Güte, mich alsogleich in das Spital zu führen, und mich allda

dem Apotheker anzuempfehlen, damit mir derselbe diese Anstalt zeigen möge.

Königliche Infirmerie.

Diese Krankenanstalt hat den besten Ruf in Britannien, und wird allgemein für ein Modell aller Spitäler angesehen. Hr. *Pictet* gibt ihr ein ähnliches Zeugniss in seinen interessanten Briefen über England und Schottland. *) Ich war daher besonders begierig, dieses Krankenhaus genau zu untersuchen.

Die k. Infirmerie von *Glascow* liegt auf einer Anhöhe, die sich dicht an der Stadt befindet. Erstere steht frei, und hat sich die umliegende Gegend eigen gemacht, damit es niemanden einfallen möge, um sie herum zu bauen. Doch liegt die Cathedralkirche mit einem grossen Gottesacker dicht an der Imfirmerie. Das Gebäude, in dem sich dieselbe befindet, ist prächtig. Dessen Façade hat im kleinen einige Ähnlichkeit mit dem *Hôtel des Invalides in Paris*. Vor dem Spitale ist eine grosse, mit einem eisernen Gitter umgebene Terrasse. Das Spital selbst hat vier Stock, ohne einen fünften zu zählen, der sich unter der Erde befindet. So wie man in diese Anstalt tritt, kommt

*) Bibliotheque britannique.

man in ein schönes *Vestibulum*. Wie sehr stach nicht die an diesem Orte herrschende Unordnung und Unreinlichkeit mit der Bauart desselben ab! Links beim Eintritt stand ein zerrissener schmutziger Schirm, auf welchem mehrere Lumpen, alte Strümpfe und dergleichen lagen; und rechts sahe ich einen mit Staub überzogenen Tragsessel. Nicht weit davon lagen eiserne Stangen und andere Geräthschaften.

Ich wurde zuerst in den unterirdischen Stock geführt. Allda sahe ich die *Apotheke*, das *Laboratorium*, eine *Bade-Anstalt*, die *Küche* und die *Speisekammer*.

Die *Apotheke* ist klein und finster, und das Laboratorium so enge, dass man sich kaum darin umdrehen kann. Letzteres ist reichlich mit Wasser versehen, dessen Zu- und Abfluss sehr bequem eingerichtet ist.

Die *Bade-Anstalt* besteht aus zwei Zimmern. In dem einen derselben ist das warme, in dem andern das kalte Bad. Dieses ist klein und feucht. Die Bade-Wanne ist eingemauert, und kann blos für *eine* Person dienen. Das Wasser stürzt mit starker Gewalt in diesen Behälter. Das Zimmer für die warmen Bäder konnte ich nicht sehen, weil man den Schlüssel dazu vermisste! Die Kranken, welche sich nicht in die Bade-Anstalt begeben kön-

nen, bekommen die Bäder an ihre Betten. Hiezu dienen portative Bade-Wannen von Blech. Diese haben die Gestalt eines Schuhes. Es muss schwer seyn, sehr schwache Kranke, oder solche, die mit Rheumatismus behaftet sind, in diese Wannen zu bringen; und noch schwerer muss es fallen, dieselben heraus zu ziehen.

Die *Küche* ist zwar geräumig, aber so eingerichtet, dass man glauben sollte, es habe nie ein Graf *Rumford* gelebt. Nicht allein brennt in einem Kamine ein höllisches Feuer, sondern alle übrigen Feuerplätze sind auf das zweckwidrigste eingerichtet. Neben der Küche ist ein Ort, wo man das Küchengeräthe wäscht. Derselbe sah so schmutzig aus, dass mir Eckel ankam. In die Speisekammer wollte man mich nicht führen; ich warf dessen ungeachtet einen Blick hinein, und nahm eine grosse Unordnung wahr.

Im ersten Stocke sieht man rechts und links, d. h. in einem jeden der Flügel des Gebäudes *einen* Kranken-Saal; das nemliche findet in den drei übrigen Stöcken Platz. Dieses grosse Spital enthält folglich nicht mehr, denn acht Krankenzimmer. Dieselben sind im ersten Stocke durch das Versammlungs-Zimmer, im zweiten durch den Operations-Saal, im dritten durch die Wohnung der Aufseher (die überall das *Corps de Logis* einnehmen), getrennt. Jedes Krankenzimmer hat zwölf Betten,

Dieselben stehen zu zwei und zwei in den Räumen, welche zwischen den Fenstern sind, recht dicht an einander. Jedes Krankenzimmer hat nemlich sechs Fenster, wovon drei auf jeder Seite. Sie stehen sich gerade gegen über, so, dass das Spital durchsichtig ist, und gewiss vollkommen durchlüftet werden kann. Auch die Thüre, welche rechts und links von dem *Corps de Logis* in die Krankenzimmer führt, steht dem Kamine gegen über. An beiden Seiten des Kamines eröffnen sich Thüren, welche in einen runden Gang führen, an dessen Seite vier kleine Zimmerchen sind, wovon zwei für sehr unruhige Kranken, eines für den Abtritt, und das vierte zu einem Waschzimmer dienen. Letztere sind reichlich mit Wasser versehen. Der Gang, welcher zu diesem Zimmer führt, steht zugleich mit der Stiege in Verbindung. Nebst der Hauptstiege, die in dem *Corps de Logis* bemerkt wird, hat nemlich jeder Flügel an seinem Ende eine eigene schöne Stiege. (Da die Aufseher über dieses Krankenhaus die Mitte des Gebäudes bewohnen, so dürften solche Stiegen zu manchen schädlichen Unterschleifen Anlass geben.)

Die Bettstellen sind durchaus von Eisen; der Grund derselben ist jedoch mit Brettern belegt. Jedes Bett ist mit Strohsack, Matratze und guten Leintüchern versehen. Die Bettdecken sind gefärbt. Da die Stelle eines jeden Bettes, wo der Kranke seinen Kopf hält, gegen die Mauer zu stehen

kommt, und da nichts zwischen ihr und dem Kopfe des Kranken Platz findet, welches denselben verhindern könnte, seinen Kopf an die Mauer zu lehnen, so bemerkt man an der erwähnten Stelle der Mauer ober jedem Bette einen Schmutzflecken, der einen abscheulichen Anblick verursacht. Die Reinlichkeit war überhaupt in keinem der Kranken-Säle vollkommen; besonders schmutzig sahe es um den Kamin aus. Die allda aufgehängten Tabellen, welche die Tagesordnung enthalten, waren so schmutzig, dass man sie kaum lesen konnte. An den Thüren, welche zu den Nebenzimmern führen, sahe ich in einigen Sälen unreine Wäsche, Lichter und dergleichen hängen. Die Wärterinnen waren ebenfalls nicht reinlich angezogen. Eine derselben hatte ihre Haare ungekämmt über die Schultern hängen. In verschiedenen Sälen stank es nach Tobackrauche.

Die inneren Krankheiten sind von den äussern getrennt. Diese befinden sich in dem obersten Stocke. Der Operations-Saal ist sehr gross, und kann gegen 200 Zuschauer enthalten. Da sich derselbe im zweiten Stocke befindet, und das Licht von einer *Cupola*, die über dem vierten Stocke angebracht ist, herabfällt, so glaube ich nicht, dass derselbe sehr günstig seyn könne. Übrigens wird hier viel operirt. So versicherte mich nicht allein der Apotheker mit stolzer Miene, sondern so sprechen auch die durch die Directoren des Spitals

bekanntgemachten Akten. Im Jahre 1802 wurden unter 324 Kranken, die mit äusserlichen Übeln dahin kamen, 52 operirt. Die Anzahl der in dem erwähnten Jahre aufgenommenen Kranken belief sich überhaupt auf 745, welche zu den 75 Patienten, die von dem vorigen Jahre übrig geblieben waren, gerechnet die Summe von 820 ausmachen. Von diesen wurden 548 geheilt, und 72 gebessert. Mit Tode sind 41 abgegangen. Die Übrigen wurden theils auf eigenes Verlangen, theils weil sie unordentlich oder mit Beschwerden behaftet waren, die nicht für das Krankenhaus geeignet sind, ungeheilt entlassen. Auf das folgende Jahr blieben 91 Patienten zurück.

Die Kranken werden täglich von den Ärzten und Wundärzten Nachmittag von 2 bis 3 Uhr besucht. Die Directoren dieses Spitals wählen jährlich vier Wundärzte und 2 Ärzte. Jeder von den erstern besorgt 3 Monathe, und jeder von letztern sechs Monathe hindurch die Anstalt *gratis*.

Die Diät wird in diesem Spitale nach Umständen verändert. Man kauft nemlich, was zu jeder Jahreszeit am wohlfeilsten ist. Bei der ganzen Portion erhalten die Kranken gewöhnlich dreimahl die Woche Rindfleisch, die übrigen Tage bekommen sie Eyer oder Käse. Zur Zeit, wo man die Fische, besonders die Häringe, wohlfeil haben

kann, werden ihnen diese gegeben. Die schwachen Kranken erhalten Fleischbrühe.

Aus dem bisher Gesagten erhellet, dass die Infirmerie in *Glascow* weit von demjenigen Zustande der Vollkommenheit entfernt ist, in welchem man sie vermuthet. Indessen ist es auch wahr, dass die grösste Menge der angemerkten Fehler durch eine bessere Aufsicht in wenigen Tagen verbessert werden könnten, und vielleicht wirklich schon verbessert worden sind. Da ich nemlich nachher mit einigen Directoren dieses Krankenhauses gesprochen, und ihnen meine Meinung ganz freimüthig gesagt hatte, so dankten sie mir nicht allein dafür, sondern versicherten zugleich, dass sie alles anwenden werden, um die Ordnung in der ihnen anvertrauten Anstalt wieder herzustellen. In diesem Falle wollte ich auch gut stehen, dass sie sich nicht über den Mangel an Unterstützung von Seiten des Publikums zu beklagen haben werden, wie diess im vorigen Jahre geschehen ist.

Universität.

Die hohe Schule von *Glascow* besitzt keine vollkommne medizinische Facultät. Die Arzneiwissenschaft wird nemlich allda blos von zwei Professoren gelehrt, d. i. von Dr. *Freer* und Dr. *Taffray*. Jener liest über *theoretische Medizin*, dieser über *Anatomie* und *Botanik*. Nebst den eigentli-

chen Professoren rechnet man zu dieser Universität noch eine andere Gattung von Lehrern, welche unter dem Nahmen *Lecturers* bekannt sind. Sie haben keinen Antheil an den Facultätsgeschäften, geben aber übrigens ihre Vorlesungen wie die eigentlichen Professoren. Die medizinischen *Lecturers* sind Dr. *Millar* und Dr. *Cleghorn*. Ersterer liest *Materia medica*, dieser *Chemie*. Dr. *Millar* war ein Schüler von *John Brown*, und wird auch wirklich zu den eifrigsten Anhängern der Lehre desselben gezählet.

Da gesammte angeführte Lehrer der Heilwissenschaft, den Dr. *Cleghorn* allein ausgenommen, auf dem Lande waren, so habe ich ihre Bekanntschaft nicht machen können. Die hohen Schulen fangen nemlich auf der hiesigen Universität im Monathe November an, und endigen sich im Mai. Während den Ferien entfernen sich beinahe gesammte Professoren. Dr. *Cleghorn* ist einer der ausgezeichnetsten Ärzte Schottlands. Ohne seine Güte wäre mir der Aufenthalt in *Glascow* noch unangenehmer geworden. Er opferte einen Theil seiner kostspieligen Zeit auf, um mir Auskunft über verschiedene merkwürdige Gegenstände zu geben. Unter andern theilte mir Dr. *Cleghorn* folgende Nachricht mit, welche ich für sehr wichtig ansehe: *Glascow* ist eine vollkommene gesunde Stadt. Obwohl dieselbe mit Sümpfen in der Entfernung von drei Englischen Meilen beinahe umgeben ist, so

herrschen doch keine intermittirenden Fieber allda. Als ich Dr. *Cleghorn* um die Ursache dieser wichtigen Erscheinung fragte, erklärte er mir: Die Erfahrung habe gelehrt, dass die Sümpfe nie intermittirende Fieber erzeugen, wenn dieselben von *Torf* umgeben sind; ein Fall, der gerade in Hinsicht der *Glascow* umgebenden Sümpfe Statt findet. Dr. *Cleghorn* wagt es nicht, diese Erfahrung zu erklären. Sicher ist es, dass der Torf, welcher die Sümpfe umgibt, da er sehr begierig die Feuchtigkeit an sich ziehet, dieselben gleichsam austrocknet.

Auf einem Spatziergange, den ich in Gesellschaft des Dr. *Cleghorn* an den Ufern des Flusses Clyde, der sich durch grosse, mit Bäumen besetzte Wiesen schlängelt, vornahm, sahe ich eine Anstalt, die mir sehr wohl gefiel. Ich spreche von einem *öffentlichen Waschhause*. Dasselbe steht auf einer der oben erwähnten Wiesen. Um einen kleinen Geldbetrag kann sich allda jedermann sein Weiszeug selbst waschen, oder waschen lassen. Es wäre zu wünschen, dass eine solche Anstalt nachgeahmet würde. Auch zweifle ich nicht daran, dass dieselbe in den Händen sachkündiger Menschen sehr viel eintragen würde. Durch eine nach *Rumford*'schen Grundsätzen eingerichtete Waschküche liess sich ein ungemein beträchtliches Holzersparniss erwarten. Ein einziger Feuerherd würde gewiss hinreichen, eine ungeheure Menge Wasser zu

erwärmen, und die Biegeleisen zu erhitzen; wobei ich gar nicht einmahl den Nutzen in Anschlag bringen will, den man aus den Wasserdünsten und aus dem Rauche ziehen könnte. Die Asche dürfte zur Bereitung der Seife verwendet werden. Durch die zweckmässige Vertheilung der Arbeit würden ohne Zweifel dreissig Personen in einer solchen Waschanstalt mehr leisten, als auf dem gewöhnlichen Wege dreihundert Personen leisten können. Nicht weit von der erwähnten Waschanstalt an den Ufern der *Clyde* bemerkte ich eine *Rettungsanstalt für Ertrunkene*, mit der Aufschrift: *Humane Society Hous.* An dessen Mauer steht eine Inschrift, durch welche diejenigen, welche in dem Flusse baden wollen, von der Tiefe verschiedener Stellen, und folglich vor den gefahrvollen Orten gewarnt werden.

Nachdem ich einige Muselin- Stahl- und andere Fabriken durch die Güte des würdigen Dr. *Cleghorn*'s gesehen hatte, trat ich den 11ten Juli 1803 Nachmittags meine Reise nach *Liverpool* an. Mit der *Mail coach* konnte ich blos bis nach *Carlisle* accordiren. Bis dahin ist die Gegend gebirgig und wild, beinahe so, wie im Italienischen Tyrol. Des Abends kam ich in *Moffat*, einem kleinen Städtchen, das durch seine Schwefelbäder berühmt ist, an. Leider wurden uns blos einige Minuten Aufenthalts eingestanden, wesswegen ich keine Zeit hatte, um mich in die Bade-Anstalten zu begeben, oder mit den Bade-Ärzten sprechen zu können. Ich

war so glücklich, in *Moffat* die angenehmste Reise-Gesellschaft zu erhalten, auf welche Art die ohnehin kurze mondhelle Nacht in einem Augenblicke vorüber zu gehen schien. Um halb 5 Uhr Morgens waren wir bereits in *Carlisle* eingetroffen. Wenn ich nicht irre, liegt diese Stadt 70 Englische Meilen von *Glascow*. *Carlisle* liegt in einer sehr angenehmen Gegend. Ich hielt mich allda eine Stunde auf, und fuhr dann mit einem der schiffartigen Wägen *long-coach* genannt, nach *Liverpool* ab. Obwohl diese zwei Orte 120 Englische Meilen von einander entfernt liegen, so zahlte ich für diese ganze Reise, mit Inbegriff meiner Bagage, nicht mehr dann 15 Schillinge. Um 10 Uhr des nemlichen Tages (12ten Juli) erreichten wir das lebhafte Städtchen *Penrith*. Die Gegend bis dahin könnte nicht mahlerischer seyn. Wie viele Überwindung hatte es mich nicht gekostet, keinen Seitensprung rechts zu machen, um die berühmten Seen der Grafschaft *Cumberland* zu besuchen. Der gerade Weg führte mich durch *Kendal* nach *Lancaster*, eine beträchtliche Stadt, welche von einer Seite an das Meer, von der andern an fruchtbare Hügel gränzt. Von da aus genoss ich das grosse Schauspiel der untergehenden Sonne. Den folgenden Morgen (13ten Juli) um 7 Uhr verliess ich *Lancaster*. Um 11 Uhr fuhr ich durch *Preston*, ein beträchtliches Städtchen, in welchem so eben das Wettrennen (*Races*) gehalten wurde. Des

Nachmittags traf ich in *Liverpool* ein. Die Gegend blieb sich immer gleich, nur wurde sie stets fruchtbarer. Von *Carlisle* bis hieher bemerkte ich auf beiden Seiten der Heerstrasse eine unzählige Menge von der *Digitalis purpurea*.

Liverpool.

Liverpool ist, nach *London*, die grösste Handelsstadt in England. Dass der allda vorhandene Reichthum zu edlen Zwecken verwendet werde, wird aus der Darstellung folgender nützlicher und wohlthätiger Anstalten erhellen. Bevor ich jedoch dieselben beschreibe, sei es mir erlaubt, von dem Manne Meldung zu machen, durch dessen Güte ich jene Anstalten zu sehen bekommen habe. Ich spreche von Dr. *James Currie*. Dieser vortreffliche Arzt ist dem Auslande durch seine Werke rühmlichst bekannt. Er geniesst die allgemeine Achtung Britanniens im vollsten Masse, und diess nicht allein als Arzt, sondern auch als Mensch. Dessen Verdienste um *Liverpool* stehen mit der Dankbarkeit der Bewohner dieser Stadt in vollkommnen Verhältnisse. Ich schätze mich glücklich, mit diesem verdienstvollen Manne und dessen Familie drei volle Tage zugebracht, so wie in seiner Gesellschaft alles Merkwürdige gesehen zu haben.

Das erste Gespräch, welches zwischen Dr. *Currie* und mir vorfiel, betraf die *Behandlung des Typhus durch das Begiessen oder Waschen mit kaltem Wasser.* Dr. *Currie* versicherte mich, er erhalte mit jedem Tage grössere Beweise von dem Nutzen dieses Verfahrens unter den von ihm festgesetzten Umständen. Diese Umstände sind bekanntlich folgende: Frische Entstehung der Krankheit, brennende Hitze der Haut, und allgemeines Gefühl von Wärme von Seiten des Kranken, erhabener, voller Puls, und Abwesenheit von Entzündung innerer Organe.

Mit dem Begiessen der Kranken benimmt man sich auf folgende Art: Der Patient wird aus dem Bette genommen, und in einen viereckigen hölzernen Kasten gestellt oder gesetzt. Ober demselben ist ein blechernes Gefäss, das beiläufig einen Eimer Wasser enthält, angebracht. Dasselbe hat an beiden Enden zwei Stifte, die in zwei Öffnungen des obern Theils des Kastens passen. An dem Gefässe selbt hängt eine Schnur. So wie man an dieser ziehet, so wendet sich das Gefäss um, worauf das darin enthaltene Wasser plötzlich auf den Kranken herabstürzet. Ist diess geschehen, so wird der Kranke schnell getrocknet, und zu Bette gebracht.

Bei dem blossen Waschen nimmt man einen in kaltes Wasser getauchten Schwamm, fährt mit dem-

selben einige Mahl über die ganze Oberfläche des Kranken, trocknet sodann dieselbe schnell ab, und deckt den Patienten, so wie im ersten Falle, gehörig zu.

Die meisten Kranken spüren nach dem Begiessen oder Waschen eine angenehme Empfindung. Die krankhafte Hitze der Haut nimmt ab, ja sie verschwindet manchmahl gänzlich. Der Puls wird langsamer und weicher; es stellt sich gewöhnlich eine Transspiration ein. Sobald diess der Fall ist, wird das Begiessen oder Waschen nicht mehr wiederhohlt.

Während meiner Anwesenheit in *Liverpool* fehlte es an Kranken, bei welchen ich diese Methode hätte können anwenden sehen; indessen hatte ich die glücklichen Folgen derselben bereits in dem Fieberspitale in London von Dr. *Dymsdale* beobachtet. Ich trug daher auch kein Bedenken, diese Methode nach zurückgelegter Reise in dem allgemeinen Krankenhause in Wien bei einigen Kranken anzuwenden. Um jedoch kein Aufsehen zu erregen, zog ich das Waschen dem Begiessen vor. Wenn ich nicht irre, werden mir meine Leser gern eine kleine Digression verzeihen, damit ich die Geschichte einiger auf diese Art behandelten Kranken mittheilen könne.

Erster Fall. *Joseph Stoll*, 24 Jahre alt, von starker Leibesbeschaffenheit, ward den 5ten April 1804 von Frost befallen, worauf bald Hitze, Kopfweh, Durst, und einmahl auch Erbrechen erfolgten. Den 7ten April, also den zweiten Tag der Krankheit, wurde der Kranke in das allgemeine Krankenhaus gebracht. Die Hitze war brennend, trocken, das Gesicht roth, die Augen glänzend, die Oberfläche mit rothen Petechien besäet, der Puls frequent, voll, aber nicht hart. Die Ursache dieses Übels war unbekannt. Es wurde dem Kranken Brunnen-Wasser zum Trank, und etwas *Elixirium Acidum Halleri* mit Himbeersaft gegeben.

Den 8. Apr. 3. Tag der Krankh. Das Fieber wie gestern. Der Puls gereitzter. Nasenbluten. Der Gebrauch des Sauerelixirs wurde fortgesetzt, nnd der Kranke alle 3 Stunden mit *kaltem Wasser* gewaschen.

Den 9. Apr. 4. Tag der Krankh. Nach viermahligem Waschen fand der Patient grosse Linderung. Die Röthe des Gesichts, der Durst, die Wärme der Haut haben beträchtlich nachgelassen. Er hat nicht mehr aus der Nase geblutet. Man bemerkt Vorbothen von Schweiss. Das Waschen wird ausgesezt, und etwas *Acetum ammoniacale* verschrieben.

Den 10. Ap. 5. Tag der Krankh. Wenig Fieber, Kopfweh, die Petechien wie vorher; die Arznei von gestern wird fortgesetzt.

Den 11. Ap. 6. Tag der Krankh. Beinahe kein Fieber. Der Kranke klagt über Verwirrung der Ideen; keine Veränderung in der Methode.

Den 13. Ap. 8. Tag der Krankh. Vollkommen fieberfrei. Die Petechien sind verschwunden. Ohne Arznei.

Der Kranke verliess den 24ten April das Spital ganz hergestellt.

Zweiter Fall. Anastasius Brendus, 23 Jahre alt, ward den 25ten März 1804 vom Fieber mit Kopfschmerz und Nasenbluten ohne offenbare Ursache befallen.

Den 28. März 3. Tag der Krankh. Hat man ihn in das Spital gebracht. Das Gesicht war roth, der Puls frequent, voll und hart. Die Wärme der Haut beträchtlich erhöht, und der Leib verstopft. Der Kranke erhielt etwas Bittersalz.

Den 29. März 4. Tag der Krankh. Drei Stühle. Das Fieber wie gestern. Es wurde ein *Decoctum Altheae* verschrieben, bis die Natur der Krankheit deutlich werden würde.

Den 30. März 5. Tag der Krankh. Der Kranke hat fünf Unzen Blut aus der Nase verlohren. Er klagt über heftige Kopfschmerzen. Das Gesicht ist roth, die Augen glänzen. Der Durst gross, die Zunge in der Mitte trocken. Die Hitze der Haut brennend, der Puls gibt 100 Schläge in einer Minute, und ist voll, ja selbst etwas hart. Die ganze Oberfläche des Körpers ist mit Petechien bedeckt. Der Kranke soll alle zwei Stunden mit *kaltem Wasser gewaschen* werden, u. s. w. und Limonade trinken. Für Arznei diene das *Elixirium Acidum Halleri* mit Himbeersaft und Wasser gemischt, so wie ein Gran *Digitalis purpureae* alle zwei Stunden.

Den 31. März 6. Tag der Krankh. *Morgens.* Das Aussehen des Kranken hat sich sehr gebessert. Die Röthe des Gesichts, der Glanz der Augen und der Durst sind viel geringer. Die krankhafte Hitze der Haut verging jedesmahl auf das Waschen, kam aber bald wieder zurück. Kein Nasenbluten. Der Puls ist weich, und schlägt 108 mahl. Auf den Abend erschien eine kleine Exacerbation. Derselbe Heilplan wurde fortgesetzt.

Den 1. Apr. 7. Tag der Krankh. Das Fieber hat nachgelassen. Die Petechien sind noch vorhanden. Die Zunge wird weicher.

Den 2. Apr. 8. Tag der Krankh. Der Kranke hat während der verflossenen Nacht viel geschlafen. Die Wärme der Haut ist wie im gesunden Zustande. Der Puls weich, mit 104 Schlägen. Das Kopfweh gering. Die Arzneien wurden wiederhohlt, und das kalte Waschen ausgesetzt.

Den 3. Apr. 9. T. d. K. Wie gestern.

Den 4. Apr. 10. T. der Krankh. Die Petechien sind beinahe ganz verschwunden. Der Puls und die Wärme kaum fieberhaft, ersterer jedoch etwas schwach. Der Kranke ist soporöse. Er bekommt einen *Arnica-Thee mit Melissen* versetzt.

Den 5. Apr. 11. T. der Krankh. Der Patient ist heiter, und hat durch mehrere Stunden einen gesunden Schlaf gehabt. Man sieht keine Spur von Petechien mehr. Der Puls auf 88. Der Kranke hustete einige Mahle. Es wurde ein *Decoct von Isländischem Moose* verschrieben.

Den 6. Apr. 12. T. der Krankh. Der Reconvalescent erhielt nach und nach seine Kräfte, und verliess vollkommen hergestellt das Spital den 26ten April.

Dritter Fall. A. Badouskin, ein Mädchen von 22 Jahren, von sehr blühender Leibesbeschaffenheit, begab sich den 29ten Februar 1804 in das allgemeine Krankenhaus, um sich von einer convulsivischen Krankheit heilen zu lassen. Den 25ten März zeigten sich an ihr die Folgen der Spitalansteckung. Die Kranke wurde von Fieber, Kopfwehe und grosser Entkräftung befallen. Den dritten Tag brach eine grosse Menge Petechien aus. Die Haut war trocken, brennend; der Puls gereitzt und schlug 110 mahl. Das Gesicht roth, der Kopfschmerz beträchtlich. Die Kranke wurde *kalt gewaschen.*

Den 28. März 4. Tag der Krankh. Die Wärme der Haut ist um vieles vermindert. Die Geschwindigkeit des Pulses ist die nemliche; nur ist derselbe weniger gereitzt. Es treten die Vorbothen des Schweisses ein. Die Petechien erhalten sich. Das Waschen wird ausgesetzt, und die Kranke erhielt etwas *Acetum ammoniacale.*

Den 29. März 5. Tag der Krankh. Die Wärme übersteigt kaum die gesunde; der Puls ist schwächer. Die Patientinn klagt über Brustschmerzen, und

hustet. Keine Verminderung der übrigen Zufälle.

Den 30. März 6. Tag der Krankh. Der Zustand war der nemliche, und blieb so bis den 4ten April,

Den 4. Apr. 11. T. der Krankh. wo die Patientinn immer heftiger hustete. Es wurde alle 3 Stunden ein Gran *Sulphur auratum Antimonii* gegeben, worauf die Kranke jedesmahl eine Schale Melissen-Thee trank.

Den 5. Apr. 12. T. der Krankh. Der Husten ist geringer; das Fieber, so wie die Petechien sind beinahe verschwunden.

Den 6. Apr. 13. T. d. K. Fernere Besserung.

Den 7. Apr. 14. T. der Krankh. Die Patientinn reconvalescirt. Den 17ten Mai verliess sie vollkommen hergestellt das Krankenhaus.

Ich könnte noch acht ähnliche Fälle anführen, wenn ich nicht meine Leser zu ermüden glaubte. In eilf Kranken, wo ich nemlich das kalte Waschen versucht habe, erhielt ich immer den nemlich glücklichen Erfolg, d. h. der Verlauf des *Typhus* war viel gelinder, und schien sich auch früher denn gewöhnlich zu endigen. Ob bei den Kranken, deren Geschichte ich zuletzt angeführt

habe, der Husten nicht eine Folge des kalten Waschens gewesen sei, wollte ich nicht entscheiden. Durch die Anwendung des eiskalten Wassers auf dem Kopfe habe ich wenigstens in ähnlichen Fiebern zwei Mahl eine tödtliche Peripneumonie entstehen gesehen. Ich wünschte daher, dass man äusserst behutsam mit der Einführung dieser neuen Methode verfahren möge. Besonders wäre es zu wünschen, dass man sie immer in den von Dr. *Currie* angegebenen Fällen gebrauche.

Die Anwendung der Kälte im *Typhus* ist indessen nichts neues. Ohne vom *Hippocrates* sprechen zu wollen, berufe ich mich auf *Caelius Aurelianus*, *Bilger*, *Hahn* von *Breslau*, welche davon sprechen. Die Neapolitanischen Ärzte behandelten seit unzähligen Jahren diese Fieber mit Eis. *Moneta* gibt einige ähnliche Vorschläge.

Dr. *Currie* geht indessen mit der Anwendung seiner Methode noch weiter, indem er dieselbe sogar beim *Scharlachfieber* gebraucht. Als er mir diese Nachricht mittheilte, entsetzte ich mich; allein was lässt sich gegen die Erfahrung, und zwar gegen die Erfahrung eines solchen Mannes einwenden? Dr. *Currie* versicherte mich, sehr viele Patienten, die am Scharlachfieber krank lagen, durch das Begiessen mit kaltem Wasser gerettet zu haben. Ja, er hat diese Methode bei seiner eigenen Familie mit dem glücklichsten Erfolge ange-

wendet. Als ich den Dr. *Currie* fragte, in welcher Art *Scarlatina* er die erwähnte Methode anwende? erwiederte dieser Arzt: Ich nehme drei Gattungen von *Scarlatina* an, die *gelinde*, die *heftige*, welche mit starker Halsentzündung einhergeht, und diejenige, welche sich durch die so genannte *Cynanche gangraenosa* äussert. Die gelinde Scarlatina lässt Dr. *Currie* der Natur über. — Das bösartige Scharlachfieber, welches mit der bösartigen Bräune einhergeht, behandelt er durch die gewöhnliche fäulnisswidrige oder reitzende Methode. Das Begiessen mit kaltem Wasser findet also, nach ihm, bloss bei demjenigen heftigen Scharlachfieber Statt, welches mit heftiger Entzündung und Hitze der Haut, mit vollem gereitzten Pulse, und mit heftiger Entzündung des Halses erscheint, und folglich in unserer Sprache *Scarlatina sthenica gravior* heissen würde.

Wenn man bedenkt, wie wenig bisher die Heilkunde bei manchen Epidemien solcher *Scharlachfieber* vermocht hat, wenn man bedenkt, dass das Begiessen mit kaltem Wasser bei Petechien nichts schadet, ja selbst, dass es bei den Pocken mit grossem Vortheile angewendet würde, so muss man allerdings geneigt seyn, Dr. *Currie*'s Vorschlag zu versuchen. Diesen Rath wollte ich jedoch niemanden ertheilen, bevor er die dritte, so eben erschienene, Auflage des Werkes von Dr. *Currie*, in welchem dieser Gegenstand ausführlich abgehandelt wird,

nicht selbst gelesen hätte. In diesem nemlichen Werke macht Dr. *Currie* auch seine Erfahrungen über den Nutzen des Begiessens mit kaltem Wasser in einigen Fällen von *Tetanus* bekannt.

Endlich theile ich die angenehme Nachricht mit, dass sich Dr. *Currie* seit mehreren Jahren mit der Bearbeitung eines Werkes über die *animalische Wärme* beschäftiget, welches bald im Drucke erscheinen dürfte. Es soll einen Schatz der reinsten und nützlichsten Beobachtungen enthalten. Dr. *Currie* hat für seine Versuche ein kleines portatives Thermometer ersonnen, das am untern Theile eine Krümmung hat, welche der Patient in den Mund nimmt, wodurch der übrige senkrechte Theil des Thermometers, auf dem die *Scala* angebracht ist, in einiger Entfernung vom Kranken zu stehen kommt, so, dass der Arzt, ohne diesem zu nahe zu treten, seine Beobachtungen anstellen kann.

Ich würde die Gränzen dieses Werkes überschreiten, wenn ich meinen Lesern von allen übrigen medizinischen, sehr interessanten Gesprächen, die ich mit Dr. *Currie* geführt habe, Rechenschaft abstatten wollte. Daher gehe ich zur Beschreibung der Wohlthätigkeit-Anstalten in *Liverpool* über.

Infirmerie und Asylum für Wahnsinnige.

Diese Anstalt wurde im Jahre 1749 eröffnet. Sie verdankte ihre Entstehung und Unterhaltung einer Subskription. — Letztere schien vor einigen Jahren in Stockung gerathen zu seyn, wesswegen sich diese Infirmerie in übeln Umständen befunden hat. Seit drei Jahren ist aber der wohlthätige Enthusiasmus der Einwohner in *Liverpool* wieder erregt worden, wodurch diese Anstalt bald in den besten Zustand versetzt wurde. Hr. *John Shaw*, damahls *Maire* in *Liverpool*, that sich hierin besonders hervor. Dieser edle Bürger hat dem Spitale 300 Pfund Sterling von derjenigen Summe gegeben, die er von der Stadt erhielt, um *Festins* und *Diner's* zu geben.

Die Infirmerie in *Liverpool* befindet sich auf einem öffentlichen Platze. Sie besteht aus dem *Corps de Logis*, so wie von vorne aus zwei, und von hinten aus vier sich gegen über stehenden Flügeln. In den vordern Flügeln wohnen Invaliden, Seeleute, so wie die Witwen und Waisen ihrer verstorbenen Amtsbrüder. Das *Corps de Logis* und zwei rückwärts an dasselbe gränzende Flügel sind für die gewöhnlichen Kranken bestimmt. In den zwei übrigen hintern Flügeln, die mit jenen in einiger Entfernung parallel laufen, befinden sich venerische Patienten. Endlich steht hinter diesem Ge-

bäude ein Haus, welches den Wahnsinnigen zum Asylum dienet.

Die Anzahl der Kranken in dem eigentlichen Spitale beläuft sich auf 100. Jene im Asylum der Wahnsinnigen auf 70. Erstere werden *gratis* aufgenommen, letztere müssen bezahlen.

Die Infirmerie von *Liverpool* ist eine der reinlichsten Krankenhäuser, die ich je gesehen habe. Nebst den gewöhnlichen Massregeln, die man in allen wohleingerichteten Spitälern findet, habe ich hier folgende besondere angetroffen: Es werden keine Nachttöpfe in den Kranken-Sälen gelitten, sondern wie dieselben Dienste geleistet haben, müssen sie sogleich entfernt werden. (Wie sehr sticht diese Massregel nicht von der Gewohnheit ab, vermöge welcher in andern Spitälern ein oder mehrere Urinbehälter an jedem Bette stehen.) Ferner müssen die Kästen, welche sich neben den Krankenbetten befinden, und die den Kranken zum Aufheben verschiedener Kleinigkeiten dienen, stets offen gehalten werden. (Vielleicht wäre es noch besser, wenn solche Kästen gar nicht geduldet würden.) Endlich sind die leeren Betten, welche für die neu ankommenden Kranken bestimmt sind, der Länge nach halb aufgedeckt, d. h. die Decken sammt den obern Leintüchern sind zurückgeschlagen, damit man sich überzeugen könne, dass sie rein sind.

Das *Asylum* für Wahnsinnige ist ebenfalls vortrefflich eingerichtet. Die Patienten haben ihre einzelnen Zimmer, ihre Versammlungs-Zimmer, einen Hof, um Bewegung zu machen, u. s. w.

Fieber-Spital.

Diese Anstalt war blos im *Werden*, als ich mich in *Liverpool* befand. Es standen nemlich damahls nur die Mauern des dazu bestimmten Gebäudes. Dasselbe liegt ganz abgesondert, und hat nichts mit der Infirmerie gemein. Es sollen in dem Fieber-Spitale nicht allein die typhösen Fieber, sondern auch die *Scharlachausschläge* angenommen werden. Der Vorschlag zu dieser nützlichen Anstalt wurde von Dr. *Currie* gemacht. Eine ansehnliche Subskription bewirkte die Ausführung derselben, so wie sie die Unterhaltung des Instituts bewirken wird.

Dispensary.

Zu diesem Endzwecke ist ein niedliches Locale bestimmt. Die Verfassung dieses *Dispensary*'s ist wie jene des Londner. Es besteht seit 1778. Die Einkünfte desselben reichen in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht hin, um die sich täglich vermehrenden Auslagen zu bestreiten. Im Jahre 1801 hatte dieses *Dispensary* 1150 Pfund Sterling und 5 Schillinge Schulden. Dr. *Bostock*, ein interessanter gefälliger Mann, ist Arzt an dieser An-

stalt. Dieselbe hat seit ihrer Entstehung bis den 1ten Juni 1801 268,810 Patienten Hülfe ertheilt. Im Jahre 1800 wurden 15,808 Kranke eingeschrieben. Unter diesen befanden sich 2603 mit Fiebern, 90 Lungensüchtige, 511 Venerische, u. s. w. Im Ganzen wurden 14,865 geheilt, 760 gebessert, 20 in die Infirmerie verwiesen, 10 wegen übeln Betragens zurückgeschickt; mit Tode sind 153 abgegangen.

Gesellschaft der Freunde der Fremden.

Indem die bisher angeführten Wohlthätigkeit-Anstalten vorzüglich für die Einwohner von *Liverpool* bestimmt sind, und die armen Fremden, welche so zahlreich in dieser grossen Handelsstadt vorhanden sind, desshalb wenig oder gar keine Unterstützung geniessen würden, so hat sich eine Gesellschaft unter den wohlthätigen Bürgern *Liverpool's* gebildet, welche den menschenfreundlichen Zweck hat, dem dürftigen Fremden mit Hülfe an die Hand zu gehen. Derselben *Witwen* und *Waisen* ziehen besonders die Aufmerksamkeit auf sich. Die Commissairs dieser Gesellschaft suchen diese Unglücklichen überall auf, und jeder Fremde, der von der Existenz dieser Anstalt weiss, ist sicher, bei ihr Hülfe zu finden. Vom 1ten Jäner 1801 bis den 1ten Mai 1802 wurde diese Wohlthat 2200 Personen zu Theil. Rührend ist der Rapport, welchen die Commissairs nach dem Verlaufe dieser Zeit der Gesell-

schaft abstatteten. Es heisst unter andern in demselben: "Welches Vergnügen muss Euch Eure Freigebigkeit und überhaupt Eure Güte gegen die Armen gewährt haben! Ihr waret Freunde in der Noth; Ihr habet viele nützliche Arbeiter dem öffentlichen Dienste und ihren hülflosen Familien zurückgegeben; viele Witwen und Waisen habt Ihr im strengen Sinne des Worts von dem Hungertode gerettet; die Nackenden habt Ihr gekleidet, und viele Unglückliche sind durch Euch von der kalten Erde in das bequeme Bett gehoben worden."

Dessen ungeachtet gestehen die Commissairs, dass sie alle Ursache haben zu fürchten, zwei Fremde seien ihrer Aufmerksamkeit entgangen, und aus Noth und Mangel an zeitlicher Hülfe gestorben. —

Das Motto dieser vortrefflichen Gesellschaft ist:

Let not that infidel Fear of future want counteract and shut up thy Bowels from thy poor Brother, for though he be never like to pay, yet God becomes his Surety; and enters Bond with him, and will most assuredly pay thee with increase.

Möge diese Gesellschaft zur Ehre der grossen Britischen Nation mit jedem Jahre mehr und mehr gedeihen!

Institut zur Unterstützung ehelicher Kindbetterinnen in ihren eigenen Wohnungen, unter dem Nahmen: *Ladies charity*.

Die Einwohnerinnen *Liverpool's* haben den Genuss, welchen der Beistand der Armen und Dürftigen gewähret, dem männlichen Geschlechte nicht ausschliesslich überlassen wollen. Mehrere Damen haben desshalb im Jahre 1796 den schon seit langer Zeit gemachten Vorschlag ausgeführet, eine Subskription zu dem erwähnten Zwecke zu errichten. Die *Ladies charity* kann auf ein jährliches Einkommen von nicht viel weniger dann 1000 Pfund Sterling zählen. Mit dieser Summe wurde vom Anfange allen dürftigen, in der Ehe Gebährenden beigesprungen. In der Folge sah sich die Gesellschaft gezwungen, ihre Hülfe einiger Massen einzuschränken. Sie gewährt daher dieselbe weder Weibern, die zum ersten Mahle gebähren, noch denjenigen, die sich seit weniger dann einem Jahre in *Liverpool* befinden. Erstere, da sie keine Familie haben, sind sicher eher im Stande, die Kosten des Wochenbettes zu tragen, als die bereits mit vielen Kindern beladenen Mütter. Die zweite Massregel war um so mehr nöthig, als die Erfahrung lehrte, dass viele Schwangere aus der benachbarten Gegend nach *Liverpool* kamen, um allda auf Kosten der *Ladies charity* zu gebähren.

Die Leitung dieses Instituts ist einem Ausschusse von sieben Damen und eben so vielen Herren anvertraut. Eine Dame begleitet das Amt der Vorsteherin *(Lady Patroness)*. Damit diese Gesellschaft ihren Zweck desto eher erreichen könne, so hat sie sich die Stadt in sechs Bezirke getheilt. In jedem Bezirke wohnet eine Hebamme und ein Accoucheur. Jene sind für die gewöhnlichen Fälle bestimmt, und werden für ihre Mühe bezahlt. Die Accoucheurs leisten bei schweren Geburten *gratis* Hülfe. Die Damen des Ausschusses besuchen die Kindbetterinnen in ihren Wohnungen. Nebst der angeführten Hülfe erhalten sie die nöthige Leinwand, einige Nahrungsmittel, besonders Thee, u. s. w.

Die dieses Institut betreffenden Nachrichten erhielt ich nicht von Dr. *Currie*, sondern von dessen würdigen Gemahlinn, welche einen thätigen Antheil an diesem Institute nimmt.

Wer die bereits beschriebenen ähnlichen Anstalten in *Paris* und *London* mit der in *Liverpool* sich befindenden vergleicht, dieser wird letzterer den Vorzug geben. In *Paris* wird freilich den Gebährenden und ihren Kindern sehr mächtig beigestanden. Aber eben desswegen sehen sich auch die Damen allda gezwungen, ihren Beistand auf wenige einzuschränken. In *London* wird die Hülfe, wie gesagt, einer grossen Menge armer Gebährender zu Theil, aber eben darum besteht dieselbe

auch in nichts mehr, als in dem Beistande einer Hebamme oder im Nothfalle eines Geburtshelfers. In *Liverpool* geht man den Mittelweg. Mögen doch diese drei schönen Beispiele des Auslandes unsere Deutschen Damen zur Nachahmung aufmuntern, und dieser mein Wunsch auch nicht unerfüllt bleiben!

Schule für industriöse Blinde.

Ein Bürger *Liverpool*'s, der sich mit der Verbreitung der Inoculation der Pocken abgegeben hatte, und der bei seinen Bemühungen auf eine grosse Anzahl, durch diese Krankheit blind geworden ner, Personen gestossen ist, hat zuerst die Idee geäussert, für solche Unglückliche eine Schule zu errichten. Diese Idee wurde 1790 realisirt. So entstand das erste Institut für Blinde in England, welches dann selbst dem bereits beschriebenen in *London* zum Modelle diente. Das hiesige Institut ist, wie sich aus dessen Benennung einsehen lässt, kein *Asylum*, sondern blos eine *Schule* für Blinde. Über 70 derselben begeben sich täglich dahin, um Unterricht zu erhalten. Sie wohnen nemlich nicht in der Anstalt, sondern diese sorgt für ihre Unterkunft anderswo. Hingegen speisen die Blinden in der Schule, welche sich in einem niedlichen Locale befindet. Die Arbeiten, welche sie allda lernen, bestehen in der Verfertigung von Körben, Peitschen, Stricken u. d. gl. Mehrere lernen Musik, doch nur Kir-

chenmusik, vorzüglich Orgelspielen und Singen. Da man die Blinden in diesem Institute zu nützlichen Bürgern bilden wollte, so war es ganz recht, sie keine Instrumente lernen zu lassen, die sie zum Herumziehen in Gasthöfen oder Tanzsälen hätten verleiten können.

Die Schule für Blinde in *Liverpool* wird theils durch eine Subskription, theils durch Almosen, besonders aber durch das Verkaufen der Arbeiten, welche allda verfertigt werden, unterhalten.

Waisenhaus unter dem Nahmen *the Blue Coat Hospital.*

Eine vortreffliche Anstalt! Sie enthält 150 vaterlose Knaben, und 50 Waisenmädchen. Dieselben sind blau gekleidet, wesswegen auch das Institut auch *Blue Coat Hospital* genannt wird. Das Haus, in welchem es sich befindet, gleicht einem Pallaste. Die innere Einrichtung ist vollkommen. Man kann die Reinlichkeit nicht auf einen höhern Grad treiben. Besonders gibt man auf die Säuberung der Köpfe der Kinder Obacht. Die Knaben lernen Lesen, Schreiben und Rechnen. Diejenigen unter ihnen, welche für den Seedienst bestimmt sind, werden in der Nautik unterrichtet. Die Mädchen lernen die gewöhnlichen Hausarbeiten. Gesammte Kinder sehen gesund und heiter aus.

Sehr interessant ist die Waschanstalt, welche diesem Waisenhause zugehört. Die nasse Wäsche wird auf ein Geländer gehängt, welches man sodann in einen geheitzten Kasten schiebt, wo sie sehr schnell trocknet. Das nemliche Feuer, welches diesen Kasten heitzt, dient auch zum Erwärmen der Biegeleisen.

Arbeitshaus.

Das *Liverpooler* Arbeitshaus ist nach dem schlechten Plane angelegt, nach welchem überhaupt diese Gattung von Anstalten in England angelegt ist. Das Locale ist zwar sehr vortheilhaft, aber die Unordnung, die in diesem Hause herrscht, ist gränzenlos. Wahrscheinlich liegt die Schuld an dem Aufseher, von dessen Betragen ich eine schlechte Idee bekam.

Das neue Gefängniss

Liegt in einiger Entfernung von der Stadt an den Ufern des Meeres. Es ist von ungeheurer Grösse, und steht in keinem Verhältnisse mit der Bevölkerung der Stadt. Wenn es nicht hie und da für Kriegsgefangene verwendet würde, so würde es immer leer stehen. In dem Augenblicke, da ich es besuchte, war diess der Fall. Man lässt auch das Gebäude selbst zu Grunde gehen, welches allerdings Schade ist, indem dieses Gefängniss zu

den schönsten gerechnet werden muss, die nach *Howard's* Plane in England errichtet wurden. Das ganze Gefängniss ist von einer hohen Mauer umgeben. In einiger Entfernung von dem Eingange steht ein Gebäude, in welchem der Aufseher des Gefängnisses und einige Gefangene wohnen sollten. Um dieses Gebäude herum sieht man fünf ähnliche Gebäude, welche beinahe einen halben Kreis bilden. Letztere Gebäude machen eben so viele isolirte Gefängnisse aus. Sie sind unter einander und mit der Wohnung des Aufsehers durch Brücken verbunden. Jedes Gebäude hat eigene Zellen für die Gefangenen.

Die Gefangenen, welche in *Liverpool* sitzen, werden in dem alten Gefängnisse verwahrt, welches nichts merkwürdiges darbiethet.

Bisher habe ich die Anstalten beschrieben, welche unmittelbar zum Zwecke des gegenwärtigen Werkes gehören. Man erlaube mir nun von einigen andern im Vorübergehen Meldung zu machen, die wenigstens an jenen Zweck gränzen. Hieher gehören der *botanische Garten* und das *Athenaeum*.

Botanischer Garten.

Mehrere Liebhaber der Kräuterkunde in *Liverpool* haben ihren Mitbürgern den Vorschlag ge-

macht, eine Subskription zur Errichtung eines botanischen Gartens zu veranstalten. Hr. *William Roscoe*, Banquier, stellte sich an die Spitze dieses Unternehmens. Dr. *Currie* wirkte mächtig mit. Hr. *Roscoe* ist ein Mann von den ausgebreitetsten Kenntnissen und dem grössten Eifer für das allgemeine Beste. Die meisten bis hieher beschriebenen Anstalten haben seinen Beiträgen viel zu verdanken. Er ist zugleich der Verfasser eines allgemein geschätzten Werkes, nemlich der Lebensbeschreibung des *Lorenzo de Medici.*

Der Preis der Subskription zur Errichtung eines botanischen Gartens wurde für das erste Jahr auf 12 Guineen, und für die Folge aber auf jährlich zwei Guineen festgesetzt. Es unterschrieben 281 Individuen, unter welchen 16 doppelt zahlten, wesswegen man für das erste Jahr die Summe von 3564 Guineen einnahm, und für die folgenden Jahre jene von 594 Guineen erhielt. Dieser botanische Garten wurde den 3ten Mai 1803 eröffnet. Herr *Roscoe* hielt bei dieser Gelegenheit eine treffende Anrede, in welcher er den Nutzen der Botanik und die Vortheile, welche *Liverpool* von dem allda errichteten botanischen Garten zu erwarten habe, schilderte.

Die Lage dieses botanischen Gartens ist schön. Er liegt in einer kleinen Entfernung von der Stadt; dessen Gestalt ist dreieckig. Übrigens befand sich

dieser Garten noch in dem Zustande einer viel versprechenden Kindheit, als ich ihn besuchte. Mit den Mitteln, die er besitzt, besonders durch die Gelegenheit, die der Hafen gewährt, Pflanzen aus allen Gegenden des Erdbodens kommen zu lassen, lässt sich leicht voraussehen, dass er einst mit allen Anstalten dieser Art rivalisiren werde.

Die Directoren dieses botanischen Gartens werden nun eine botanische Bibliothek an demselben errichten. Sie haben sich bereits *Forster*'s Herbarium eigen gemacht, und suchen dasselbe auf alle mögliche Weise zu vergrössern.

Da sich in *Liverpool* niemand befand, der botanische Vorlesungen geben könnte oder wollte, so haben die Directoren des botanischen Gartens den Dr. *Smith*, Präsidenten der Linnéischen Gesellschaft in *London*, eingeladen, sich auf einige Zeit nach *Liverpool* zu begeben, um allda einen botanischen Cours zu halten. Dr. *Smith* nahm diese Einladung an. Ich habe eine seiner Vorlesungen angehört. Das Auditorium war sehr zahlreich, und bestand aus vielen Damen. Dr. *Smith* erklärte so eben das Sequalsystem, und trug diese für sein Auditorium delikate Materie mit grosser Feinheit vor.

Athenaeum.

Man bedauerte seit langer Zeit, dass eine so grosse und mächtige Stadt, wie *Liverpool*, keine öffentliche Bibliothek, so wie überhaupt keinen Ort habe, wo Freunde der Wissenschaften sich vereinigen könnten. Endlich wurde 1797 der Vorschlag gemacht, diesen Mangel durch Errichtung eines *Athenaeum*'s zu tilgen, wozu der Plan entworfen und bekannt gemacht wurde. Die Anzahl der Pränumeranten wurde auf 150 festgesetzt, und jeder derselben auf 10 Guineen für das Capital, und 2 Guineen jährlich, angeschlagen.

Das prächtige Gebäude, welches zu diesem Endzwecke errichtet wurde, kostete 4000 Pfund Sterling. Der Versammlungs-Saal, in welchem Zeitungen gelesen werden, befindet sich zu ebener Erde, und hat 2000 Quadrat-Schuhe im Umfange. Im Monathe Juli desselben Jahres wurde die Bibliothek eröffnet. Der hiezu bestimmte Saal steht im ersten Stocke, und erhält das Licht von oben. Diese Bibliothek ist, wie man aus den gedruckten Catalogen sehen kann, bereits sehr reichhaltig, besonders in Hinsicht der Klassiker und Akten der Akademie.

Da die Directoren dieses *Athenaeum*'s einsahen, dass sie ohne üble Folge die Anzahl der Pränumeranten um 75 Individuen vermehren könnten, so

wurde zu diesem Endzwecke eine neue Subskription von 20 Guineen für die Person eröffnet, und in dem Zeitraume von 48 *Stunden* geschlossen. Nach einem Jahre überzeugte man sich, dass selbst die Anzahl von 225 Pränumeranten vermehrt werden könnte, wesshalb die dritte Pränumeration für 75 neue Mitglieder, zu 30 Guineen angeschlagen, angekündigt, und innerhalb 24 *Stunden* geschlossen wurde.

Da die Zahl von 300 Mitgliedern weit geringer als jene der Personen war, die gern an dem *Athenaeum* Theil nehmen wollten, so versammelten sich die von diesem Institute Ausgeschlossenen, um eine ähnliche Anstalt unter dem Nahmen *Lyceum* zu errichten. Nichts war für sie leichter, als diesen Plan auszuführen. In kurzer Zeit stand ein prächtiger Pallast für diese neue Gesellschaft da. Sie gab sich eine Verfassung, die jener des *Athenaeum*'s gleicht. Bald war indessen die Gesellschaft, welche das *Lyceum* bildet, so zahlreich, dass sie sich für geschlossen erklären musste. Da nun auf diese Art alle, später um die Aufnahme Ansuchenden, abgewiesen wurden, so bildeten dieselben eine *dritte* ähnliche Anstalt, welche auch wirklich unter dem Nahmen *Union - Coffe - house* Platz fand. Die Tendenz dieses letzten Instituts ist indessen nicht sowohl wissenschaftlich als merkantilisch.

Ich lasse nach allem diesem meinen Lesern zu beurtheilen über, auf welcher Stufe eine Nation stehe, deren Provinzial-Städte solche Reichthümer wie *Liverpool* besitzen, und von denselben einen so nützlichen und löblichen Gebrauch zu machen wissen!

Manchester.

Diese durch ihre Manufakturen so berühmte Stadt liegt 36 Englische Meilen von *Liverpool*. Der Weg führt durch eine fruchtbare Ebene, und ist stets mit einer unzählbaren Menge Wägen aller Art bedeckt.

Manchester hat viele gut bestellte Wohlthätigkeit-Anstalten; keine Stadt bedarf ihrer mehr als diese. Das Elend der in den Fabriken arbeitenden Menschen ist nemlich so gross, dass die thätigste Unterstützung derselben eine absolute Nothwendigkeit wird. Glücklich das Land, dessen vorzüglicher Reichthum vom Ackerbaue entspringt! Dürfte der Statistiker an dieser Proposition einige Ausnahme finden, so würde diess gewiss nicht der Fall in Hinsicht auf das allgemeine Gesundheitwohl seyn. Der Glanz, den die Fabriken einer Stadt geben, wird theuer mit der Gesundheit der Einwohner erkauft. Die von allen Seiten in solche

Städte strömenden Arbeitleute finden gewöhnlich keine Unterkunft. Sie sind gezwungen, ihre Wohnungen unter der Erde aufzuschlagen, und sich allda der Dürftigkeit so wie der eingesperrten Luft Preis zu geben. Und hier sollten sie sich von den Arbeiten in den Werkstätten erhohlen! Viele dieser Arbeiter sind bekanntlich ihrer Natur nach, besonders wegen des beständigen Sitzens oder wegen unschicklicher Stellung und Lage des Körpers, höchst ungesund. Diess ist um so mehr in Hinsicht der in den Fabriken angestellten Kinder der Fall. Ihre Gesundheit wird beinahe ohne Ausnahme untergraben. Dasselbe gilt auch von den Sitten. Diess sind nur einige Ansichten des schrecklichen Gemähldes, welches der Zustand einer Stadt gewährt, die ihren Glanz den Fabriken verdankt.

Infirmerie, Dispensary, Spital und Asylum für Wahnsinnige.

Alle diese Gegenstände finden sich hier vereiniget. Die Lage dieser Wohlthätigkeit-Anstalten ist sehr schön, obschon das dazu bestimmte Gebäude mitten in der Stadt und auf keinem erhabenen Orte sich befindet. Vor demselben bemerkt man eine mit Bäumen besetzte Terrasse, welche mit einem Graben umgeben ist. Das sich darin befindende Wasser hat freien Zu- und Abfluss. Ferner ist sowohl die Terrasse als der Graben mit einem eisernen Gitter umgeben. Alles dieses erhöht den Glanz

des nach einem erhabenen Style errichteten Spitalgebäudes.

Wie man in den Bezirk dieses Krankenhauses tritt, bemerkt man rechts eine von demselben ganz getrennte Bade-Anstalt. Diese trägt dem Spitale ansehnliche Summen ein, und ist dem Publikum höchst erwünscht. Vom 25ten Juni 1801 bis den 24ten Juni 1802 gewährte die erwähnte Bade-Anstalt ein Einkommen von 256 Pfund Sterling, 11 Schillinge und 3 Pences.

Die eigentliche Infirmerie enthält 80 bis 100 Kranke. Diese Anzahl steht gar nicht im Verhältnisse mit den wirklichen armen Kranken in *Manchester*. Daher sieht sich die Anstalt gezwungen, viele um die Aufnahme Flehende zurückzuweisen. Zum Glücke kann sie diese mitleidswürdigen Geschöpfe durch ärztliche Hülfe in ihren Wohnungen trösten. Mit dem Spitale ist nemlich das *Dispensary* verbunden. Dieses versieht die Kranken, welche nicht aufgenommen werden können, so wie alle diejenigen, welche blos Rath und Arznei suchen, mit den zu ihrer Herstellung nöthigen Bedürfnissen. Indessen kommen die Directoren der Infirmerie und des *Dispensary* nicht selten in Verlegenheit, die auf ihnen liegenden Unkosten ertragen zu können. Diess war besonders vor einigen Jahren der Fall, wesswegen sich die erwähnten Directoren an die Pfarrer mit der Bitte wendeten,

für die Unterstützung dieser Kranken - Anstalt zu sammeln. Durch die Bemühungen dieser edlen Menschen und durch die Freigebigkeit des Publikums gingen auch wirklich 4925 Pfund Sterling, 17 Schillinge und 6 Pences ein. Nicht so glücklich war der Erfolg eines Gesuchs der Directoren der *Manchester* Infirmerie an das Gouvernement, den für die armen Kranken nöthigen Portwein taxfrei erhalten zu dürfen.

Die innere Einrichtung der Infirmerie biethet nichts besonderes dar, indem sie ganz derjenigen gleicht, welche in den besten Spitälern des übrigen Englands eingeführt ist, und von mir mehrere Mahle beschrieben wurde.

An die Infirmerie gränzt das Spital und das *Asylum* für Wahnsinnige. *Spital* wird nemlich derjenige Theil der Anstalt genannt, welcher für Kranke dienet, die wöchentlich blos 7 Schillinge zahlen. Der übrige Theil ist zur Aufnahme von Kranken bestimmt, die wöchentlich von einer halben bis zu anderthalb Guineen erlegen, und heisst *Asylum*. Wollte man in einem Irrenhause einen Unterschied zwischen *Spital* und *Asylum* machen, so würde ich in jenes alle diejenigen Kranken verweisen, bei denen sich die Wiederherstellung hoffen lässt, und das *Asylum* der Aufnahme Unheilbarer widmen. Nachdem ich schon so viele Irren - Anstalten beschrieben habe, wüsste ich nichts Neues über die

gegenwärtige zu sagen. Ja ich muss gestehen, dass das Locale derselben keinesweges das vortheilhafteste ist. Es wäre daher auch sehr zu wünschen, dass man des verdienstvollen Dr. *Farriar*'s Vorschlag befolgt hätte, welcher darin bestand, das gegenwärtige Irrenhaus zu einem Fieber-Spitale zu gebrauchen, und ein neues Spital für Wahnsinnige unweit der Stadt zu errichten.

Anstalt zur Unterdrückung ansteckender Fieber.

Ein Haus, welches nicht weit von der Infirmerie liegt, wurde zur Aufnahme der Kranken mit ansteckenden Fiebern bestimmt. Die innere Einrichtung gleicht jener eines Privathauses. Es befinden sich allda mehrere kleine Krankenzimmer, welche auf das sorgfältigste gelüftet und gereinigt werden. Auch sind die Räucherungen mit *salpetersauern* Dünsten eingeführt. Man hat kein Beispiel, dass sich die Ansteckung von dieser Anstalt den benachbarten Häusern mitgetheilt hätte. Daher ist auch das Publikum, welches vom Anfange gegen die Einrichtung derselben so laut gesprochen hatte, nun dermassen von dem Nutzen eines Fieber-Spitals überzeugt, dass es zur Errichtung einer neuen Anstalt dieser Art bereits bedeutende Summen unterschrieben hat. Merkwürdig ist der Rapport, den das *Gesundheit-Bureau von Manchester* über die Vortheile der bereits bestehenden Fieber-Anstalt

den 3ten Juni 1802 abgestattet hat. Es wird darin bestättigt, dass seit den sechs Jahren, während welchen dieses Institut besteht, keine Ansteckung den Bewohnern der benachbarten Häuser mitgetheilt wurde, und dass die obgedachte Anstalt in dem Verlaufe der angeführten Zeit 3000 mit schweren Fiebern behaftete Personen gesund entlassen, und dadurch wenigstens eine zehnmahl grössere Anzahl Menschen der Gefahr der Ansteckung entrissen habe. Die besondere Sorge des *Gesundheit-Bureau's* geht nemlich dahin, dass, sobald ein verdächtiges Fieber in der Wohnung eines Armen ausbricht, der damit behaftete Patient alsogleich in das Fieber-Spital gebracht, und in dessen Wohnung alle möglichen Vorkehrungen zur Erhaltung der Gesundheit der zurückgebliebenen Personen getroffen werde. Es ist hier nicht überflüssig zu erinnern, dass die nemlichen Massregeln, die man in Hinsicht der Fieber anempfiehlt, auch auf den *Scharlach-Ausschlag* angewendet werden. In dem neuen Fieber-Spitale wird eine eigene Abtheilung bei einreissenden Epidemien von Scharlach-Fieber dieser Krankheit angewiesen werden.

Gesellschaft der Freunde der Fremden.

Die Gesellschaft der Freunde der Fremden bildete sich den 7ten November 1791. Ihre edle Absicht ist, den armen Fremden, die sich in *Manchester* befinden, besonders bei vorhandener Krank-

heit, Kindbett u. dgl. beizustehen. Die Gesellschaft bemerkt sehr richtig, dass, so gross auch immer das Unglück der einheimischen Armen unter jenen Umständen seyn möge, diess doch bei weitem jenem der fremden nicht gleich komme. Unbekannt, verlassen, ohne Anspruch auf die übrigen für die einheimischen Armen bestimmten Wohlthätigkeit-Anstalten, müssen sie dem Elende unterliegen, wenn ihnen Krankheit oder Schwangerschaft den Erwerb des täglichen Brods unmöglich machen. Die Gesellschaft, von welcher die Rede ist, hat das Vermögen, jährlich über 700 Pfund Sterling auszugeben.

Repositorium.

Überall ist das Elend sinnreich; in Britannien ist es auch das Mitleid. Nachdem ich zwei Bände mit der Beschreibung von Britanniens Wohlthätigkeit-Anstalten gefüllt, und diesen Gegenstand beinahe erschöpft habe, so sollte es kaum möglich scheinen, dass hier noch von einer neuen Art von Institut die Rede seyn könne. Und doch ist diess der Fall, und zwar in Hinsicht einer Anstalt, die meinen Lesern gewiss viel Vergnügen machen wird.

Es ist hinlänglich von allen denjenigen bedauert worden, die über Armen-Wesen geschrieben, oder sich mit der Administration dieses Zweiges abgegeben haben, dass es bisher beinahe unmöglich gewesen

seie, die Mittel ausfindig zu machen, um Dürftige aus einem höhern Stande, welche ihre Armuth nicht an den Tag legen wollen, zweckmässig zu unterstützen, ohne ihrem Ehrgefühle zu nahe zu treten. Einige haben geäussert, solche Personen verdienten keine Unterstützung, eben weil sie zu stolz sind, sich um selbige zu bewerben. Jene berufen sich auf die Maxime: *Armuth ist keine Schande!* — Freilich nicht, allein ich wünschte, dass diese Maxime eher von den Reichen als von den Armen beherziget werden möge. Wehe dem Staate, dessen Bürger das Armseyn nicht zu verheimlichen suchen, und es wohl gar als ein Recht gegen die Reichen gelten machen wollen! — Das Gefühl von Schamhaftigkeit, welches die Dürftigkeit zu bedecken sucht, ist unumgänglich zur Erhaltung der guten Ordnung im Staate nöthig. Man wirft es Vielen zur Schande vor, dass sie ihr Äusseres auf Kosten ihres Magens zieren wollen. So lange letzteres nicht aus Luxus, sondern aus Ehrgefühl geschieht, finde ich keine Ursache des Tadels daran. Im Gegentheile, ich habe mir stets eine schlechte Idee von denjenigen Menschen gemacht, welche im Stande waren, mit schmutzigen und zerrissenen Kleidern einige Gulden für ein Mittagsmahl auszugeben. Weit daher entfernt, irgend ein Mittel gutheissen zu wollen, welches die vornehmere Klasse von Dürftigen zur Entdeckung ihrer Lage aufmuntern dürfte, gehe ich von dem Grundsatze aus, dass blos solche Massregeln zu billigen sind, welche dergleichen Unglück-

liche in den Stand setzen, ihre Lage erträglicher zu machen, und sie daher von der Nothwendigkeit, selbige an den Tag zu legen, abhalten können.

Die wahre Armuth wohnt meistens ausser der niedrigen Volks-Klasse, sie wohnt unter den *Beamten*, welche kleinere Ämter des Staats versehen. — Während dem sich das Gleichgewicht zwischen dem Einkommen und den Ausgaben beinahe unter allen Klassen von Bürgern erhält, bleibt diese allein zurück, da es dem Staate unmöglich fällt, die Besoldungen derselben verhältnissmässig mit den steigenden Preisen der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse zu erhöhen. Rechnen wir noch hinzu, dass die zunehmende Bildung, die sich jeder Stand durch eine feinere Erziehung, die er seinen Kindern gewährt, zu verschaffen sucht, die Lage der Personen, von denen ich spreche, stets misslicher macht. Gestehen wir es offenherzig, die übel angewendete Bildung aller Stände hat der bürgerlichen Ordnung, besonders in Deutschland, einen gewaltsamen Stoss gegeben. Sind die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft dadurch glücklicher geworden? Wahrscheinlich nicht. Die Bildung erregt Bedürfnisse, und macht dort, wo sie die Mittel, selbige zu befriedigen, nicht zugleich an die Hand gibt, unglücklich. Auch in dieser Hinsicht muss ich Britanniens Verfassung loben. Jede Klasse von Bürgern bleibt in den Schranken, die ihr von der Staats-Ordnung angewiesen sind. Nur

denjenigen, die durch ausserordentliche Talente und Vorzüge diese Schranken überschreiten, kann es gelingen, dem allgemeinen Tadel zu entgehen. Freilich hat auch keine Klasse von Bürgern allda ein besonderes Interesse, sich erheben zu wollen, indem ein jeder, vom Bettler bis zum Lord, vor dem Gesetze gleich ist, und sich daher die Ungleichheit des Standes mehr auf die Form als auf die Realität bezieht.

Um jedoch Dürftigen eines höhern Standes eine Hülfsquelle zu eröffnen, ohne dem Ehrgefühle zu nahe zu treten, haben die Einwohner der Englischen Stadt *Bath* ein Institut unter dem Nahmen *Repository* (Dépot, Magazin, Lager,) errichtet, welches in *Manchester* nachgeahmt wurde. Der Zweck dieses Instituts ist vorzüglich, armen Frauenzimmern von Stande eine Gelegenheit anzubiethen, ihre Arbeiten zu verkaufen, ohne dabei selbst zu erscheinen. Das Institut wird durch eine Gesellschaft von Damen administrirt, und durch eine von ihnen veranlasste Subskription unterhalten. Sie hat sich ein Appartement in einem bequemen Theile der Stadt gewählet. Allda werden die zum Verkaufe bestimmten Gegenstände, als Stickereien, Mancheten u. dgl. hingebracht. Jeder dieser Gegenstände ist mit einer Nummer und mit dem Preise bezeichnet. Die nemliche Nummer wird mit dem Nahmen der Übersenderinn, oder, wenn sie diesen geheim halten will, mit einem übereinstimmenden

Zeichen in das Protokoll eingetragen. Zweimal die Woche wird in dem *Repository* verkauft. Da alle Waaren durch den Wunsch, sie bald anzubringen, sehr wohlfeil angeschlagen sind, so kauft jedermann lieber hier als anderswo. Der Ertrag der verkauften Waaren wird den Lieferantinnen übergeben. Der zwanzigste Theil desselben fällt jedoch dem Institute zu. Dagegen unterstützt es mehrere, ihm bekannte Dürftige von Stande, besonders bei Gelegenheit einer Krankheit oder eines Kindbettes. Auch geben viele Einwohner Materialien an das Institut ab, welches dafür sorget, dass sie von den ihnen bekannten Personen verarbeitet werden.

Vom 9ten März 1801 bis 9ten April 1802 sind 10,637 Stück verarbeitete Artikel an das Institut abgegeben worden. Von diesen wurden 9433 für 1475 Pfund Sterling, 17 Schillinge und 4 ½ Pences verkauft. Unverkauft blieben 1204 zurück, an Werth 322 Pfund Sterling, 16 Schillinge und 8 ½ Pences. Der allgemeine Werth der an das Institut übergebenen 10637 Artikel belief sich also auf 1798 Pfund Sterling, 14 Schillinge und 1 Pence.

Gefängniss.

Es steht noch nicht sehr lange, und ist eines der schönsten Gefängnisse in Europa. Dessen Bestimmung ist blos für Missethäter, deren Anzahl sich auf 130 zu belaufen pflegt. Es liegt nahe am

Wasser, und besteht aus zwei Stocken. Die Figur dieses Gefängnisses gleicht einem Kreutze. An der Stelle, wo sich die vier Flügel vereinigen, d. h. im Mittelpunkte, ist zu ebener Erde die Wohnung des Aufsehers, im ersten Stocke die Kapelle, und in dem zweiten ein leerer Raum, der mit Stricken überzogen ist, an welchen einige Schellen hängen. In den vier Flügeln befinden sich zu ebener Erde und im ersten Stocke die Zellen für die Gefangenen. Diese stehen sich gegen über. Jeder Gefangene wohnet einzeln. Im zweiten Stocke ist die Infirmerie. Die Räume, welche zwischen den vier Flügeln des Gebäudes Platz finden, dienen zu Höfen. Hier schöpfen die Gefangenen freie Luft. An der Mauer, welche von dem äussersten Ende eines Flügels bis zum andern gezogen ist, und folglich die Höfe verschliesst, bemerkt man *Portici*, unter welchen die Gefangenen bei schlechter Witterung ihre Arbeiten verrichten. Diese bestehen in Wolle-Zupfen, in der Verfertigung von Stricken u. dgl. Wie ein Gefangener ankommt, wird seine Statur in dem Aufnahm-Zimmer gemessen, und überhaupt die genaueste Beschreibung seiner Figur in das Protokoll eingetragen. So bald diess geschehen ist, werden ihm seine Kleider abgenommen, worauf dann der Gefangene gereinigt, und mit der Tracht des Gefängnisses gekleidet wird. Diese besteht für die Männer in dem gewöhnlichen Matrosen-Anzuge. Dieselbe hat jedoch das Sonderbare, dass sie aus blauem und gelbem Tuche besteht, welches

abwechselnd streifenweise gelegt ist, so, dass ein Gefangener, welcher entfliehen dürfte, alsogleich erkannt werden würde. Wenn ich mich recht erinnere, so ist auch das Innere der Zellen, wo die Gefangenen wohnen, nicht weiss, sondern mit verschiedenen Farben streifenweise bemahlt. Diese Vorkehrung ist sehr gut, indem man durch sie einsehen kann, ob der Gefangene angefangen hat, durchbrechen zu wollen, was bei einer ganz weissen Mauer schwer zu erkennen ist. Die Reinlichkeit und Ordnung in diesem Gefängnisse sind auf das äusserste besorgt. Die Gefangenen haben ein gesundes Aussehen. Auch weiss man hier nichts von dem sogenannten Carceral-Fieber. Die Nahrung ist hinreichend, um gesund leben zu können. Dabei werden die Gefangenen streng zur Arbeit angehalten, und überhaupt so behandelt, wie es sich in einer wohleingerichteten Straf- und Besserung-Anstalt geziemt. Ich führe diese Bemerkung besonders darum an, damit sich niemand einbilde, die Gefangenen seien in den Englischen Gefängnissen zu gut gehalten. Abgerechnet die Massregeln, welche zur Unterhaltung ihrer Gesundheit und der Ordnung nöthig sind, kann man nicht härter gehalten werden, als in den Gefängnissen von England.

Manchester hat das Glück, unter andern zwei Ärzte zu besitzen, welche in Europa eben so be-

kannt als geschätzt sind, ich meine die Doctoren *Percival* und *Ferriar*.

Dr. *Percival* ist bereits ein Mann von höherem Alter. Seiner unbegränzten Praxis ungeachtet gibt er sich beständig mit der Literatur ab. Er besitzt eine sehr schöne Bibliothek. Dr. *Percival's* Verdienste um ganz Britannien sind unbeschreiblich. Er hat mittelbar und unmittelbar einen grossen Antheil an der Errichtung vieler der Wohlthätigkeit-Anstalten, die ich bisher beschrieben habe. Die Gespräche, die ich mit ihm während meines Aufenthaltes von drei Tagen in *Manchester* führte, haben auch grössten Theils diesen Gegenstand betroffen. Wie sehr munterte mich dieser edle Greis nicht auf, seinem Beispiele auf dem festen Lande zu folgen. Er, und nach ihm Dr. *Haygarth* in *Bath* belebten den Geist der Wohlthätigkeit-Anstalten, welchen Dr. *Lettsom*, Dr. *Clark* und Dr. *Currie* in mir rege gemacht hatten.

Dr. *Ferriar*, ein Mann von mittlerem Alter, hat mich nicht allein sehr freundschaftlich aufgenommen, sondern auch bei der Besichtigung aller beschriebenen Institute begleitet. Wir sprachen besonders viel von den Wirkungen der *Digitalis*, über welchen Gegenstand Dr. *Ferriar* nach Dr. *Withering* gewiss am vollkommensten geschrieben hat. Es war mir sehr angenehm, dass meine Erfahrungen mit denjenigen übereinstimmten, welche Dr. *Fer-*

riar in Hinsicht der Wirkungen dieses Mittels in den letzteren Zeiten gemacht hat. Auch er überzeugt sich immer mehr, dass die *Digitalis purpurea* vorzüglich beim *Hydrohhorax*, und zwar besonders, wo derselbe bei alten Leuten und Trinkern vorkommt, nützlich seie.

Dr. *Ferriar* ist zugleich ein aktives Mitglied der *gelehrten Gesellschaft in Manchester*, welche bereits einige *Acta* bekannt gemacht hat.

Es thut mir sehr leid, dass ich diese interessante Stadt verlassen musste, ohne die Bekanntschaft der Herren *Henry* Vater und Sohn machen zu können. Diese beiden ausgezeichneten Kaufleute und Chemiker waren abwesend.

Birmingham.

Die Bevölkerung dieser, ebenfalls durch ihre Manufakturen berühmten, Stadt soll sich auf 70,000 Seelen belaufen. Die Zahl der Wohlthätigkeit - Anstalten in *Birmingham* ist verhältnissmässig kleiner, als in den übrigen Städten Englands. Doch ist hier das Elend nicht geringer, wie es besonders aus einer Abhandlung erhellet, welche ein Ungenannter über das Armenwesen in *Birmingham* geschrieben hat. *) Die Ursachen, warum die Wohlthätigkeit - Anstalten in dieser Stadt nicht gedeihen wollen, scheint zum Theile in dem Sektengeiste, welcher zwischen den verschiedenen Religions - Partheien hier mehr denn anderswo Platz findet, zu liegen. Die wenigen Anstalten, welche sich allhier befinden, sind indessen sehr vollkommen. Hieher gehört erstens das

*) The present situation of the town of *Birmingham* respecting its poor.

Spital.

Es besteht aus einem *Corps de Logis* und zwei Flügeln, die jedoch mit ersterem nicht in Verbindung stehen. Letztere dienen zur Aufnahme venerischer Kranker. Überhaupt wird keine Art Übel von diesem Krankenhause ausgeschlossen, als die Manie. Die Anzahl der Kranken beläuft sich gewöhnlich auf hundert. Kein Patient darf länger als zwei Monathe in dem Spitale bleiben, es sei dann, ein Attestat des Arztes oder Wundarztes bezeugten die Wahrscheinlichkeit der Heilung desselben durch die Verdoppelung der Zeit. In diesem Falle wird ein solcher Kranker wie ein neu-aufgenommener betrachtet. Das *Corps de Logis* hat zwei Stocke. Zu ebener Erde sieht man die Apotheke und Bade-Anstalt. Die Küche und das Vorraths-Zimmer befinden sich in dem unterirdischen Gebäude. Die Kranken-Säle, fünf an der Zahl, sind zu 24 bis 30 Betten bestimmt. Die Bettstellen sind von Eisen. Die Betten selbst haben Vorhänge. Da diese blau und weiss gestreift sind, so gewähren sie ein heiteres Ansehen. Die Bettdecken bestehen aus einer besondern Art von Teppichen. Der Boden in den Kranken-Sälen hat einen ungewöhnlichen Glanz. Ich glaubte, er sei mit Firniss überzogen, man behauptete aber, nein. Dieser Glanz soll nemlich daher kommen, dass man den Boden mit Bürsten reibet.

Die Kranken, welchen die ganze Speiseportion zugestanden wird, erhalten täglich Fleisch. Auch dürfen Wein und kostspielige Arzneien ohne Ausnahme verschrieben werden.

Die Ärzte und Wundärzte sind blos verbunden, die Kranken *ein* Mahl die Woche zu besuchen! Zu erstern gehört Dr. *John Johnston*. Ich wurde demselben durch Dr. *James Currie* empfohlen, für welche Empfehlung ich nicht genug danken kann. D. *Johnston* gewährte mir eine Aufnahme, auf die ein Fremder selten zählen kann. Das nemliche that dessen älterer Bruder *Edward*, ebenfalls Arzt. Dieser befand sich auf dem Lande unweit der Stadt. Beide Doctoren *Johnston* sind Söhne eines sehr ausgezeichneten Arztes, welcher vor seinem Tode die Praxis in *Worcester* ausgeübt hat. Dr. *John Johnston* reklamirte neulich in einem interessanten Werkchen die Entdeckung der salzsauern Räucherungen zur Vertilgung der fieberhaften Ansteckungsstoffe für seinen Vater, der sie lange vor Hrn. *Guyton Morveau* mit Erfolg angewandt haben soll. Er selbst ist Verfasser eines Buches über die Manie in Hinsicht auf *gerichtliche Arzneiwissenschaft*, und eines andern über *mineralische Gifte*. Überhaupt scheint die medizinische Polizei ein Lieblingsstudium des Dr. *John Johnston* zu seyn. Eine seltene Erscheinung unter den Englischen Ärzten! Er hat dieser Wissenschaft zu lieb Deutsch gelernt.

Hr. *Kennedy* ist erster Wundarzt. Ich begleitete ihn bei einem seiner Krankenbesuche. Bei dieser Gelegenheit sahe ich mehrere Operirte, welche sich in einer sehr hoffnungsvollen Lage befanden.

Blue Coat charity School.

So heisst eine Anstalt, welche Kinder, die ältern- und freundelos sind, oder armen Leuten zugehören, welche sie nicht erhalten können, aufnimmt, unterhält und erzieht. Die Knaben lernen Lesen, Schreiben und Rechnen; die Mädchen erhalten Unterricht im Nähen und in den übrigen Hausarbeiten. Die Anzahl der Knaben beläuft sich auf 150, jene der Mädchen auf 40. Das jährliche Einkommen dieser Anstalt besteht in 1327 Pfund Sterling. Es entspringt zum Theile aus freiwilligen Subskriptionen, zum Theile aus den Interessen von Vermächtnissen u. dgl.

Die Vorsteherinn dieses Instituts ist eine liebreiche Frau. Sie weiss dasselbe in der grössten Ordnung zu erhalten.

Arbeithaus.

Die beste Anstalt dieser Art, die ich in England gesehen habe, was ohne Zweifel der Aktivität und den Kenntnissen des Vorstehers derselben zuzuschreiben ist. Obwohl dieses Arbeithaus

nach dem fehlerhaften Plane der übrigen entworfen ist, und obwohl es über 300 Personen enthält, so habe ich doch durchaus Reinlichkeit und Ordnung angetroffen.

Die Bewohner dieser Armen-Anstalt sind in drei Klassen eingetheilt: Zur ersten gehören die arbeitfähigen Personen, zur zweiten diejenigen, welche, ohne eigentlich krank zu seyn, wegen Schwäche oder Alter doch nicht arbeiten können, und einer besondern Wartung bedürfen; die dritte besteht aus der Infirmerie, wohin die wirklich Kranken aus den zwei übrigen Klassen transferirt werden.

Die Kost allein soll wöchentlich für jede Person auf 2 Schillinge kommen.

Die *Gefängnisse* in *Birmingham* sind elend. *Howard* hat sie bereits strenge censurirt.

Eine interessante Bekanntschaft, die ich durch ein Empfehlungsschreiben des vortrefflichen Hrn. *Chevalier Landriani* aus Wien (dem ich mehrere Unterstützungen dieser Art schuldig bin) hier gemacht habe, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich spreche von dem Mechanikus und Chemiker, Hrn. *Watt*. Er wohnt auf seinem, zwei Eng-

lische Meilen von *Birmingham* entfernten, Landgute, das in einer romantischen Gegend liegt, und mit einem sehr schönen und grossen Garten geziert ist. Hr. *Watt* hat bekanntlich die Dampfmaschine *(Steam Engine)*, welche im Anfange des verflossenen Jahrhunderts durch *Savary* entdeckt wurde, dermassen verbessert, dass sie nun zu den vielfältigen Zwecken gebraucht werden kann, zu welchen sie allgemein in England dienet. Herr *Watt* ist in Gesellschaft mit Hrn. *Boulton*, und diess besonders in Hinsicht der berühmten *Münzmaschine*, welche bekanntlich eine ungeheure Menge Münzen in einer kurzen Zeit prägt. Ausser den gewöhnlichen Münzen wird hier, auf Bestellung der Ostindischen Compagnie, eine kleine Kupfermünze verfertigt, von welcher 700 Stücke auf ein Pfund (Gewicht) gehen. Diese soll die kleinste Münzsorte seyn, welche existirt. Die *Münzmaschine*, von welcher ich gesprochen habe, war nicht im Gange, als ich mich in *Birmingham* befand. Allein wäre diess auch nicht der Fall gewesen, so hätte ich solche, der Güte ungeachtet, mit welcher mich Hr. *Watt* aufnahm, dennoch nicht zu sehen bekommen. Er sowohl als Hr. *Boulton* sind nemlich überein gekommen, dieselbe niemanden zu zeigen. Diess geschehe nicht, um ein Geheimniss daraus zu machen, sondern blos, um den Zeitverlust zu ersparen, den das *Zeichnen* derselben veranlassen würde. Überhaupt soll dieser letzte Grund die Ursache seyn, warum viele Manufakturen und

sehenswürdige Gegenstände den Fremden in England nicht gezeigt werden. Wenn ich sage, den Fremden, so verstehe ich nicht allein die Ausländer, sondern selbst die Inländer, welchen eben so wenig als jenen der Zutritt dahin gestattet wird.

Bristol.

Der Weg von *Birmingham* nach *Bristol*, welcher 90 Meilen beträgt, führt durch *Worcester* und *Glocester*, zwei Städtchen, die allerdings einen Aufenthalt von meiner Seite verdient hätten, den ich mir aber aus Mangel an Zeit versagen musste.

Die Handelsstadt *Bristol* rivalisirt mit *Liverpool*. Jene besitzt allein 300 Kauffartei-Schiffe, welche zum auswärtigen Handel bestimmt sind. *Bristol* hat nebstdem den grössten Handel mit *London*.

Durch die Güte des Hrn. *Davy* hatte ich ein Empfehlungschreiben an Hrn. *Clayfield* in *Bristol* erhalten. Dieser ist ein ansehnlicher Kaufmann, der seine freien Stunden den physischen Wissenschaften widmet. Er empfing mich auf die zuvorkommendste Weise, und leistete mir die grössten Dienste während meiner Anwesenheit in dieser Stadt. Mein erster Schritt war in die

Infirmerie.

Sie ist nach einem grossen Plane angelegt, aber noch nicht ganz ausgebauet. Das Innere dieses Spitals ist besonders prächtig, und mehr nach Italiänischem als nach Englischem Geschmacke bestellt. Die Kranken-Säle sind gross, und enthalten gegen 30 Betten. Einige dieser Betten sind doppelt, und dienen für zwei Kranke. Dieses, übrigens so gut eingerichtete, Spital ist das einzige in England, das ein so abscheuliches Schauspiel darbiethet! Die Kranken-Säle sind übrigens sehr gut eingerichtet, reinlich, und besonders gut gelüftet. Die beste Ordnung herrscht in der Küche, in der Apotheke, so wie im ganzen Hause. Die Patienten mit äusserlichen Schäden sind von jenen mit innerlichen Übeln getrennt. Die chirurgischen Operationen werden in einem sehr schönen hiezu bestimmten Saale vorgenommen. Fieber-Säle werden hier vermisst. Die Anzahl der Kranken beläuft sich auf 140. Das Einkommen des Spitals kommt zum Theile von eigenen Kapitalien und zum Theile von Subskriptionen her. Hr. *Turner* schenkte demselben 1000 Pfund Sterling, und jede seiner drei Schwestern that das nemliche. Vor kurzem übersandte ein Ungenannter ein Geschenk von ebenfalls 1000 Pfund Sterling.

Der in diesem Krankenhause angestellte Apotheker, Hr. *Tomas Webb Dyer*, ist ein besonders inter-

essanter Mann. Er ist nicht allein ein vortreffli-cher Chemist und Botaniker, sondern er hat auch grosse Kenntnisse als Arzt. Wenige Particuliers sind im Besitze einer so kostspieligen Bibliothek, wie Hr. *Dyer*. Da er mehrere Sprachen kennt, so ist nicht zu bewundern, dass er auch mit der Literatur des Auslandes bekannt ist.

Hr. *Dyer* macht starken Gebrauch von dem *essigsauern Quecksilber* in der *Lues*. Dieses Prä-parat soll selten Diarrhöe oder Speichelfluss her-vorbringen, und übrigens sehr sicher wirken. *Ca-nabis sativa* verschreibt Hr. *Dyer* öfters statt des Opiums. Es soll die Schmerzen stillen, ohne eine so beträchtliche Schwäche zu hinterlassen.

Pneumatische Institution.

Dieses Institut wurde vor mehreren Jahren durch Subskription errichtet, als man sich nemlich noch schmeichelte, in der Anwendung verschiedener Luft-Gattungen grosse Heilmittel besonders gegen Brustbeschwerden entdeckt zu haben. Seitdem die-se Hoffnung wenigstens grösstentheils vereitelt ist, dienet es beinahe blos zum *Dispensary*. Doch werden hie und da noch einige pneumatische und andere Versuche darin vorgenommen.

Der berühmte Dr. *Beddoes* steht der pneuma-tischen Institution, die eigentlich ihm ihre Entste-

hung zu verdanken hat, mit vielem Eifer vor. Ich war sehr begierig, die persönliche Bekanntschaft dieses Arztes, über welchen so verschiedentlich im Inn- und Auslande geurtheilt wird, zu machen. Ich hatte mir zu diesem Zwecke mehrere Empfehlungsschreiben an ihn verschaft. Unter andern hatte mir selbst dessen Schwiegervater Hr. *Edgeworth*, den ich mit seiner interessanten Familie in *Paris* bei Madame *Lavoisier* kennen lernte, ein Schreiben an ihn gegeben.

Dr. *Beddoes* wohnt eigentlich nicht in *Bristol*, sondern in dem benachbarten, zur Stadt gehörenden, sogenannten Dorfe *Clyfton*. Alle dessen Bekannten hatten mir vorher gesagt, dass ich an Dr. *Beddoes* einen Mann finden würde, dessen *premier abord* zurückschreckend sei. Ich übergab beim Eintritt in dessen Hause dem Bedienten mein Empfehlungschreiben, damit sein Herr dadurch doch etwas vorbereitet würde. Nach einer halben Viertelstunde erschien Dr. *Beddoes* mit einem Paar Bücher unter dem Arme. Das erste Wort, was er mit mir sprach, war: Welcher Dr. *Frank* sind sie? denn ich weiss, es gibt deren viele. Bevor ich noch antworten konnte, legte er mir der Reihe nach jene von lauter *Frank*'s verfassten Werke vor, immer fragend: Sind Sie der? Das erste, was mir unter die Augen kam, war eine *Materia Medica* von *Salomon Frank*. Ich protestirte. Hierauf erfolgten einige meiner Werke, die ich zur Erläute-

rung des Brownischen Systems geschrieben habe. Als er mich nun erkannt hatte, wurde auch *Brown* der erste Gegenstand unseres Gespräches. Wir waren bald über dasjenige einig, was in diesen Werken zu loben oder zu tadeln ist. Als die Rede auf die ausländische medizinische Literatur kam, erfuhr ich, dass Dr. *Beddoes* so gut Deutsch als Englisch liest, und vollkommen mit unsern besten Schriftstellern bekannt ist. Unter allen Ansichten, unter welchen man die Heilkünde in dem gegenwärtigen Augenblicke behandelt, gefällt ihm die *Reilische* am besten. Dr. *Beddoes* verrieth in seinem Gespräche, welches stets interessanter wurde, das nemliche Feuer, das man in seinen Schriften wahrnimmt. Sowohl bei dieser Gelegenheit als nachher bestand Dr. *Beddoes* immer auf dem, was er in seinen Werken in Hinsicht des Nutzens verschiedener Gasarten und der *Digitalis purpurea* in Lungensuchten bekannt gemacht hat. Er behält sich vor, mehreres über diesen Gegenstand dem Publikum nachzutragen. Das Einathmen des *oxydirten Stickstoffgases* soll bei Lähmungen Nutzen gestiftet haben. Das *kohlenhaltige Wasserstoffgas* (Gaz *hydrocarbonique*) dürfte bei eingeklemmten Brüchen angewendet werden, um den Kranken in Ohnmacht zu stürzen, und während dieser Zeit die Reposition des Bruches zu versuchen. Die *salzsaure Kalk-Erde* ist bei scrophulösen Krankheiten allen anderen Mitteln vorzuziehen. *Angina pectoris* ist nicht immer da vorhanden, wo die *Arteriae coronariae*

verknöchert sind. *Materia pureformis* dürfte in Hinsicht auf chemische Bestandtheile nicht vom *Pus* unterschieden seyn. Das *Mineralwasser* von *Hotwell*, nahe bei *Bristol*, heilt wirklich hie und da den *Diabetes*. So weit der Auszug von Dr. *Beddoes* Gesprächen. Nun einige Bemerkungen über die Quelle, *Hotwell* genannt.

Der Sage nach wurde diese Quelle von einigen Matrosen entdeckt, welche sich durch das Trinken des erwähnten Mineralwassers von scorbutischen Beschwerden und alten Geschwüren heilten. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts soll sie durch die Heilung mehrerer diabetischer Patienten berühmt geworden seyn. Das Wasser von *Hotwell* hat 76 Grade F., und enthält Selenit, Seesalz und kohlensaure Kalk-Erde. *Hotwell* ist gegenwärtig auf das vollkommenste eingerichtet, und wird von einer ungeheuern Menge Menschen besucht. Die Lage des Gesundheit-Brunnens könnte nicht schöner seyn. Er liegt zwischen dem Fusse eines Felsen und dem Ufer des Flusses *Avon*. Dieser Fluss hat Ebbe und Fluth. Während dieser ist er im Stande, Kriegsschiffe von 70 Kanonen zu tragen. Wer sich daher auf den Felsen begibt, geniesst das grosse Schauspiel, Kriegsschiffe unter sich vorbeifahren zu sehen.

Bristol besitzt nebst den bisher beschriebenen Instituten noch mehrere kleine Anstalten für Arme und Kranke. Da man mir aber allgemein sagte

sie böthen nichts besonderes Merkwürdiges dar, und da ich die kurze Zeit, welche ich mich hier aufhielt, Dr. *Beddoes* vorzüglich widmen wollte, so habe ich jene Anstalten nicht besucht. Aus der nemlichen Ursache überging ich die Gefängnisse, die sehr elend seyn sollen.

Dr. *Beddoes* Schwager, Hr. *King*, ein Schweitzer, ist ein ausgezeichneter Wundarzt. Er verrichtete vor kurzem die Extirpation eines krebsartigen Auges. Der gegenwärtige Zustand des Kranken ist vielversprechend. Hr. *King* theilte mir folgenden Fall mit: Ein Epilepticus, dessen Anfälle sich zwei Mahl in der Woche zeigten, und immer durch eine sonderbare Empfindung in den Spitzen der Finger der rechten Hand angekündigt wurden, wurde durch ein Haarseil, das man an dem nemlichen Arme angebracht hat, vollkommen geheilt.

B a t h.

In drei Stunden legte ich den Weg zwischen *Bristol* und *Bath* zurück. Diese wegen ihrer Bäder so berühmte Stadt liegt in einem Kessel, und ist rings umher mit den fruchtbarsten Hügeln umgeben. Ich glaube nicht, dass eine schönere Stadt als *Bath* existirt. Überaus schön sind zwei Plätze, *Circus* und *Crescent* genannt. Letzterer besteht aus dreissig prächtigen Häusern, welche auf Art eines Amphitheaters gebaut sind, und beherrscht die schönste Aussicht, theils über den übrigen Theil der Stadt, theils über eine Wiese, durch welche der Fluss *Avon* fliesst, und die sich bis an die benachbarten Hügel erstreckt.

Hr. *Warner*, ein Geistlicher, hat die Geschichte von *Bath* geschrieben. Dieses Werk wird für klassisch angesehen. Durch Hrn. *Warner's* Güte habe ich Gelegenheit gehabt, meinen Aufenthalt in *Bath* eben so angenehm als lehrreich zu machen. Ich hatte diesen interessanten und liebens-

würdigen Mann in *Birmingham* kennen gelernet. Ich kann demselben nicht genug für die vielen Beweise von Güte und Freundschaft danken, die er mir während meines Aufenthalts in *Bath* gegeben hat.

Der erste Gegenstand, welcher meine Aufmerksamkeit allhier auf sich zog, war das *Mineralwasser*. Dasselbe ist von verschiedenen, vorzüglich aber von den Doctoren *Lucas*, *Charlton*, *Falconer* und *Gibbes* *) beschrieben worden. Es kommt aus drei verschiedenen Quellen, *Kings-Bath*, *Hot-Bath* und *Cross-Bath* genannt. Dr. *Gibbes* Analyse ist folgende:

1) Die mittlere Temperatur, d. h. jene von *Kings-Bath* ist 114 Grade. Ein wenig höher ist die Temperatur von *Hot-Bath*. Jene von *Cross-Bath* ist 96 Grade.

2) Das Kohlensaure und Stickstoffgas sind in sehr kleiner Menge in dem Wasser enthalten. Das kohlensaure Gas übersättigt die kohlensaure Kalk-Erde. Folgende Gasarten entwickeln sich aus der Quelle, und erscheinen auf der Oberfläche des Wassers in Gestalt von Blasen:

*) A treatise on the *Bath Waters* By *Georg Smith Gibbes*. *Bath* 1800. A Second treatise on the *Bath Waters* comprehending their medicinal powers by *G. S. Gibbes*. *Bath* 1803.

a — Stickstoff - Gas		80
b — Kohlensaures Gas		15.
c — Sauerstoff - Gas		05.

3) Eisen sehr zertheilt, und in kleiner Menge.

4) Schwefelsaure Kalk - Erde im Verhältniss von 40 zum trocknen Residuum.

5) Übersättigte kohlensaure Kalk-Erde.	. . .	20.
6) Kiesel - Erde.		15.
7) Alaun.		05.
8) Küchensalz und schwefelsaure Soda.	. . .	20.

Die festen Bestandtheile bilden ungefähr den 660 Theil des Wassers.

Die Anzahl der öffentlichen Bäder in der Stadt beläuft sich auf vier: nemlich *Kings - Bath* und *Queen*'s - *Bath* (welche vereinigt sind), dann *Hot-Bath* und *Cross - Bath.* Sie biethen insgesammt prächtige Gebäude dar, in welchen sowohl das Wasser zum Trinken ausgeschenkt, als die Gelegenheit zum Baden dargebothen wird.

Das Trinken des Bath - Wassers bringt bei Einigen fieberhafte Bewegungen hervor. Andere empfinden sich erfrischt darauf. Bei vielen vertritt es die Stelle geistiger Getränke. Das beste Zeichen, dass das Trinken dieser Wasser behage, ist nach Dr. *Falconer* die vermehrte Absönderung des Harns. Dr. *Gibbes* stimmt dieser Behauptung nicht

ohne Ausnahme bei. Vorzüglich nützlich beweist sich das Trinken des Bath-Wassers bei podagrischen und rheumatischen Beschwerden, in Lähmungen, Bleikoliken, Convulsionen, in Lebererhärtungen und Hautausschlägen, besonders im *Herpes* und der *Lepra*.

Sehr oft nimmt man auch das Baden in diesem Wasser zu Hülfe. Dr. *Gibbes* stimmt *Marcard's* Meinung über die Wirkungen der warmen Bäder bei.

Schädlich ist das hiesige Wasser bei Neigung zu Blutflüssen und Entzündungen.

Keine Stadt in England biethet zur Badezeit (vorzüglich im Winter) so viele Ergötzung dar, als *Bath*. Es ist aber auch gesorgt, dass die Armen von den Quellen Nutzen ziehen können. Zu diesem Endzwecke besteht das

Allgemeine Spital.

Es wurde im Jahre 1738 durch Subskription gestiftet und gebaut. Hr. *Richard Nasch*, dem *Bath* Vieles zu verdanken hat, hat am mächtigsten zur Errichtung dieser Anstalt mitgewirket. Die Einwohner von *Bath* sind von derselben ausgeschlossen. Da dieses Spital blos für solche Kranke gestiftet wurde, denen das hiesige Bad ange-

zeigt ist, so wird kein Patient angenommen, bevor man nicht dessen Krankengeschichte untersucht, und sich überzeugt hat, dass die Bäder seinem Übel angemessen sind. Diese Untersuchung wird von einem Ausschusse von Ärzten vorgenommen. Die Kranken müssen ferner ein Zeugniss von Armuth von der Obrigkeit mitbringen. Die Kur wird mit dem Mineral-Wasser angefangen. Will dieses nicht helfen, so geht man zu anderen Mitteln über. Dr. *Gibbes* scheint daher richtig zu bemerken, dass nicht alle aus diesem Spitale Entlassenen ihre Herstellung dem Wasser zu verdanken haben. Die Kranken müssen jedoch in die öffentlichen Badehäuser gehen, weil das Spital selbst keine Bade-Anstalt besitzt.

Dispensary und Asylum.

Da die Armen aus der Stadt von der erwähnten Anstalt ausgeschlossen sind, so haben mehrere wohlthätige Menschen im Jahre 1747 ein Spital für dieselben errichtet. Dieses Spital wurde 1792 sehr vergrössert und verbessert. Es erhielt damahls den Nahmen: *Der Stadt Bath Dispensarie und Asylum.* Die Kranken, welche zu Hause bleiben können, erhalten die Mittel, das Bad zu benützen, von dieser Anstalt; ganz Unvermögende werden in dieselbe aufgenommen.

Bellot's Hospital.

Dieses Spital ist für zwölf arme Männer und Weiber gestiftet. Jeder Kranke hat ein eigenes Zimmer, und die Erlaubniss, zu baden. Zu seiner Verköstigung erhält er wöchentlich anderthalb Schillinge. Diese Anstalt ist ein halbes Jahr hindurch offen. Auch hier werden blos Fremde aufgenommen, die mit den gehörigen Zeugnissen von Armuth und Krankheit versehen sind.

Spital für plötzliche Zufälle.

Im Jahre 1778 wurde diese Anstalt durch einige Einwohner von *Bath* eröffnet, um Arme, welche das Unglück haben sollten, verletzt, oder sonst durch unerwartete Zufälle beschädigt zu werden, aufzunehmen. Es ist allda blos *ein* Wundarzt angestellt.

Institut für Kindbetterinnen.

Dieses Institut ist im kleinen, wie jenes in *Liverpool* eingerichtet. Eben so die Gesellschaft von *Freunden der Fremden*.

Bath ist so glücklich, mehrere der vorzüglichsten Ärzte Englands zu besitzen. Ich hatte das Vergnügen, sie alle kennen zu lernen, und von

ihrem Umgange drei Tage hindurch Nutzen zu schöpfen.

Dr. *Falconer* hat nicht allein über die Wässer von *Bath*, sondern auch *über den Einfluss des Klima* auf *Erzeugung der Krankheiten*, *über die Wirkungen der Leidenschaften* und *über den Puls* geschrieben. Letzterem Werke räumt er den Vorzug selbst ein. Dr. *Falconer* wird nächstens eine Abhandlung über die *Ischias* in den Londner Bemerkungen bekannt machen. Der Zustand des kranken Fusses ist bei diesem Übel, wie Dr. *Falconer* richtig bemerkt, sehr von jenem des gesunden verschieden. An diesem haben die Muskeln die gehörige Festigkeit, dort sind sie erschlafft. Der gesunde Hinterbacken ist von dem Schenkel durch seine halbzirkelförmige Krümmung unterschieden, der kranke hingegen geht ohne Krümmung gerade in den Schenkel über. Auch ist der Hinterbacken auf der leidenden Seite meistens breiter. Dr. *Falconer* hat die über diesen Gegenstand gesammelten Thatsachen in eine Tabelle gebracht, die ich meinen Lesern hier mittheile.

Tabelle von den Fällen von Ischias,

welche vom 1ten Mai 1785 bis den 7ten April 1801 in das Spital von *Bath* aufgenommen wurden.

Alter	Geheilt	Viel besser	Besser	Nicht besser	Unschicklich	Unordentlich	Gestorben	*Summe*
Unter 10 Jahr		5	8	1	9			23
Von 10 bis 20 Jahr	30	24	32	9	34		2	131
Von 20 bis 30 Jahr	20	48	28	13	34	2	1	146
Von 30 bis 40 Jahr	22	29	18	2	24	3		98
Von 40 bis 50 Jahr	21	30	15	7	16	3		92
Von 50 bis 60 Jahr	8	25	6	1	5	2	2 an Pocken	49
Von 60 und drüber	2	7	4			3	1 an Pocken	17
Summe	103	168	111	33	122	13	6	556

Dr. *Parry* geniesst die allgemeine Achtung von England; dessen Werk über die sogenannte *Angina pectoris* *) enthält die merkwürdigsten Thatsachen. Es war sowohl dem Dr. *Parry* als vielen andern Engländern sehr auffallend, als sie erfuhren, dass die Deutschen das Wort *Angina* mit *Bräune* übersetzten. *Angina* soll hier *Beklemmung* heissen. Freilich ist jenes Wort nicht streng Lateinisch, wesswegen man ihm gern ein anderes substituiren wollte. — Dr. *Parry* schlägt vor, die *Angina pectoris Syncope Angens* zu heissen. Nach diesen Erklärungen wird man, hoffe ich, nichts sonderbares mehr an der Benennung dieser Krankheit finden.

Dr. *Parry* führt ein angenehmes Haus, und lässt seiner Familie eine sehr schöne Erziehung geben. Einer seiner Söhne, ein sehr liebenswürdiger, wohlunterrichteter junger Mann, ebenfalls Arzt, spricht vollkommen Deutsch. Dessen Schwestern haben ausgezeichnete Musiktalente. Ich spreche hier nicht von den vielen Beweisen von Freundschaft, die ich in Dr. *Parry*'s Hause erhalten habe, weil ich keine Ausdrücke finden würde, sie zu beschreiben.

*) An Anginy io to the Symptoms and causes of the Syncope Anginosa, illustrated by Dissections *Bath* 1799.

Dr. *Haygarth*, von welchem ich bereits mehrere Mahle rühmliche Meldung gemacht habe, übt ebenfalls die Praxis in *Bath* aus. Er wohnte ehemahls in *Chester*, hat aber nun seit sechs Jahren seinen Aufenthalt gewechselt. Er ist ein Mann, der für das allgemeine Beste brennt. Dass die Wohlthätigkeit-Anstalten und die Ansteckungstoffe der Hauptgegenstand unserer Gespräche waren, wird sich wohl von selbst voraussehen lassen. Ich bin stolz, die Bekanntschaft dieses wichtigen Mannes gemacht zu haben.

Dr. *Gibbes* ist selbst im Auslande als ausgezeichneter Chemiker bekannt. Dessen Versuche in Hinsicht des *Spermaceti (matiere-adipo-cireuse)* haben allgemeines Aufsehen erregt. Hrn. *Scherers* Journal hat dieselben besonders ausführlich angeführt. Bekanntlich hat Dr. *Gibbes* eine Fabrike von *Spermaceti* angelegt, die aber seit einiger Zeit in Verfall gerathen ist. Er hat zu diesem Endzwecke aus dem krepirten Viehe ganzer Provinzen Nutzen zu ziehen gesucht. Ich sah einige Proben von *Spermaceti*, welches aus den Muskeln von Pferden bereitet war, die dem Wachse nicht viel nachstanden. Dr. *Gibbes* Verfahren ist ein Geheimniss. So viel ist aber bekannt, dass der ganze Process in einer Fäulniss animalischer Substanzen ohne den Zutritt der Luft bestehe. Man weiss auch, dass Dr. *Gibbes* die Substanzen, aus

welchen er *Spermaceti* bereiten will, unter dem Wasser verwesen lässt.

Ich bin überzeugt, dass diese ganze Verfahrungsweise grosse Aufschlüsse über die Entstehung der *Speckgeschwulste* im menschlichen Körper geben könnte. Höchst wahrscheinlich verdanken dieselben ihre Entstehung ebenfalls einer Art Verwesung der Muskeln oder anderen Theile unseres Körpers.

Dr. *Gibbes* ist auch praktischer Arzt. Wir sprachen besonders über die Surrogaten der Chinarinde. Er gibt in dieser Hinsicht dem *Cortex Salicis latifoliae* den Vorzug. Diese Rinde soll besonders in der Phthisis, wo man stärken will, sehr wohl, ja viel besser, als die China selbst bekommen. Hr. *William White*, Apotheker im Spitale zu *Bath*, hat über den *Cortex Salicis latifoliae* eine interessante Abhandlung geschrieben. *) Dr. *Gibbes* ist ferner in der ausländischen Literatur sehr bewandert. Ich werde mich stets mit Vergnügen der Zeit erinnern, die ich in dessen Gesellschaft zugebracht habe.

*) Observations and Exprimenls on the Broadleaved *Willow Bark* illustrated with cases by *W. White. Bath* 1798.

Portsmouth.

Ich reiste den 28ten Juli 1803 von *Bath* ab, um mich über *Salisbury* und *Southampton* nach *Portsmouth* zu begeben. Von *Bath* nach *Southampton* sind gegen 80 Meilen. Ich legte sie in *einem* Tage zurück. Die Gegend war im Anfange bergig und unfruchtbar, so wie ich aber *Salisbury* passirt hatte, und dem neuen Walde *(New forest)* näher kam, wurde sie immer schöner und fruchtbarer. Den folgenden Tag schiffte ich mich in *Southampton* ein, und fuhr auf dem Seearme bis nach *Portsmouth*. Während dieser Fahrt liess ich die Insel *Wight* auf meiner rechten, und sahe die Flotte von *Speathead* vor mir. Zu Mittag langte ich in *Portsmouth* an. Ich begab mich alsogleich zu Dr. *Lied*, einem Sohne des berühmten Arztes, welcher über den Scorbut klassisch geschrieben hat. Obwohl ich kein Empfehlungschreiben an Dr. *Lied* hatte, so empfing er mich jedoch sehr freundschaftlich, und übernahm es selbst, mir die berühmte Kranken-

Anstalt für das Seevolk, *Haslar-Spital* genannt, zu zeigen.

Haslar-Spital.

Da das Locale dieses Spitals bereits von Verschiedenen, unter andern von dem seligen *Hunczowsky* ausführlich beschrieben worden ist, so werde ich hier vorzüglich von der innern Einrichtung desselben sprechen. So viel will ich jedoch erinnern, dass die Gestalt dieses Krankenhauses ein Viereck, welches jedoch von hinten nicht ganz verschlossen ist, vorstellt, dass die zwei Seitenflügel verdoppelt, d. h. dass in dem Innern des Gebäudes zwei ähnliche mit dem äusseren in einiger Entfernung parallel laufende Flügel angebracht sind, und dass dieses Krankenhaus dicht am Meere liegt, so, dass die See während der Fluth unter demselben strömt, und die allda befindlichen Kloaken abspült.

Das *Haslar-Spital* ist ausschlüsslich für die Matrosen und Soldaten der k. Marine bestimmet. Es haben in demselben 2100 Patienten Platz, wenigstens stehen die Betten für so viele Kranke stets bereit. In dem Augenblicke, wo ich diese Anstalt besuchte, waren nur 300 Kranke darin. Die meisten Kranken-Säle sind auf 20 Betten eingerichtet. In jedem derselben befinden sich zwei Betten, die so eingerichtet sind, dass man die obere Hälfte

derselben aufschrauben, und dem Patienten nach Wunsch eine höhere Lage geben kann. Bei vielen Brustkrankheiten, besonders bei der Brustwassersucht, müssen dergleichen Betten eine wahre Wohlthat für den Patienten seyn. Ferner sahe ich einige Betten für Kranke, die man nicht viel bewegen darf, z. B. für solche, die mit Beinbrüchen behaftet sind. Bei diesen Betten ist folgende Einrichtung getroffen: Nebst dem gewöhnlichen untern Leintuche liegt ein zweites auf demselben, das in eine hölzerne Rahme gefasst ist. An den vier Ecken dieser Rahme sind Stricke angebracht, welche ober dem Bette durch vier Rollen gehen, und sich dann vereinigen. Zieht man diese Stricke an ihrem Vereinigungs-Orte an, so erhebt man das angespannte Leintuch mit dem darauf sich befindenden Patienten von dem auf der Matratze liegenden Leintuche. Da nun in der Mitte jenes Leintuches eine Öffnung angebracht ist, so kann der Patient durch dieselbe seine Nothdurft verrichten. Während der Patient so erhoben ist, kann man das Bett richten oder wechseln, und ihn sodann wieder herablassen.

Der grosse Raum, welcher in diesem Krankenhause gewöhnlich frei stehet, erlaubt, dass folgende vortreffliche Massregeln daselbst Platz finden können: Nie werden gefährliche Kranke neben einander gelegt, sondern immer wird *ein* Bett zwichen ihnen frei gelassen. Auf diese Art dienen

für einen jeden solcher Kranken zwei Betten, eine Wohlthat, die sich nicht beschreiben lässt. Man muss selbst lange krank gewesen seyn, um dieselbe einzusehen.

Ein anderer nicht minder vortheilhafter Gebrauch ist folgender: Wie ein Kranken-Saal ein Mahl die gehörige Anzahl Patienten enthält, so werden die durch den Abgang derselben entledigten Betten nicht minder mit neu aufgenommenen Kranken belegt. Diese werden nemlich alsogleich in einen frischen Saal gebracht. So bald der erste Saal ganz leer ist, wird er gelüftet und geweisset. Auf diese Art geht der Wechsel der Säle durch das ganze Krankenhaus fort.

Um diesen Gebrauch nachzuahmen, muss man natürlich viel leeren Raum haben. Indessen ist diess in mehreren Spitälern der Fall, ohne dass man diesen Umstand zu benutzen dächte. Was mich betrift, so kann ich nicht genug den Wechsel der Säle anempfehlen, damit man bei Errichtungen neuer Spitäler auf diesen Umstand Rücksicht nehme. Obwohl ich von der andern Seite einsehe, dass ein solches Verfahren mit Unkosten verbunden ist.

Es ist beinahe überflüssig zu erinnern, dass in einem Spitale dieser Art die Krankheiten nach ihrer verschiedenen Natur abgetheilt sind. Diese Abtheilung ist so strenge, dass selbst alle

Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Abtheilungen untersagt ist. Dieses ist besonders der Fall in Hinsicht auf *Fieber - Pocken - Masern -* und *Scharlach - Säle.* Dieselben haben ihre eigenen Wärter, die niemahls mit den übrigen Personen im Krankenhause umgehen können. Selbst die Reconvalescenten nach ansteckenden Krankheiten dürfen mit den übrigen Wiedergenesenden nicht umgehen. Da sie jedoch in einem gemeinschaftlichen Hofe spazieren gehen, so ist ihre nähere Zusammentreffung durch das Aufstellen einer Schildwache verhindert. Damit diese die Ordnung leichter erhalten könne, haben die Reconvalescenten auf ihrer Kleidung und der Wäsche folgende, mit grossen Lettern bezeichneten, Inschriften: *Fieber*, *Pocken*, *Masern*, *Krätze.*

Wie ein Kranker, besonders ein Kranker mit Fieber, aufgenommen wird, erhält er vor allem, wenn es nur immer seine Umstände erlauben, ein Bad. Nach diesem wird ihm die Spitalwäsche und Kleidung angelegt.

Zwei Primarärzte und Wundärzte versehen dieses Spital. Einem jeden unter diesen sind einige Assistenten zugestanden. Die Kranken werden täglich von den Primarärzten und Wundärzten besucht. Da jedoch die Assistenten vor diesen den Besuch abstatten, so fügt es sich, dass die Primarärzte bei gewissen chronischen Übeln und bei den Reconva-

lescenten die Assistenten blos fragen, ob etwas neues vorgefallen sei oder nicht, und im Falle einer verneinenden Antwort weiter gehen. Dieser Umstand mag Hrn. *Hunczowsky* verleitet haben, in seiner Reisebeschreibung zu sagen: Die Primarärzte sehen blos in die Säle, fragten, ob es nichts neues gäbe, und gingen dann davon. Diess ist nimmermehr der Fall mit den Kranken-Sälen, in welchen Patienten von einiger Wichtigkeit liegen.

Die Diät ist in diesem Spitale sehr gut. Man hat vorzüglich darauf zu sehen, die Wiedergenesenden zu ihrer gewöhnlichen Kost zurückzuführen. Daher besteht die ganze Speiseportion in der gewöhnlichen Matrosenkost. Auf diesen Umstand sollte man in allen Spitälern Rücksicht nehmen, und die ganze Speiseportion immer so einrichten, dass sie mit der in einem jeden Lande eigenen Kost des gemeinen Mannes übereinstimme.

Die Krankheiten, welche sich im *Haslar-Spitale* befanden, hatten nichts eigenes. Der Scorbut ist eigentlich aus der Englischen Marine verbannt. Nur Schiffe, die bei grossen Reisen in unglückliche Lagen gekommen, biethen Beispiele dieser Art dar. Mehrere schreiben die Verbreitung des Scorbuts auf der Englischen Marine dem allda angeblich eingeführten Gebrauche des Sauerkrauts zu. Dr. *Lied* versicherte mich, dass sich das Englische See-

volk an diese Nahrung nie habe gewöhnen wollen, und dass man daher selbige gar nicht gebrauche.

Der Typhus herrscht hingegen sehr häufig unter dem Seevolke. Dr. *Lied* hat dieser Krankheit auch sein besonderes Interesse geweihet. Er hat die meisten Behandlungsarten dieser Krankheit versucht, und das Resultat in sehr interessanten Tabellen aufgestellt. Die ganz *inactive Behandlung* schlug zwar nicht schlecht an, musste doch andern Methoden nachstehen. Für *Campher* und *Bisam* erhielt er kein besonders vortheilhaftes Resultat. *Cortex peruvianus* ist besser gelungen. Das *Aderlassen* war am nachtheiligsten. Am besten schlugen der Gebrauch eines Brech- und abführenden Mittels im Anfange, und sodann *Antimonialia* sammt *Blasenpflaster* an. Bei dieser Methode ist auch Dr. *Lied* stehen geblieben.

Nach Besichtigung dieses Krankenhauses begab ich mich auf die Rückreise nach der Hauptstadt. *Portsmouth* liegt 70 Meilen von *London.* Hier hielt ich mich noch einige Tage auf, und trat sodann den 10ten August 1803 meine Reise nach *Harrwich* an. Da schiffte ich mich aus Mangel eines Paquetbothes auf ein Schiffsboth ein, worauf ich nach einer Fahrt von 9 Tagen den Dänischen Hafen *Husum* erreichte. Ich kann das Gefühl nicht beschreiben, welches ich em-

pfunden, als ich England nach und nach aus dem Gesichte verlohren habe! Unvergesslich wird mir mein dortiger Aufenthalt bleiben, und nie werde ich aufhören, die aufrichtigsten Wünsche für das Wohl dieses unvergleichlichen Landes zu machen!

Ende des zweiten und letzten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Frank, Joseph,

Dr. Joseph Frank's, öffentlichen Lehrers der Pathologie und allgemeinen Therapie auf der Kaiserlich Russischen Universität zu Wilna ... Reise nach Paris, London und einem grossen Theile des übrigen Englands und Schottlands in Beziehung auf Spitaeler, Versorgungshäuser, übrige Armen-
Bd.: 2

Wien 1805

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Med.1911(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301224-5